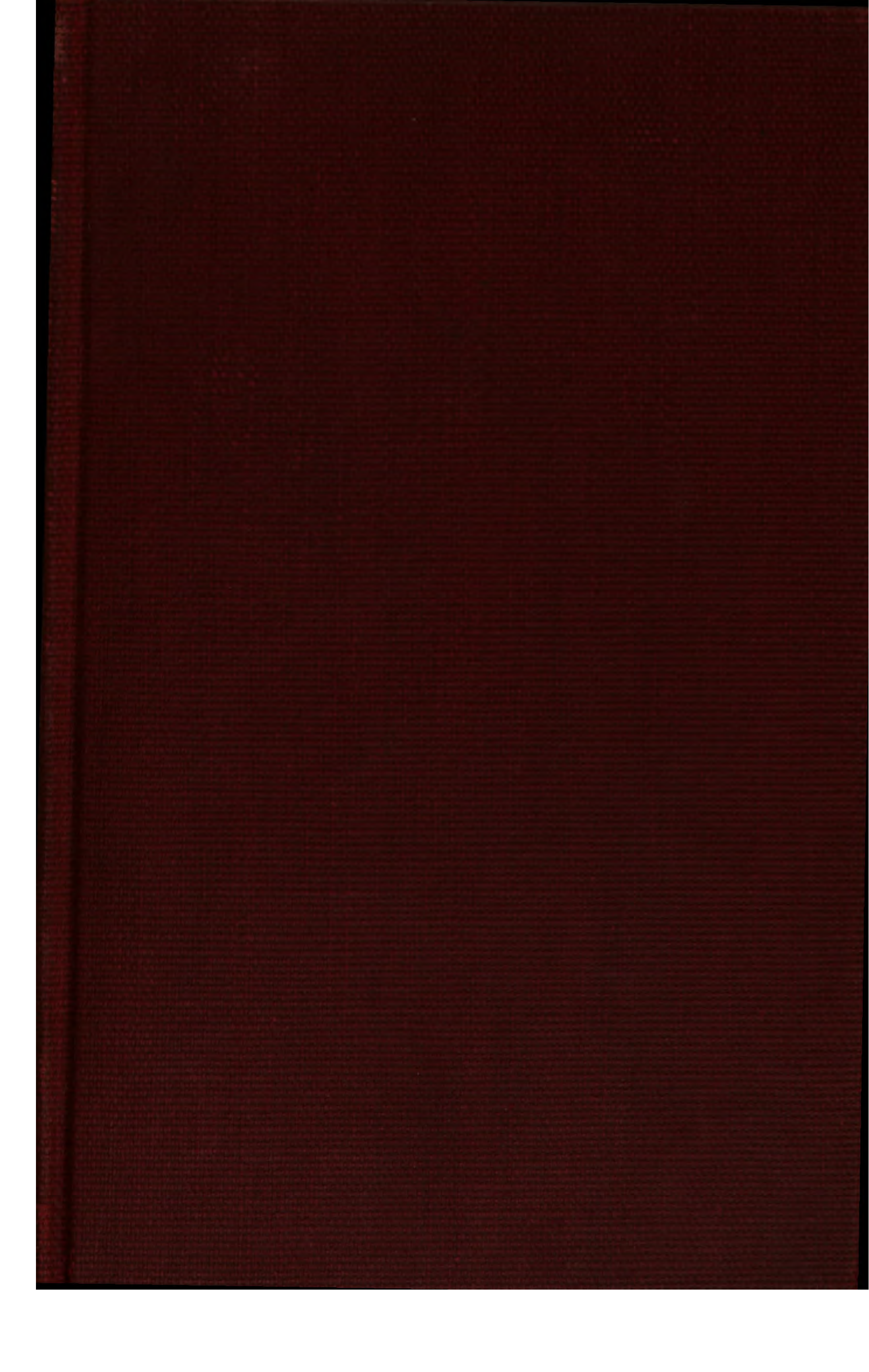
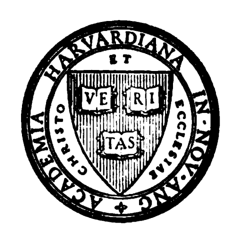



CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS
ACADEMIA HARVARDIANA IN NOV ANG



* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane
aller Völker.
23. Jahrgang. • Band 13.

Die holde Törin.

Roman von

Ida Boy-Ed.

Erster Band.

Stuttgart 1907.
Verlag von J. Engelhorn.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Herrn Dr. Julius Scharlach

in Verehrung gewidmet.

Erstes Kapitel.

Axel Wernefeld hatte vierzehn Tage in Berlin zugebracht, sich aber natürlich in dieser Zeit nicht mit den Entfernungen nach allen Richtungen hin vertraut machen können. Weil es ihm nun das eine und andere Mal geschehen war, daß er zu einer Zusammenkunft zu spät gekommen, anstatt, wie er gewünscht hätte, auf die Minute, beeilte er sich sehr, den Bahnhof zu erreichen, um nur ja nicht den zur Abreise bestimmten Zug zu versäumen. So kam er viel zu früh.

Nun hatte er eine nicht gesuchte und im Grunde kaum erwünschte Gelegenheit, einsam inmitten einer eiligen Menge noch einmal über die Ergebnisse seines Aufenthalts nachzudenken. Eine günstigere Umwelt, solchen Gedanken nachzuhängen, konnte es für ihn nicht geben. Denn alles ringsum schien beinahe mit Roheit zu sagen: Jeder für sich! Keiner für den anderen!

Von den Bahnsteigen her, durch die engen Pässe der Kartenkontrolle drängte sich ab und an eine kleine Menschenherde, die ein angekommener Zug entlassen, auf den großen Querdamm. Rücksichtslos nahm jedermann seinen Weg; wer darin stand, ward gestoßen, wenn er nicht auswich. Es sah gerade aus, als ob alle diese Menschen wie von einer fixen Idee besessen seien, als habe der Dämon der Eile sie erfaßt und täusche ihnen vor, daß das glückliche Ende der Reise, nach ihrer Dauer von Stunden oder gar Tagen, nun von ein paar Sekunden Zeitgewinn abhänge.

Das harte Licht der elektrischen Lampen füllte die weite Halle mit Tageshelle; wie Riesenopale, von dünnen Netzen umsponnen, hingen sie da oben. Und das Glasdach mit dem Eisengerippe erweckte die Vorstellung von winterlicher Kälte. Denn die Scheiben in der gewölbten Höhe, da spiegelnd und blinkend bestrahlt, dort in unsicherem Halbdämmer schwarzblank gleißend, sahen aus wie klare Eisflächen. In Wahrheit wehte aber draußen in der Nacht über dieses durchleuchtete Bahnhofungeheuer hin ein lauer Frühlingswind.

Den trockenen Dunst von Kohle und Staub schmeckte Axel auf der Zunge. Er dachte einen Augenblick daran, in die Wirtschaft zu treten und den aufdringlichen Geschmack mit einem Schnitt Bier hinunterzuspülen. Aber da er sich in eine beleidigte Stimmung hineinzufühlen begann, war es ihm gerade recht so, sich ein wenig mißhandelt zu empfinden durch diese schonungslose Umgebung.

Er fuhr fort, auf dem großen Quersteig, an den Kopfenden der numerierten Steige vorbei, auf und ab zu gehen. Ja, dachte er, wie ein Ungeheuer ist so ein Bahnhof, es schluckt mit seinem fauchenden Rachen alle Fliehenden ein und speit alle Kommenden aus . . . es will nur Futter zwischen seinen Zähnen fühlen — immerfort, immerfort . . .

In seine niedergeschlagenen Gedanken hinein fuhr ihm eine musikalische Erinnerung:

„Fremd bin ich eingezogen,
Fremd zog ich wieder aus.“

Beinahe hätte er es vor sich hingesummt, und er wurde ein wenig ärgerlich gegen sich selbst, denn ihm schien, als schlage er sich kämpfend mit weichmütigen Anwandlungen herum. Und einen so unnötigen Verbrauch

von Tapferkeit konnte er sich wirklich nicht gönnen. Sehr möglich, daß er sie noch einmal in greifbaren Schwierigkeiten brauchen würde.

In was für einer Stimmung war er denn eigentlich vor vierzehn Tagen angekommen? Er suchte sie sich genau zurückzurufen. Gar nichts hatte er erwartet. Ganz gleichmütig war er gewesen. Hatte sich nur mal Berlin ansehen und bei der Gelegenheit ein bißchen umhören wollen.

Nun fragte ihn doch eine ganz leise Stimme so gewissermaßen mit vorgehaltener Hand und flüsternd, wie um vor ihm selbst es nicht recht laut werden zu lassen: gar nichts? Ganz gleichmütig?

Er hatte es sich damals extra bestätigt. Mit Wohlgefallen an seiner Vernunft, die doch nicht an so unmögliche Dinge wie das große Los oder annähernd schöne Gewinne denke.

Aber wie alle Menschen hatte er doch ans Gewinnen gedacht. Er mußte es sich nun wohl einräumen. Mit dem „ich hoffe nichts" — „ich will nichts" hatte er auch nur Enttäuschungen vorbeugen wollen. Und Vorbeugen ist doch ganz einzig das Geschäft des Hoffenden oder Fürchtenden. Im Wortschatz der Gleichmütigen stehen die drei Silben gar nicht.

Axel seufzte. Also ja: er hatte sich heimlich gedacht gehabt: „Wer weiß, ob sich nicht was für mich findet!" Wenn man solche Empfehlungen in der Tasche hat! Doktor Mahlmann, in dessen Sanatorium er ein Jahr lang als Assistenzarzt gewirkt hatte, schickte ihn mit Brief und Gruß an den Geheimrat Professor Doktor Mahlmann, den berühmten Kliniker. Dieser große Mann nahm den vormaligen Assistenten seines Bruders sehr gütig auf. Er erfuhr gesellschaftlich überraschend viel

Aufmerksamkeiten, wurde zu Tisch und zu mehreren großen Abendgesellschaften geladen und konnte eigentlich immer nur das Wort „Dank" auf den Lippen haben. Aber er bekam doch bald ein merkwürdiges Gefühl. Er war gewiß kein eitler Kerl, aber unverkennbar: all diese Güte galt seiner Persönlichkeit, die, Gott weiß warum, dem großen Arzt gefiel. Aber gegen den Assistenten des Sanatoriums Mahlmann hatte er ein unüberwindliches Vorurteil, und Axel sah im Mundwinkel des Geheimrats ein ganz leises, aber verteufelt vielsagendes Lächeln, wenn er von der ärztlichen Tätigkeit des Bruders sprach. Und Axel gestattete es sich nur nicht mitzulächeln. Und er hätte es schnöde gefunden, offen zu gestehen: ich würde noch gern bei den mageren Bedingungen: „Freie Station und sechshundert Mark" im Sanatorium Mahlmann geblieben sein, wenn ich nur ein weniges dort hätte lernen und weiterkommen können. Nein, so mochte er den guten, väterlichen Doktor Mahlmann nicht verleugnen, der sich für eine Leuchte der Wissenschaft hielt und als solche von seiner Frau ehrfürchtig geliebt wurde. Ihm war, als müsse die liebe, dicke Doktorin Mahlmann, die ihn einfach wie einen Sohn behandelt hatte, es hören und sich bitterlich verwundet fühlen, wenn er die ärztliche Kunst ihres Mannes kritisiere. Er vergaß, daß Mahlmanns großer Bruder wahrscheinlich genau wie er selbst den herzensfreundlichen Menschen liebte und über den Arzt die Hände rang.

Jetzt, wo es zu spät war, dachte er: ich hätte am Ende doch offen sprechen dürfen; ich hätte jedenfalls nicht so knapp und wahrscheinlich auch noch etwas verlegen antworten sollen, wenn der Geheimrat das Gespräch flüchtig auf das Sanatorium brachte.

Nicht daß er so viel gehofft hatte, beim Geheimrat

selbst anzukommen. Aber wenn er sich für ihn interessiert, das gute Vorurteil genommen hätte, daß ein tüchtiger Arzt in ihm stecke, so würde er ihn vielleicht empfohlen haben. Die Hände eines so berühmten Mannes können weit hinausgreifen und für einen Schützling viel heranholen.

Der Geheimrat aber und noch mehr dessen Gattin und Töchter hatten sich offenbar dafür interessiert, daß er musikalisch war, mit gut ausgebildetem Tenor und einigem Vortragstalent singen konnte und sich in der Gesellschaft zu bewegen verstand. Vielleicht hatte die eine Geheimratstochter auch gefunden, daß er ein stattlicher junger Mann sei. Wenigstens kokettierte sie nicht unerheblich mit ihm, was freilich nicht von fern die Einbildung in ihm erweckte, sie könne es ernst meinen. Daß es nur ein Spiel war, fühlte er, auch ehe die andere Geheimratstochter ihre Schwester mit ihrer „Spezialität“ aufzog und ihr vorrechnete, für wieviel Männer mit aschblondem Haar sie schon ein Faible gehabt habe, und ihr prophezeite, daß sie gerade deshalb einmal einen Brünetten heiraten und mit ihm höchst unglücklich werden würde. Er neckte sich flott mit den beiden jungen Damen herum, die sich immerfort in eine schlagfertige Lebhaftigkeit hineinsteigerten, bemerkbar, weil sie es sich schuldig zu sein glaubten, für amüsant und temperamentvoll zu gelten. Er stellte sich immer vor, in welche seelische Erschöpfung sie in unbeachteten Stunden fallen müßten, und staunte die Mühe an, die sie sich um ihre Rollen gaben. Dies bewahrte ihn auch vor dem leisesten Gefühl der Verliebtheit, wozu die schönen Augen der jüngeren Geheimratstochter sonst wohl hätten verführen können.

Vierzehn Tage lang war er so intim im Haus ein und aus gegangen.

Axel sagte es sich noch einmal: er war aufgenommen wie ein Sendling, von nahen, lieben Verwandten kommend, der das Glück hat, auch um seiner selbst willen zu gefallen.

Aber darauf war es ihm gar nicht angekommen. Er hatte gar nicht „aufgenommen" werden wollen, er hatte gehofft, mit dem Geheimrat sich in Berufsinteressen zu finden. Und wie fein und sicher der da abzuwehren verstand . . .

Axel dachte es ohne Bitterkeit. Ein so großer Mann der eine und der andere ein so namenloser Anfänger, wie hätten die sich finden sollen! Der gute Doktor Mahlmann in seiner naiven Wichtigkeit als Sanatoriumsbeherrscher hatte sich das einfach gedacht: „Es genügt für meinen Bruder, daß Sie von mir kommen." Jawohl, es hatte genügt, aber in ganz anderem Sinne, als der es sich träumen ließ.

Die Eindrücke, die er sonst noch in Berlin empfangen hatte, erweckten zuweilen einen förmlichen Katzenjammer über seine Berufswahl in ihm. Er war bei einem Korpsbruder Benno Ratholz abgestiegen. Doktor Ratholz war seit zwei Jahren in Berlin, seiner Vaterstadt, ansässig, hatte dort einen großen Kreis von Verwandten und Freunden, spielte als angenehmer Gesellschafter eine heitere, selbstgefällige Rolle und war mit sich und der Welt in jeglicher Hinsicht zufrieden. Patienten aber hatte er erst so wenig, daß er von seinen Einnahmen gewiß nicht einmal seine Wäsche bezahlen konnte. Da er ein bedeutendes Vermögen besaß, focht ihn dies gar nicht an, und mit großer Gemütlichkeit erhoffte er von der Zeit wenigstens so viel Berufsarbeit, um vor der Welt nicht als bloßer Müßiggänger dazustehen. Nach mehr verlangte ihn auch gar nicht. Was ihn betraf, so wollte

er den Kollegen, die es nötig hatten, gewiß keine Praxis wegnehmen. Und er rechnete Axel vor, was dieser schon von selbst wußte, daß es viel zu viel Ärzte in der Welt gebe. Ratholz, der wußte, daß Axels kleines Vermögen durch die Studienjahre verbraucht war, und daß er höchstens sich noch ein halbes Jahr über Wasser halten konnte, daß aber bis dahin eine auskömmliche Berufsstellung gefunden sein mußte, schlug ihm abenteuerliche Kurmethoden vor, aufsehenerregenden Unsinn, mit dem sich viel Geld machen lasse. Wasser sei beinahe schon altmodisch, Kräuter wie ein Witz von vorgestern, ein Heilspekulant in Lehm sei offen am Werk. Wie wär's aber mit Baumrinde, mit frischer, kühler Baumrinde, die man der nervösen Menschheit um ihren Leib voll Ärgernis binden könne, indem man ihr einrede, aus der Rinde ziehe die Kraft des Baums in den Körper. Und welches Feld für die Psychologen. Zu erkennen, ob der Leidende in Eiche oder Buche zu wickeln sei! Ob ein Weib in Linde oder Birke. Und dann: das Fell würde ja allen Patienten in jedem Fall bei der Methode gegerbt werden können. Wenn aber Axel so undankbar sei und sich diesen genialen Gedanken nicht schenken lassen wolle, schlage er, Ratholz, eine reiche Heirat vor. Diese in guter Laune gegebenen und ebenso belachten Ratschläge kamen Axel nun wieder in Erinnerung, und er fand sie in seiner augenblicklichen Stimmung gar nicht drollig, sondern höchst erbitternd. Unglücklicherweise hatte Benno Ratholz ihn nicht an den Bahnhof begleiten können; irgend eine wichtige gesellschaftliche Veranlassung hielt ihn ab. Vor der behaglichen Lebensfreudigkeit Bennos verkrochen sich die Sorgen des anderen scheu und stolz.

Nun aber, in dieser Einsamkeit inmitten des lauten Treibens, nun konnte er seine Sorgen so recht bengalisch

beleuchten, wobei sie natürlich alle gewisse Linien verloren und höchst ungewisse, phantastische Gestalt annahmen, gleich grünen Büschen, die in solchem Licht rot wie ein Höllengarten werden.

Was er als „Zukunft" in der Tasche hatte, konnte er auf Verlangen dokumentarisch belegen. Diese „Dokumente" bestanden in einer Zeitungsannonce und in einem Brief. Die Annonce lautete: „In einer kleinen Stadt Mitteldeutschlands würde ein tüchtiger junger Arzt lohnende Praxis finden, die ein demnächst in den Ruhestand tretender, seit fünfunddreißig Jahren dort praktizierender Arzt abzugeben gewillt ist. Ausgezeichnete Landpraxis. Einnahmen 7—8000 Mark. Nähere Auskunft unter S. S. S. 3."

Und in dem Brief standen die „näheren Auskünfte". Axel mußte es als Glücksfall betrachten, daß man sie ihm unter gewiß Hunderten von Bewerbern gegeben und durch Anknüpfung von Verhandlungen sich bereit zeigte, ihn zu erwählen. Er stand hier nun auf dem Anhalter Bahnhof und wollte den Nachtzug nach Westdeutschland nehmen. Es hieß, sich dem alten Doktor Schmeer und den Behörden, mit denen im Einverständnis die Annonce erlassen worden war, vorzustellen.

Welchem Umstand er es zu verdanken hatte, daß gerade er auf die engste Wahl gesetzt worden war, wußte er nicht. Seine Zeugnisse zwar konnten glänzend genannt werden. Aber wie viele mochten ebenso glänzende eingeschickt haben. Vielleicht hatte seine Photographie gefallen. Er mußte seinem Schöpfer danken, daß er ihm eine leidliche Visage, gute Gestalt und einen kleidsamen blonden Haarschopf gegeben hatte.

„Das sind also meine ‚Utsichten'," dachte er etwas

mokant. Aber dieser Spott kam ihm nur aus dem Dunstkreis des geheimrätlichen Hauses. Im Sanatorium Mahlmann, von wo er sich schon auf die Annonce gemeldet, kam es ihm vor, als würde er ein gemachter Mann, wenn S. S. S. 3 ihn erwähle vor anderen Bewerbern. Er sah sich schon im Geist im Doktorwägelchen durch die Lande fahren, patriarchalische Würde ausstrahlend, voll Liebe, Ehrerbietung und Vertrauen von jung und alt gegrüßt.

Der Aufenthalt in Berlin hatte aber den Zollstock, mit dem er Lebenswerte maß, ein wenig verbogen. Nun schien ihm, als passe er doch nicht recht für solche Zukunft, während in der Tat bloß sein Maßstab nicht mehr für die Zukunft paßte.

Er seufzte. Es war gewissermaßen der abschließende Punkt hinter seinen Rückblicken.

Dann nahm er seinen Handkoffer wieder mit energischem Griff höher und ging auf den Bahnsteig zu.

Er hatte sich keinen Platz in dem Schlafwagen genommen. Das schien ihm zu viel Geld für zu kurze Rast. Denn im Morgengrauen mußte er schon den Zug verlassen. Der jagte rasch und blind an einem so kleinen Ort wie Gerlachshausen vorbei, hatte zu viel rasende Eile, um sich bei Idyllen zu versäumen. Weil es aber Axel unerträglich vorkam, diese ganze Reise im Personenzug zu machen, und auch er nicht frei war vom Schnelligkeitsaberglauben der Zeit, so wollte er lieber an der dazu geeigneten Station aussteigen und von da wieder ein Stückchen zurückfahren. Er würde einen Aufenthalt von mehr als zwei Stunden haben und seinen Morgenkaffee nehmen, vielleicht in der Frühe herumfröstelnd in einem Wirtschaftslokal, umwirbelt von Staub, den ausfegende Mägde aufschreckten. Jetzt, wo er dem Zug zuschritt,

fiel ihm ein, daß er doch besser mit dem Personenzug gefahren sein würde.

Die dunkle Reihe der Wagen stand am hellen Bahnsteig entlang. Nur eine kleine Schar von Reisenden stieg da und dort in die Abteile. Es war immer noch sehr viel Zeit.

Axel drückte sich in die Ecke neben der Tür und dachte, was jeder deutsche Reisende denkt: wenn ich nur allein bliebe. Die Einsamkeit hätte ihm auch für die kurze Nacht Schlaf verbürgt und die Möglichkeit, sich lang auszustrecken. Jedesmal, wenn im Korridor des Wagens jemand vorbeiging und einen Blick in seinen Abteil warf, sah er feindselig aus.

Eine Gesellschaft von drei Personen, die sich vorüberdrängten, erregte seine flüchtige Aufmerksamkeit. Ihm war, als sei eine auffallende Frauenerscheinung dabei gewesen. Aber ehe er recht hinsehen konnte, waren sie schon verschwunden. Ihnen nach schleppte der Kofferträger großes Handgepäck.

Aber nun kamen diese selben Menschen zurück.

„Hier," sagte die auffallende Dame, „hier. Es ist nur ein Herr darin."

„O Gott," dachte Axel, „Damen! Und dies ist doch für Raucher."

„Ja, ja — also nur da hinein — und auf einen Vorwärtsplatz," befahl der Herr, der zu den beiden Damen gehörte.

Der Gepäckträger verstaute die Ledertasche und legte das große, dunkelschottische Portemanteau auf den bezeichneten Sitz. Als er hinausgegangen war, betraten die drei Personen das Abteil, aber schon nach wenigen Worten verstand Axel aus ihren Gesprächen, daß nur der Herr reisen wolle. Dies stimmte ihn etwas wohl-

wollender. Auch konnte er nicht umhin, die drei Personen mit Interesse und rasch erwachtem Staunen zu beobachten.

Welch ein Ton herrschte zwischen diesen Menschen! Kindisch? Nein, dazu war er von zu viel Anmut getragen.

Der Mann mußte in reifen Jahren stehen. Er war hoch gewachsen, bartlos, bleich, grauhaarig und hatte einen geistreichen, aber zugleich liebenswürdigen Kopf. Vielleicht wie ein bedeutender und von jeder Pose freier Künstler. Sein Anzug war von bestem Geschmack und dem augenblicklichen Zweck entsprechend.

Die beiden Damen mußten seine Töchter sein. Sie schienen etwa gleichaltrig, sahen sich aber gar nicht ähnlich. Die eine glich entschieden ihrem Vater. Es waren verwandte Züge da, der kluge, vornehme Ausdruck, das warm leuchtende Auge.

Aber dennoch konnte sie nicht wohl seine Tochter sein, denn gerade als Axel sich das gedacht, hörte er den Mann zu ihr sagen: „Schwiegermütterchen".

Dies schien unmöglich. Seine Schwiegermutter konnte sie nicht sein.

Und die andere, die Auffallende, nannte er „Kind" und „Kleinchen". Es schwirrten auch Namen. Axel glaubte „Lonny" und „Carry" und „Peter" zu verstehen, konnte aber bei dem raschen Durcheinander der liebevollen oder neckenden Bemerkungen nicht feststellen, wie Namen und Personen zueinander gehören mochten.

Eine große Zärtlichkeit schien diese drei Personen zu verbinden. Die Damen baten mit leidenschaftlicher Beredsamkeit den Mann, ganz gewissenhaft seiner Kur zu leben, sich morgen früh in Frankfurt nicht zu beeilen und, nachdem er seinen Freund dort gesprochen habe, erst am Nachmittag nach Nauheim zu fahren. Der

Mann versprach alles und wandte sich zweimal, wie Axel bemerkte, an die Dame, die ihm ähnlich sah, mit der Bitte, „auf Kind zu passen“. Worauf die „Kind“ genannte Dame lächelnd sagte, solche Bitten solle er sparen, Schwiegermütterchen werde schon von selbst den hütenden Drachen spielen.

Axel gab es auf, klug aus dem Familienverhältnis dieser Menschen zu werden. Er sah nur, daß der Mann die blendende Tochter — wenn sie denn die Tochter war — heißer lieben müsse als die andere. Aber das war vielleicht keine Tochter, sondern seine Schwester, die bei der Schönen so etwas wie Ehrendame spielte und daher „Schwiegermütterchen“ genannt wurde.

Da die Damen ihn für Luft anzusehen schienen und höchst unbefangen die Sachen des Herrn auf dem Sitz zurechtzukramen begannen, nahm er sich die Freiheit, die Erscheinungen der beiden genau zu beobachten.

Die eine sah so sympathisch aus, zuverlässig und ernst, trotz der Heiterkeit in Wort und Miene. Aber es schien, als ob in ihren Augen etwas anderes stand als Lachen. Einmal sah Axel einen kurzen Blick voll Sorge, mit dem sie den Mann anschaute. Und der erwiderte diesen Blick, tief, bedeutungsvoll. Doch gerade richtete die Schöne sich wieder auf. Sie hatte ein Kissen etwas kokett und unnötig gestrichen und getätschelt, als wolle sie es zur Ruhe so recht schön vorbereiten.

Und der Mann lächelte sie wieder an.

„Na, nun also adieu! Und sehr, sehr artig sein. Gesund wiederkommen, damit Kleinchen und Schwiegermütterchen keine Angst mehr zu haben brauchen um ihren gräulichen, alten, liebsten, einzigen Tyrannen,“ sagte die schöne Dame und hielt ihm ihre Wange hin, die er küßte.

Die andere Dame umarmte den Mann und küßte ihn herzlich.

„Kind!" sagte der Mann und erfaßte noch einmal die Schulter der Schönen. Es war eine Bitte. Axel hörte es deutlich. Wenn es aber eine Bitte um einen ausführlicheren, innigeren Abschiedskuß war, so brachte eine Störung sie um die Erfüllung.

Ein dritter Reisender kam mit allen Zeichen des vom hastigen Laufen Erschöpften herein.

„Nun müssen wir aber fort," rief die eine Dame.

Und nochmals hieß es eifrig: „Adieu — Adieu —"

Der Mann sagte: „Ich telegraphiere morgen früh von Frankfurt. Guten Morgen."

„Ach ja — dann wissen wir, daß du eine gute Nacht gehabt hast."

Sie verschwanden im Korridor. Auch der Mann trat hinaus. Er stand am breiten Fenster und wechselte Blicke und Winke mit den auf dem Bahnsteig Stellung nehmenden Damen.

Nun erst, da sie im hellen, harten Licht stand, das Gesicht gerade dem Wagen zugewandt, nun erst konnte Axel ganz erkennen, wie anziehend diese Erscheinung war, und mit der Ungeniertheit, die man auf Reisen wildfremden Menschen gegenüber wohl hat, stand Axel auf, trat gleichfalls in den Korridor hinaus und sah sich die „Kind" genannte Dame genau an.

Aus den dunklen Augen sprühte starke Lebhaftigkeit des Denkens und Empfindens. Das Gesicht schien nicht ganz regelmäßig, aber das Wangenprofil, die Art, wie der Kopf auf dem schlanken Hals saß, war von höchster Feinheit der Linien. Der rote Mund war von vollkommener Schönheit. Das reiche, sehr dunkle Haar, die Augenbrauen gaben zu den blassen Farben einen kräf-

tigen Kontrast. Die sehr modische reiche Kleidung hob alle Schönheiten der mehr als mittelgroßen Gestalt offenbar mit viel Absicht und Geschmack hervor.

Eine Schönheit, die wußte, daß sie schön sei! Das sah man wohl in der sicheren Haltung, dem strahlenden Ausdruck.

Sie schien zu der Gefährtin irgend eine Bemerkung über den hinter dem Glas stehenden Axel zu machen. Er fühlte plötzlich die Blicke beider auf sich gerichtet — prüfend, beifällig, so, als seien sie wohl mit seinem Gesicht einverstanden und fänden ihn als Abteilgefährten ihres reisenden Vaters recht annehmbar.

Und lächerlicherweise wurde er rot. Der glänzende Blick der Schönen schien sich in sein Auge zu versenken.

Ihm war gar nicht anders zu Mute, als habe ihn ein Sonnenstrahl getroffen.

Da setzte sich auch schon der Zug in Bewegung. So gewissermaßen ohne Aufsehen, in aller Stille, als wolle er sich auf unhörbaren Sohlen davonmachen.

Und der Mann am Nebenfenster rief: „Kinder — Kinder . . .“

Es hatte fast wie ein Aufschrei geklungen. Und wie er die Hand ausstreckte, die doch hinter der Glasmauer des Fensters gebannt blieb, war es fast wie eine Gebärde der Verzweiflung.

Axel sah es genau: die eine, die dem Manne ähnelte, hatte nasse Augen; die andere lächelte strahlend zu dem Davonfahrenden hinauf.

Und dann war auf einmal alles entschwunden, und aus der Bahnhofshalle kamen sie in die Nacht hinaus.

Noch war sie nicht dunkel und deckte noch nicht alle Kreatur und alle Gebäude mit schwarzem Schweigen.

Von bunten Sternen schien sie durchfleckt, und an

vorüberbrausenden Lichtschlangen huschte der Zug entlang.

Der Mann stand noch immer am Fenster, unbeweglich, wie einer, der starr in die Nacht hinaussah.

Axel nahm sich vor, ihn anzusprechen, seine Bekanntschaft zu machen. Mit dem Vater so schöner Töchter mußte er versuchen anzuknüpfen. Das verstand sich.

Aber es war ja nicht allein die Anmut und der Erscheinungsreiz dieser Töchter, die ihn anzog. Der Mann selbst war gewiß kein Alltagsmensch.

Und der Ton, in dem er „Kinder — Kinder" rief, hatte Axel gepackt. Eine heiße Angst zitterte in diesem Ruf . . .

So schreit kein Vater auf, der sich in unbesorgter Laune für die Dauer einer Badereise von den Seinen verabschiedet.

Und wie er dastand, reglos, gleich einem, der ganz in sich und seinen Schmerz versenkt ist oder sich müht, ihn mannhaft hinunterzuwürgen, ehe er sein Gesicht fremden Menschen wieder zeigt, das deutete auch auf eine ungewöhnliche Gemütsstimmung.

Axel trat wieder in den Abteil zurück. „Also doch seine Töchter, beide," dachte er, denn dieser Ruf „Kinder — Kinder" schien ihm der Beweis dafür. „Vielleicht drangsaliert die eine mit etwas altkluger Weisheit zuweilen den Übermut der anderen. Daher dann die Necknamen."

Er setzte sich wieder auf seinen Platz und wartete noch mit den Zurüstungen auf ein improvisiertes Nachtlager, bis sein Gegenüber, eben der interessante Mann, wieder zurückkehre. Auf der anderen Hälfte seiner Seite machte es sich der zuletzt Eingestiegene schon bequem. Das war ein stämmiger Rotbart mit goldum-

faßten, funkelnden Brillengläsern und abgeschorenem Haupthaar. Wenn er den Kopf nur gerade hielt oder gar ein wenig zurückbog, warfen sich in seinem Genick dicke Fettfalten wie im Nacken eines beleibten Mopses. Der Mann zog nun eine ungewöhnlich karierte Mütze aus seiner Rocktasche und zog sich diese Mütze bis zu den Ohren hinunter über den Schädel, so daß der Kopf eigentlich nur aus einer harten Bartwelle und einem rotgrünen Halbrund zu bestehen schien. Dann nahm er seine kurzen, dicken Beine auf den Sitz, wühlte ein bißchen herum, bis er auf dem türkischen Gummikissen die rechte Stelle für seinen Kopf gefunden, und lag dann, in eine buntgeflammte Reisedecke gewickelt, mäuschenstill, nicht unähnlich einem riesigen, zu voll gestopften Pompadour.

Axel sah es kaum und hatte jedenfalls kein Auge für die Komik des Anblicks. Denn er beobachtete den anderen da draußen, der ihm den Rücken zuwandte und immer noch in die Nacht hinausstarrte.

Schien es nicht, als gehe eine zuckende Bewegung durch seine Gestalt? Ganz gewiß. Axel irrte sich nicht.

Und nun wandte er sich und kehrte in den Abteil zurück.

Das volle Licht der Glühbirne im Korridor übergrellte sein Gesicht. Axel erschrak.

Welche Veränderung war darin vorgegangen? Als Arzt sah er es plötzlich genau: es war das Antlitz eines schwer leidenden Menschen.

Vorhin hatten Aufregung oder eiserner Wille dem Ausdruck Leben und Kraft gegeben. Oder war dieser elende Zug die Nachwirkung der Abschiedsschmerzen? Sicherlich. Aber so hart und scharf konnte er nur bei einem Kranken hervortreten.

Der Mann sank förmlich auf seinen Sitz nieder.

Axel sah: die Schlagadern an seinem Hals pulsten in beängstigender Weise; die Hände zitterten. Der Mund öffnete sich weit in Atemnot. Qual verzerrte seine Züge.

„Fühlen Sie sich nicht wohl? Darf ich Ihnen behilflich sein?"

„Danke . . ."

„Ich bin Arzt," sagte Axel.

„O . . ."

Der Blick, der Axel traf, drückte so etwas aus wie angenehme Überraschung — Beruhigung — Dankbarkeit. —

„Meine Tropfen," sagte der Mann und tastete nach seiner Brusttasche. Die Hand sank ihm aber kraftlos herab.

Axel tat, was er mußte. Mit raschen, sicheren und zarten Händen griff er in die Brusttasche. Nichts war darin wie zwei kleine metallene Gegenstände. Sie erwiesen sich als silberne Hülsen für ein Medizinfläschchen und ein Gläschen. Im Licht der Glühbirne, die sich über seinem Sitz aus der Wand streckte, ließ Axel aus dem Schnabel des Fläschchens die nötige Anzahl Tropfen in das kleine Glas fallen und führte es dann dem Leidenden an die Lippen.

„Danke," sagte er mühsam, „danke . . ."

Schweigend verwahrte Axel wieder die kleinen Dinge in die silbernen Kapseln. Ein Blick auf die Etikette des Fläschchens, darauf neben der Apothekerfirma und dem Namen des Patienten auch das Rezept stand, hatte ihn belehrt, daß sein Reisegefährte ein herzkranker Mann sei.

Er legte leise die silbernen Sächelchen neben dem Mann auf den Sitz und nahm seinen eigenen Platz wieder ein. Da saß er wachsam, keinen Blick von seinem Gegenüber lassend.

Nur einmal sah er sich nach dem anderen Reisegefährten um. Denn die unheimliche Vorstellung packte ihn, daß dieser kranke Mann sterben könne — daß er und der andere Reisende hier noch schaurige und ernste Dienste würden leisten müssen . . .

Aber der bunte Sack lag still, ganz still. Axel fühlte genau: der Mensch schlief keineswegs. Denn ein robuster Mann schläft nicht so lautlos.

Wahrscheinlich wollte er gar nicht helfen, nicht in die Lage hineingezogen werden.

Geärgert strafte Axel ihn wenigstens mit einem geringschätzigen Blick und richtete seine ganze Aufmerksamkeit wieder auf den Kranken.

Langsam schien der Leidende sich zu erholen. Die starke Tätigkeit des Herzens ebbte ab, die Schlagadern am Hals pulsten leiser, die gespannte Haltung der Hände löste sich, der Mund schloß sanft die Lippen aufeinander, das Gesicht gewann einen Ausdruck, als beruhige es sich nach ausgestandener Not.

Nun sah er Axel an mit einem dankbaren, warmleuchtenden Blick. Er versuchte auch zu lächeln.

„Darf ich vielleicht helfen — wollen Sie nicht liegen?" fragte Axel.

„Sie sind sehr gütig, ja. Aber danke —" er wehrte mit schon kräftigen Bewegungen Axels Bemühungen ab, ihm aus den vorhandenen Kissen und Decken ein bequemes Lager zu schaffen.

„Diese dummen Anfälle. Nach jeder Erregung. Aber zum Glück gehen sie immer sehr rasch vorüber. Ich hoffe, Nauheim wird mich ganz davon befreien."

„Zweifelsohne," sagte Axel, ohne das geringste Urteil darüber zu haben.

„Nicht wahr," meinte der Mann fast eifrig, „gerade

bei meinem Leiden soll es Wunder tun ... der große Herznerv ist etwas angegriffen ... ein lästiges, aber gottlob ungefährliches Leiden ..."

Axel lächelte. „Freilich, damit kann man steinalt werden."

„Aber nun will ich Sie nicht länger vom Schlaf abhalten," sagte der Leidende, „verzeihen Sie Störung und Schreck. Ich habe sie Ihnen unfreiwillig genug bereitet. Nur gestatten Sie noch: Peter Forsting ..." und dabei verneigte er sich ein wenig.

„Doktor Wernefeld," erwiderte Axel.

„In Berlin ansässig?"

„Doch nicht. Ich war nur vierzehn Tage dort, um mir mit ein bißchen Weltstadtlärm die Ohren zu füllen, ehe ich dem Stilleben einer Kleinstadt verfalle."

„O, da sind Sie zu beneiden," sagte Herr Forsting, vielleicht höflich, vielleicht überzeugt, Axel konnte es nicht heraushören, „ich denke es mir köstlich. Wie viel vertiefter kann man seinem Familienglück und seinen Interessen leben."

„Ja, hat man denn in der Kleinstadt auch immer die Möglichkeit, die zu befriedigen?" fragte Axel bitter, da er ja noch den verbogenen Zollstock handhabte; „wenn ich nun gerade Interesse an Kunst habe?"

„Freilich ..."

Sie sprachen noch eine Handvoll abgebrauchter Sätze zu dem Thema, für das sie auch beide im Moment gar kein Interesse hatten. Aber der eine glaubte höflich, nicht so kurzer Hand die Plauderei mit dem freundlichen Helfer abbrechen zu dürfen. Der andere dachte, er müsse tun, als denke er gar nicht mehr an den Zwischenfall, und als glaube er nicht an ernste Leiden oder besondere Schonungsbedürftigkeit des Mannes.

Forsting erzählte dann, weshalb er nicht gern im Schlafwagen fahre. Entweder er habe den Abteil allein, und dann sei es ihm beängstigend. Oder ein Reisegenosse nehme das zweite Bett ein, und dann müsse er selbst immer liegen, habe keinen Platz zu sitzen, wenn ihn ein wenig Atemnot anwandle, auch werde die Luft in den Schlafabteilen rasch zu beengt.

Von seinen Damen sagte Herr Forsting nichts. Es war auch gar keine Veranlassung dazu. Eine Frage, die Axel freilich auf der Zunge brannte, wäre plump gewesen. Er tröstete sich damit, daß die Nacht ja lang sei, daß noch Gelegenheit zu persönlichem Gespräch kommen könne, und endlich fanden sie beide den ersehnten Augenblick, dies Gespräch zu verabschieden, das sie nur als leeres Wortgeräusch empfanden.

Herr Forsting streckte sich aus, und Axel ließ es sich nicht nehmen, ihn noch zuzudecken, wofür er einen warmen, lächelnden Blick erhielt.

Dann verkroch sich auch Axel auf seinem Sitz, sich die Reisedecke bis über die Ohren ziehend. Aber er lag doch so, daß er sein Gegenüber jederzeit voll ins Auge fassen konnte.

Das Licht hatte er ausgedreht. Vom Korridor her fiel genug heller Schein durch die Glasscheiben vor Tür und Fenster.

Die drei Männer lagen ganz still. Der bunte Sack schien jetzt aber wirklich zu schlafen, denn Axel hörte die regelmäßigen, etwas schnaufenden Atemzüge. Forsting schlief gewiß nicht, aber er hielt die Augen doch geschlossen.

Axel konnte mit seinen Gedanken nicht zur Ruhe kommen. Er dachte über den Mann, sein Leiden und seine Töchter nach. Wer und was mochten sie sein? Peter Forsting. Das sagte ja gar nichts. Aber der

Mann hatte seinen Namen in einer Weise genannt, wie man etwas weithin Bekanntes ausspricht. Aber so viel Axel sich auch den Kopf zerbrach: ihm fiel keine Berühmtheit dieses Namens auf keinem Gebiete ein. Vielleicht eine Berliner Berühmtheit. Er hatte bei Geheimrat Mahlmanns so viele gesehen, von denen man draußen im Reich nicht einmal den Namen beachtete. Jede Stadt hat ja ihre großen Leute. Bloß daß die von Berlin sich noch mehr vorkamen, weil sie glaubten, sie hätten eben immer zwei Millionen Menschen hinter sich, was ein vollkommener Irrtum war, denn Axel hatte mit Erstaunen bemerkt, daß bei Geheimrats Persönlichkeiten als Modegrößen gefeiert wurden, an deren Dasein man sich bei den Ratholz' und ihrem Anhang nur nach einigem Besinnen flüchtig etwas erinnerte. Und umgekehrt zeigten die Ratholz' eitle Befriedigung, daß dieser oder jener Tagesheld ihre Gesellschaft beehrte, von dem man bei Mahlmanns nicht einmal ahnte, daß er ein Held sei. Doktor Ratholz hatte ihm es auch bestätigt, daß Berlin aus zahllosen kleinen Welten bestehe. In einer dieser konnte ja auch Peter Forsting ein großer Mann sein. Aber das machte Axel für den Augenblick nicht klüger, und er konnte sich nichts bei dem kahlen „Peter Forsting" denken.

Über das Leiden dieses Mannes hingegen konnte er vielerlei Gedanken haben. Die Auskunft, die Forsting selbst gegeben, war natürlich ganz unauthentisch, widersprach auch dem Mittel, das er brauchte. Der Arzt, der ihn behandelte und nach Nauheim geschickt hatte, würde ihm sicherlich nicht eine vernichtende Wahrheit gesagt haben.

Oder sollte der Mann doch fürchten, daß der Tod hinter ihm her war? Klang vielleicht die Angst vor ewigem Abschied aus seinem Schrei? Hatte ihn darum

die Trennung von den Töchtern so erschüttert, daß sie ihn fast umwarf.

Ach, dachte Axel mitleidig, vielleicht ist es bei ihm wie bei den meisten Schwerkranken: als Aufwallung kommt die Ahnung der Wahrheit. Aber die Lebensbegier verweigert ihr den Zutritt ins Gemüt.

Und vielleicht sträubte sich auch dieser Mann, an ein gefährliches Leiden zu glauben, weil er leben wollte — oder leben mußte! Denn ungewöhnliche Liebe, die eine unruhige, heiße Färbung hatte, verband ihn offenbar mit den Seinen.

Axel überdachte, was er vor einer Stunde beobachtet. So wirbelschnell waren die paar Minuten vorübergerauscht. Und sie waren so erfüllt gewesen von einem Durcheinander von Lachen, Bitten, Befehlen, Versprechungen.

Man hatte den Mann und die Damen für Menschen halten müssen, die aus einer ungewöhnlich sicheren und angesehenen Stellung oder aus einem starken Persönlichkeitsgefühl heraus sich überall benahmen, als gehöre ihnen die Welt allein. Oder gar, als gefielen sie sich darin, ihr Temperament auch vor Zeugen ein funkelndes Spiel aufführen zu lassen. Jedenfalls war ihre Art, sich zu geben, recht auffallend gewesen.

Nun nahm alles eine andere Tonart an. Hatten sie nicht so in Zärtlichkeit gelärmt, um die Angst zu übertönen, die in ihnen war?

Aber wiederum: wenn die Töchter den Vater für einen Todeskandidaten hielten, warum ließen sie ihn dann allein reisen?

Es fiel Axel auch auf, daß die Äußerungen Forstings über sein Leiden so kurz, so flüchtig gewesen waren. Sonst konnte doch kein Kranker der Versuchung wider-

stehen, jedem Arzt, der ihm in den Wurf kam, lang und breit seinen „Fall" zu erzählen und in den Bericht versteckte Bitten um Rat einzuflechten. Hielt sich demnach der Mann wirklich nicht für krank? Oder war er ein Mensch von so vollendetem Takt, daß er sich selbst in Augenblicken der Angst einem fremden Arzt gegenüber nichts vergab?

Fragen und keine Antwort. Fremde Menschen, fremde Verhältnisse. Vielleicht ganz einfach, wenn man hineinsah. Torheit, darüber nachzugrübeln.

Und Axel versuchte zu schlafen. Er war ja doch am Ende nicht dazu bestellt, hier als Krankenwärter über einen wildfremden Menschen zu wachen. Übrigens konnte er sich auf sein Ohr verlassen; die leiseste ängstliche Bewegung eines Kranken hörte er im Schlaf.

Aber der Schlaf kam nicht. Axel suchte ihn sich auf mechanische Weise herbeizulocken. Er horchte auf den Rhythmus der rollenden Räder.

Der Zug prahlte nicht mit seiner Raschheit durch selbstgefälligen Lärm und wichtiges Rütteln, das den Reisenden immerfort anstößt, wie um ihm zu sagen: merkst du, wie du weiterkommst. Nein, es war ein vornehmer Eilzug, und er betrug sich diskret. Leise huschte er durch die Nacht dahin und das gedämpfte Geräusch seiner Bewegungen war dem Ohr wohltätig, denn es nahm der Reise das Gespenstische und bewies, daß es mit rechten und klugen Dingen zugehe, wenn die Wagenschlange mit ihrem dampfenden Kopf sich so pfeilgeschwind in die Finsternis der Nacht hineinbohrte.

Ganz unversehens hatte Axel die Melodie zu dem Räderrollen: „Ja, die Liebe hat bunte Flügel . . ."

Das summte ihm im Kopf.

„Ist doch schlecht übersetzt," dachte er und sang in Gedanken im Urtext weiter:

L'amour est un oiseau rebelle
Que nul ne peut apprivoiser:
Et c'est bien en vain qu'on l'appelle,
S'il lui convient de refuser . . .

Er riß die Augen auf und fuhr in die Höhe. Was war los? Gar nichts. Der Zug glitt in die erleuchtete Halle einer großen Station hinein.

Der bunte Sack rührte sich nicht, nur an der plötzlichen Pause in seinem schnaufenden Atem bemerkte man, daß der Stillstand des Zuges ihn aufgeweckt hatte.

Forsting lag mit offenen Augen. Sein Blick begegnete dem Axels. Darauf fragte dieser: „Sie fühlen sich besser?"

„Danke. Ganz gut. Wo mögen wir sein?"

„Scheint mir Halle."

„So, erst Halle."

Forsting schloß wieder die Augen.

Axel hatte gedacht gehabt „schon" Halle. Dem armen Mann dehnten sich vielleicht die Minuten zu langen Zeiträumen aus. Das wußte Axel ja: für schlaflos Leidende war die Nacht wie ein dunkler Irrgarten, aus dem jemals wieder herauszufinden der verzweifelten Seele so unmöglich schien, daß der Morgen dann wie ein erlösendes Wunder betrachtet wurde.

Wieder lief der Zug wie in eiligst zu erfüllender Pflicht in die Nacht hinein, um in ihr feierliches Schweigen im Vorbeifahren allerlei murrende und sausende Geräusche zu werfen und in ihre starre Schwärze feurig beglänzten Rauch hineinzuwölken.

Axel fühlte bald, die rollenden Räder markierten jetzt einen anderen Rhythmus. Und wieder summte es ihm im Kopf dazu: das Presto aus der Siebenten. Und die Melodie lud seine Gedanken zu einer Spazierfahrt durch tausend Erinnerungen ein: er erlebte ein wundervolles Konzert noch einmal, das in ihm noch als Student in

München wieder den Wunsch aufgären ließ, Musiker zu werden. Und er hatte dem Wunsch doch längst, längst den Kopf abgeschlagen. Er besprach noch einmal in zahllosen ernsten Gesprächen mit seinem Vater die Tatsache, daß er doch wohl nur einen ganz kleinen Zuschuß Künstlerblut in seinen Adern und einen ganz kleinen Bruchteil musikalischer Begabung in seinen Intelligenzen habe. Bloß gerade so viel, um Kunst und Künstler besser zu genießen und zu verstehen als andere Menschen. Als Basis für einen Beruf reichte das nicht. Die mußte übermächtig breit sein und so felsenfest, daß sie von dem Zusammenbruch etlicher Versuchsbauten nicht im geringsten ins Wanken kam.

Er sah noch einmal die Freude seines Vaters, als er sich für den Arzt entschloß.

Dann durchlitt er noch einmal den Verlust seines Vaters. Gab noch einmal die Schwester einem Mann, der ihr mehr Versorgung als Glück verhieß. Aber sie hatte es so gewollt ...

Und der Zug sauste weiter gegen die Mauern der Finsternis, sie schonungslos durchbrechend. Hinter ihm schlossen sie sich wieder, zusammengefügt von den milden, heilenden Händen der Nacht ...

Axel schlief.

Immer spiegelte sich in den schwarzen blanken Scheiben der Fenster das Bild des vom Korridor her matt beleuchteten Abteils. Aber ganz allmählich ward die Spiegelkraft des Glases schwächer.

Die Erde begann andere ihrer Völker, andere ihrer Länder der Nacht zu überliefern und kehrte ihre östliche Wange dem Licht zu. Noch ganz von fern nur, als müsse sie alle Kreatur mit den leisesten und feinsten Übergängen an die kommenden Freuden gewöhnen.

Der Himmel wurde weiß, und es entwickelten sich die Formen der Landschaft. Silbergrau sahen die Wiesen und Felder aus, blaugrau die Wälder und das Hügelgelände, das den Horizont verschrankte.

Axel fuhr auf. Ihm war, als habe ihn jemand gerufen. Er sah sich ein bißchen verwirrt um. Zuerst traf sein Auge den bunten Sack. Der Rotbart schlief nicht, denn Axels Blick traf auf die funkelnden Brillengläser, hinter denen sich schnell die Lider schlossen, als wolle der Mann nicht dabei ertappt werden, daß er wache.

Dann sah er auf Forsting. Und ein Schreck fuhr durch ihn hin, daß ihm fast die Kniee zitterten ...

Schwer atmend lag der Mann — die Schlagadern am Hals pulsten furchtbar — der Mund war geöffnet in Qual und Not.

Axel sah die silbernen Kapseln blinken — sie waren gegen die Ritze zwischen Sitz und Lehne gerollt, aber doch zu groß, um sich hineinzuverkriechen.

Er riß das Fläschchen heraus. Aber ehe er dem Kranken die Tropfen einflößen konnte, hieß es ihn aufrichten.

„Ach, bitte . . ." rief er dem Rotbart zu. Aber der atmete jetzt auffallend tief und schlaftrunken ...

Axel richtete den Mann allein auf. Die sitzende Stellung an und für sich gab ja in diesem Fall Erleichterung. Dann flößte er ihm die Tropfen ein, die auch mit einer Reflexbewegung geschluckt wurden.

Axel fühlte den Puls . . . Er öffnete dem Mann Rock und Weste. Und sah unter dem feinen weißen Stoff des Hemdes das arme Herz schlagen und zucken.

Er stirbt, dachte Axel verzweifelt.

„Sie — Sie — hören Sie doch — helfen Sie doch,"

schrie er fast, obschon er ja wußte, daß der Rotbart nicht helfen konnte.

Aber die Furchtbarkeit der Lage trieb ihm den Schrei nach einem Gefährten auf die Lippen.

Wirklich krabbelte der Mensch nun aus seinem bunten Kram heraus, saß breitbeinig auf der Polsterbank und sagte: „Wieso denn?" ...

„Dieser Herr ist krank."

Der Rotbart zuckte die Achseln, daß die Fettfalten in seinem Genick zu förmlichen Rollen wurden.

„Was kann ich dabei tun? Soll ich die Notleine ziehen?"

Die unsinnige Zwecklosigkeit des Vorschlags erbitterte Axel derart, daß er jeden Versuch mildtätiger Teilnahme von diesem Reisegefährten zu erzwingen aufgab.

Es schoß ihm durch den Kopf, daß der vielleicht schon ein Weilchen die Atemnot Forstings beobachtet gehabt. — Elender Kerl, dachte er kräftig.

Forsting schien etwas leichter zu atmen. Axel kniete neben ihm auf dem Sitz und hielt mit dem linken Arm den Leidenden umschlossen, der sein Haupt kraftlos gegen Axels Schulter lehnte. Mit seiner rechten Hand umschloß Axel die Hand Forstings, um dauernd den Puls zu kontrollieren. Sein Gang war drohend.

Axel fand sich nun mit voller Sammlung in die Lage. Er machte sich ein Bild davon, was zu geschehen habe.

Bei der nächsten Station mußte der Kranke aus dem Zug geschafft und in ein Krankenhaus oder in ein Hotel gebracht werden. Die Seinen waren sofort zu benachrichtigen. Man würde sicherlich unter seinen Sachen die Adresse finden. Vielleicht war er auch imstande, sie selbst anzugeben. Denn es schien, als übten die Tropfen doch wieder ihre beruhigende, erlösende Wirkung.

Jedenfalls konnte und durfte er die Reise nicht allein fortsetzen, selbst wenn bald eine merkliche Erholung eintreten sollte. Das Bild, das er jetzt als Kranker bot, war wesentlich anders und ernster als bei dem Anfall zu Beginn der Reise.

Es stand für Axel fest, daß er den Ärmsten nicht verlassen würde, bis er ihn den Händen eines anderen Arztes übergeben konnte. Das geschah ja auf der nächsten Station.

Dann erst wollte er seine Reise fortsetzen. Für die Herren in Gerlachshausen war es wirklich einerlei, ob ihr künftiger Doktor sich ihnen vormittags um neun, wie verabredet war, oder nachmittags vorstellte. Eine Depesche konnte das ordnen.

Für jetzt war nichts zu machen, als geduldig zu warten und durch den festen und liebevollen Halt, mit dem er den Kranken stützte, ihm das Gefühl geben, daß sachverständige Wachsamkeit ihn umgebe.

Axels Blick ging wieder über den Rotbart hin. Der saß nun sperrbeinig, auf jedem Knie eine dicke flache Hand, mit den kurzen Fingern die Kniescheibe umgreifend. Er sah angelegentlich in den Morgen hinaus.

„Machen Sie das Fenster auf," befahl Axel.

Der Rotbart gehorchte stumm.

Nun strömte prickelnde Morgenluft herein, und sie war wie Champagner für das Blut des Leidenden. Man spürte, wie das Atmen ihm ein wenig leichter ward.

Axel hielt unbeweglich in seiner Stellung aus.

„Wenn er sich von diesem Anfall erholte!" dachte er mit heißem Wunsch. Der Mensch wollte so gern einen Glauben fassen, den der Arzt nicht gern groß werden lassen konnte.

Draußen der Morgen war noch immer bleich und

grau. Auf sanft hinansteigenden Halden lag feiner Dunst. Es sah aus, als sögen ihn die Wälder auf den gekuppelten Höhen langsam ein. Wiesentäler öffneten sich, ihre stille Fröhlichkeit war noch vom Morgenfrösteln gebändigt. Auf kleinen, raschen Wasserläufen stand ein gedämpfter, stählerner Glanz.

Nun fuhr der Zug in eine hohle Gasse, die man ihm zwischen Bergwänden gebahnt. Senkrechte Gesteinsmauern waren durch Sprengung geschaffen, sie sahen aus wie grob verheilte Riesennarben über Wunden, die der Mensch der Natur geschlagen.

Ein mächtiger Tannenwald, bergan steigend, zog sich dann zur Rechten hin, an seiner Grenze stand ab und zu licht und zierlich eine Birke mit ihrem feinen, frischgrünen, hängenden Gezweig und mit weißem Stamm, anzusehen wie eine Solistin vor dem gewaltigen Männerchor der Föhren.

Dann wieder Felder und Wiesen zwischen Hügelkulissen. Aber nun Häuser. Die ersten verstreuten Vorläufer einer Station. Und zu den blinkenden Gleisen draußen gesellten sich immer mehr metallene Linien. Aus den Feldern zogen sie in weiten Bogen heran und schlossen sich an das breite Band der Hauptader.

Axel atmete auf. Und plötzlich fiel ihm ein: der Zeit nach mußte es ja überhaupt „seine Station" sein. Er wollte aber dem Rotbart, den er so grimmig haßte, nicht die Ehre einer Frage gönnen.

Nun mußte ihn dies Ereignis treiben, wohin es wollte . . .

Es war Axel, als rege Forsting sich. — Er neigte sich tiefer über ihn.

Ja, der arme Mann hatte die Augen geöffnet.

Sein Blick traf in Axels Blick.

Und den Mann durchschauerte eine plötzliche Ergriffenheit.

So tief war das Weh, das aus diesen Augen sprach . . .

„Mir geht es schlecht," flüsterte er.

„Es ging Ihnen schlecht — leider," sagte Axel tröstend, „aber nun ist der Anfall überwunden."

Eine Pause — ausgefüllt durch die harten, kurzen Atemzüge des Kranken.

Und dann wieder ein paar Flüsterworte — Axel verstand sie nicht ganz, erriet aber doch so viel, daß der Mann ihm sagen wolle, einen Anfall dieser Art habe er noch nie gehabt, es sei ihm so anders — so ganz anders . . . leichter und doch schwerer . . .

„Wir nähern uns einer Station. Ich denke, es ist Ihnen recht, wenn wir erst mal die Reise unterbrechen. Wenn Sie erlauben, bleibe ich bei Ihnen, bis ich Sie in guter Obhut weiß. Und ich meine, wir bitten besser jemand aus Ihrer Familie zur weiteren Reisebegleitung herbei."

Ob der Mann ihn ganz verstand? Ob sein Hirn imstande war, Worten zu folgen, die Entschlüsse von ihm forderten?

Oder wanderte seine Seele weit weg, um die Geliebten zu suchen? Und begriff sie, daß sie nie mehr, nie mehr zu ihnen zurückfinden werde? Daß sie sich hineinverlor in Fernen, die kein Auge durchmißt, kein Verstand begreift?

Es ging ein fürchterlicher Schreck durch den Körper des Mannes.

Seine Hände griffen in die Luft hinaus.

Axel umfing den Zurückgleitenden.

Ein starrer, wilder, entsetzlicher Blick traf ihn . . .

„Carry — Carry — sie nicht verlassen — nicht verlassen . . ."

Das kam stöhnend von seinen Lippen ...

Sein verzweifelter Blick brannte diese Worte als Vermächtnis und Botschaft in die Seele des anderen ...

Axel hörte ... Aber all seine Gedanken wußten nur das eine: er stirbt ...

Und ein hartes, letztes Ausatmen — ein erlösendes Sinken und Verlöschen. —

Befreit, in den schwarzen Schlaf der ewigen Stummheit hinübergeglitten, lag der Mann.

Ein Kämpfer, der die Schlacht verloren hatte, die Schlacht des Lebens gegen des Feldherrn Tod.

Zweites Kapitel.

Das milde Silbergrau des Morgens hatte sich längst zu einem blauen, grüngoldenen Frühlingstag verklärt.

Axel kam es vor, als müsse es mindestens schon Mittag sein. So viel war schon getan, gesprochen, geschrieben.

Nun sah er nach der Uhr: doch erst acht! Er fühlte es wieder: nichts anderes bestimmt das Maß der Zeit als der Inhalt, den wir ihr geben.

Er saß am Fenster eines Hotelzimmers, und vor ihm auf einem Tischchen stand sein erstes Frühstück. Eine Anwandlung jämmerlicher Flauigkeit hatte ihn endlich daran gemahnt, daß er auch an sich selbst denken müsse. Nun trank er Kaffee und aß dazu — rasch, viel, ganz in Gedanken verloren. Er bemerkte gar nichts von dem freundlichen Bild draußen, wo vor dem Hotel ein bescheidener Schmuckplatz in den Zieraten des Frühlings nach viel mehr aussah, als er eigentlich war. Rosa Blütenbüsche sonnten sich da, und um das Postament einer Normaluhr blühte ein Vergißmeinnichtbeet. Halb-

kreise von Gebüschen standen hinter Halbkreisen von Bänken. Auf einer von ihnen saß ein Mann in spärlichem Weißhaar und dürftigem Rock und wärmte sich. Er hielt die Hände auf seinem Stockknauf und blinzelte mit ein wenig zurückgelegtem Kopf in die Sonne, wie wohl ein schläfriges Tier tut. In den Schmuckplatz hinein guckten von gegenüber und von rechts und links die Häusergesichter der kleinen Stadt. —

So genau Axel auch alles nachprüfte, was geschehen war: er fand nichts zu tadeln. Nicht anders, nicht zarter hatte man handeln können. Die Brutalität des Ereignisses konnte kein Mensch hinweglöschen. Aber er hoffte, daß die grausame Botschaft den Töchtern des toten Mannes doch von der Hand der Barmherzigkeit überbracht werden würde.

Die ersten Minuten der Ankunft waren von einem unvermeidlichen, schonungslosen Lärm, von einer verwirrenden Unruhe erfüllt gewesen. Die Zugbeamten, die Bahnhofsbeamten, die Polizei hatten ihre Pflicht getan. Aber es lag in der Situation, daß sie zunächst mit weiheloser Eile getan werden mußte. Ein Beamter hielt Axel für den Angehörigen des Toten. Ein anderer schien von dem eifrigen Gedanken getrieben, daß man feststellen müsse, ob nicht gar ein Verbrechen vorliege. Der Rotbart mußte in der Geschwindigkeit seine Personalien angeben, und sein Gesicht schien förmlich dick und rötlich aufzuplustern, so beleidigte ihn die Frage nach Name und Art. Der Zugführer zeigte sich voll verzweifelter Ungeduld über die Versäumnis von schon sechseinhalb Minuten, die sein Zug erlitte. Man hatte Forsting zunächst in einen Seitenraum der Bahnhofswirtschaft getragen und auf zwei zusammengestellte Tische gelegt. Axel und ein Schutzmann blieben bei ihm, bis

der Polizeiarzt und der Polizeiinspektor, die telephonisch herbeigerufen worden waren, kamen.

Diese Minuten würde Axel, er fühlte es, so rasch nicht vergessen.

Das noch glanzlose Morgenlicht füllte den Raum. Er war hart und häßlich. Seine Wirtshausnatur wirkte in brutalem Gegensatz zu dem stillen, königlichen Toten. Ein Fahrradplakat, auf dem ein halbnackter Fahrer mit übermäßig ausgebildeten Muskeln triumphierend auf seinem Rad gegen den Beschauer loszufahren schien, hing an der weißgrauen Wand. Ein Geruch von kalten Tabakdünsten erfüllte die Luft. Aus der einen Milchglaskuppel der Gaslampe, die ihre Arme wagerecht auseinandersperrte, war ein Stück herausgeschlagen.

Der stumme Mann lag hingestreckt in steifen, starren Linien. Axel sah sein Profil: es hob sich in edler Zeichnung von dem Hintergrund der Wand ab.

Der Ausdruck des Gesichts war nicht der friedvoll schlafende, den Axel schon bei so vielen Erlösten gesehen. Aber es war auch nichts Verzerrtes in diesen Zügen, kein grausames Zeichen, das noch von dem tödlichen Schreck der letzten Minuten sprach.

Vornehm und verschlossen sah dies Angesicht aus, wie das eines, der zu gefaßt und zu stolz ist, um zu klagen.

So prägte es sich Axel für immer ein . . .

Die Beamten der Polizei kamen, der Arzt und der Inspektor. Axel stellte sich dem Kollegen vor. Der Zweck seiner Reise brachte es mit sich, daß er seine Papiere mit sich führte. Während der Inspektor sie einsah, erzählte Axel dem Arzt, daß keine andere Legitimation als die der Menschlichkeit ihn neben diesem Toten festhalte.

Der Polizeiarzt zeigte sich als ein verständiger, gemütvoller Mann, und als er hörte, daß Axel unterwegs

nach dem benachbarten Gerlachshausen sei, um sich dort vielleicht niederzulassen, ging er alsbald in den Ton freundschaftlicher Kollegialität über.

Er hörte in seinem Spürsinn heraus, daß Axel mit einer Lebendigkeit, deren er sich selbst nicht bewußt war, von den Töchtern des Toten sprach und dachte sich, daß der werte Herr Kollege doch wohl am Ende nicht aus bloßer Menschlichkeit handle, sondern seine kleinen Nebenempfindungen habe.

Nach der vorschriftsmäßigen Feststellung des Todes dieses Toten hieß es dann, daß man in den vorgefundenen Papieren des Mannes nach seiner Adresse suchen und das zuständige Polizeirevier in Berlin benachrichtigen müsse.

„Nein,“ sagte Axel, „nein — nicht so — lassen Sie uns sehen . . .“

Ihm war, als sähe er dunkle Augen voll Entsetzen auf sich gerichtet. Der Glanz in ihnen war erloschen, nur Grausen staunte ihn daraus an . . .

Wenn diese holden, schönen Geschöpfe wüßten, wie der, den sie anzubeten schienen, hier lag . . . fremder Neugier, kalter Pflicht preisgegeben . . .

Sie durften es nie erfahren . . . nie.

Mit leisen Händen durchsuchte Axel die Brusttaschen des Rocks und des Paletots.

Er fand die Brieftasche.

Sie traten an das Fenster, um ihren Inhalt durchzusehen. Die eine Seite zeigte ein Tasche mit besonderem Verschluß, die andere eine offene. Darin waren Visitenkarten, zwei Photographieen und ein paar Briefe. In der verschlossenen Tasche befand sich eine reichliche Summe Papiergeld.

Axel griff nach den Photographieen. Er erkannte sie auf der Stelle wieder.

„Sehen Sie,“ sagte er.

„Donnerwetter,“ bemerkte der Polizeiarzt leise, als könne der Vater diese burschikose Bewunderung der Töchter sonst hören.

Die Damen waren in Hut und in Straßenkleidern dargestellt. Es schien Axel, als seien es die gleichen Hüte und Kleider, in denen sich Forstings Töchter am Bahnhof gezeigt. Die Photographieen waren offenbar auch ganz neu, vielleicht besonders für die Reise angefertigt, um dem Fernen immer die Lieben genau so zu zeigen, wie er sie zuletzt gesehen.

Auf den Visitenkarten stand der Name so einsam, so titellos, wie der noch Lebende ihn Axel genannt. Die Wohnung lautete: Kurfürstendamm 280.

„Man könnte depeschieren: ‚Familie Peter Forstings, Berlin, Kurfürstendamm 280‘,“ sagte der Polizeiarzt.

„Nein,“ bat Axel beinahe leidenschaftlich. Und auf einmal wußte er, was zu geschehen habe. Er hatte zwischen den Papieren ein Rezept gefunden. Und einen noch verschlossenen Brief. Das Rezept war das, wonach die Digitalistinktur im Fläschchen gemacht worden war; es zeigte die Abstempelung einer Apotheke und am Kopf den Namen, die Wohnung des Arztes. Der verschlossene Brief aber war an einen bekannten Arzt in Nauheim gerichtet, und hinten auf dem Umschlag stand in dem üblichen Aufdruck der Name des Absenders. Es war der gleiche Name wie der auf dem Rezept: „Dr. Strauß“.

„Es ist klar: dies ist sein Arzt gewesen. Lassen Sie uns an ihn telegraphieren, damit er die Damen benachrichtigt.“

Die Beamten schienen beizustimmen. Vorerst aber hieß es, den stillen Mann an eine geeignete Stätte

bringen, der Wagen, der ihn überführen sollte, war schon vorgefahren.

Axel sagte, daß der Tote sogleich auf das feierlichste aufgebahrt werden solle, und daß er, solange noch niemand hier berechtigt sei, irgend etwas zu veranlassen, für alle Kosten aufkommen werde.

Während der Transport vor sich ging, schrieb Axel schon auf eigene Faust eine Depesche und gab sie am Bahnhof auf. Ganz unzutreffenderweise war ihm, als sei es doch milder, wenn er telegraphiere. Und wer konnte auch wissen, ob die Polizei nicht infolge bureaukratischer Gewissenhaftigkeit sich doch gezwungen fühlte, amtlich zu depeschieren. Er sagte in seiner Depesche: „Melde Ihnen tiefergriffen, daß Peter Forsting in meinen Armen im Zug verschieden. Wollen Sie die Damen benachrichtigen. Stelle mich Ihnen als Kollege vor, war Reisegefährte Forstings. Einstweilen bleibe ich hier, Hotel Germania, tue alles für Verklärten, was Pietät kann, und stehe den Damen zu jedem Dienst zur Verfügung. Auskünfte über mich in Berlin bei Geheimrat Mahlmann und Dr. Ratholz.

Dr. Axel Wernefeld."

Den Zusatz von den Auskünften machte er erst bei einer zweiten Niederschrift der Depesche. Denn es schoß ihm durch den Kopf, daß die Damen ja gar nichts von ihm wußten, und daß sie oder dieser Doktor Strauß auf den Einfall kommen könnten, irgend eine unsichere Persönlichkeit nütze die Lage aus, dränge sich wichtig auf, suche irgend einen Vorteil.

Dann war er umhergelaufen in der erwachenden kleinen Stadt, hatte eine Kunstgärtnerei gefunden und ein Sargmagazin. Abermals besprach er sich dann im Polizeigebäude mit dem Wachhabenden und hörte da

allerlei Worte von „notwendigen Formalitäten" und „Identifizierung des Toten" und erkannte, daß die Ausführung seines pietätvollen Vorhabens nicht eher möglich sei, bis er irgend eine Legitimation vorweisen könnte, die ihm dazu das Recht gab. Er begriff es ja: es konnte gar nicht anders sein, die Behörde konnte nicht auf seine merkwürdige Logik eingehen; jeder Augenblick, den der Hingeschiedene einsam und schmucklos liegt, ist eine Kränkung für die zärtlichen Töchter!

Plötzlich fiel ihm dann ein, daß er in seiner eigenen Angelegenheit nach Gerlachshausen depeschieren mußte, er käme anstatt um neun erst um zwei Uhr zu der Besprechung.

Nun endlich saß er im Hotelzimmer und besann sich. Im Maß, wie die Erregung von ihm wich, wuchs eine Art von mißfälligem Erstaunen in ihm.

Was hatte der Zufall ihm da angetan? Hatte ihn unversehens zum Mithandelnden in einem trübseligen Ereignis gemacht, das ihn in der Welt Gottes gar nichts anging. Nun sage noch einer, es gäbe keinen Zufall! Mußte dieser arme Kerl, der ausreiste, um gesund zu werden, und dem Tod entgegenfuhr, ausgerechnet in seinen Abteil steigen!

Da fiel Axel der Rothaarige ein, und das führte ihn mit einem Schlag zur Erkenntnis.

Das war ein Mensch, für den es keine Zufälle gab! Einer, der um sein Wesen eine Eskimojacke trug und darin in seiner eigenen Wärme schmorte. Was draußen um ihn vorging, drang nicht durch.

Er aber, er war noch immer der Junge, der weit sein Wams öffnete, wenn er dachte, er könne schützend jemand an sich nehmen, den dabei der scharfe Wind hart anblies. Der dumme Junge, der stehen blieb, wo

andere klug vorbeigingen! Darüber hatte sein Vater schon manchmal mit einem besonderen Blick den Kopf geschüttelt — so halb sorgenvoll, halb lächelnd. Und hatte ihm prophezeit, daß er noch mal auf der Landstraße sich versäumen werde, um einem schmutzigen Bettelkind die Nase zu putzen, während hinter seinem Rücken das Glück vorbei- und auf und davon kutschiere.

Aber konnte man denn anders? Mußte man nicht stehen bleiben, wenn das Mitleid einem das Herz so schwer machte, daß man einfach außer stande war, es weiterzutragen, ehe es seine Gefühle ausgeströmt und sich damit erleichtert hatte?

Wie würde ihm wohl zu Mute sein, wenn er gleich dem Rothaarigen einfach seinen Weg weitergegangen wäre und den Zwischenfall als beendet angesehen hätte, im Augenblick, wo der Schaffner die Tür aufriß?

Freilich säße er dann nicht hier, unsicher und beklommen und von dem immer beängstigender anwachsenden Gefühl bedrängt, daß Forstings Töchter ihn für einen Zudringlichen halten könnten.

Aber er würde sich wahrscheinlich wie ein Mensch mit schlechtem Gewissen vorkommen, er würde keine Ruhe finden vor den phantasievollsten Vorstellungen, was alles er noch für den Toten und seine Töchter hätte Wohltätiges tun können.

Als er mit seinem Frühstück fertig war, legte er sich aufs Bett. Mehr um bequem zu warten, als gerade zu schlafen. Wenn seine dreifach bezahlte, dringliche Depesche an den Doktor Strauß ebenso dringlich beantwortet ward, mußte binnen kurzem die Antwort einlaufen.

Im Halbschlummer dämmerte Axel ein Stündchen hin, als ihn dann auch richtig die Depesche aufrief.

Er war selbst von der Spannung überrascht, mit der er sie öffnete.

„Ihre traurige Nachricht empfangen, der inzwischen auch amtliche Bestätigung folgte. Fassungslosigkeit von Frau Forsting machte sofortige Abreise der Damen unmöglich. Sie werden aber bestimmt mit Nachtzug fahren. Wir bitten Sie, alles zu veranlassen, Toten weihevoll zu betten. Grenzenlose Dankbarkeit für Ihre Aufopferung hoffen Ihnen die Damen selbst auszusprechen.

Dr. Strauß."

Also man gab ihm das Recht, das er sich in seinem aufwallenden Mitleid gleich hatte nehmen wollen. Und sie kamen — sie kamen! Er sollte dieses glänzende Geschöpf wiedersehen — diese Frauen kennen lernen, die er gestern angestaunt wie Märchenprinzessinnen . . . ja, etwas von einem unbekümmerten Fürstenkind hatte die eine, die Wunderschöne gehabt. Und nun kam sie, weinend, weinend . . .

Und eine Frau hatte Forsting auch noch gehabt? Sie war nicht mit am Bahnhof gewesen. Das war gewiß nicht auffallend. Sie konnte ja gerade leidend sein. Die völlige Fassungslosigkeit sprach fast dafür. Aber auffallend erschien es Axel, daß der Mann keinen Gruß, kein letztes Wort für seine Frau gehabt hatte . . . „Kinder!" hatte er nur gerufen, verzweiflungsvoll, „Kinder."

Die Depesche und die Pflichten, die sie ihm auferlegte, versetzten ihn in fieberhafte Eile.

Er lief abermals zur Polizei, wo auch eine Depesche eingegangen war; die Familie Forsting verfügte darin, daß Doktor Axel Wernefeld sie vertrete bis zu ihrer Ankunft. Nun konnte er alles ordnen, so wie seine Empfindung und sein Geschmack es ihm eingaben. Ob

dies dann den Empfindungen und dem Geschmack der Forstingschen Damen entspreche, blieb eine offene Frage, die ihn ein wenig ängstigte. Aber wenn sie nur den zarten tröstenden Willen spürten, dann wollte er zufrieden sein. —

Gegen Mittag lag ein stiller Mann in der kleinen Kirchhofkapelle aufgebahrt. Durch das bunte, schmale hohe Fenster kam mildes, rötliches Licht herein und gab dem stolzverschwiegenen Antlitz den Schein des Lebens. Blütenzweige voll rosiger Blumen waren über sein bürgerliches Gewand hingebreitet. Das düstere Grün von Palmen und von Koniferen umgab zu Haupt sein Lager. Zu Füßen des Sarges stand eine breite Gruppe blühender Pflanzen. —

Als Axel dann in sein Hotel zurückgekehrt, kamen ihm allerlei melancholische Gedanken. Er begriff, wie grausam es die Töchter treffen mußte, daß ihr Vater sozusagen auf der Straße gefallen sei. . . . Selbst für ihn, den Arzt, den Mann, der gewissermaßen objektiv auf das Vergehen des Lebens in den Tod blickte, selbst für ihn hatte der Gedanke etwas Beklemmendes, einsam unter Fremden, inmitten des Treibens der Heerstraße, enden zu sollen.

Es war, als hauche so ein Mensch seine Seele ins Leere aus. Wer in Liebesarmen starb, gab sie der Liebe hin. Denn das letzte Wort, der letzte Blick, den Liebe empfing, behielt Leben in ihr, solange sie selbst noch atmete. Gewiß — so mußten es die Frauen empfinden.

Sofort nach dem sehr zeitigen Mittagsmahl fuhr er nach Gerlachshausen, fast gleichgültig. Jedenfalls ohne die geringste Hoffnung, daß die persönliche Begegnung mit dem alten Sanitätsrat irgendwelchen Erfolg haben werde. Denn ihm fiel immer wieder die Prophezeiung

seines Vaters ein, daß ihm das Glück einmal vorbeifahren werde, während er sich versäume. . . . Und es war ihm wie eine Vorbedeutung, daß gerade heute dies halbvergessene Wort aus dem fernsten Winkel seines Gedächtnisses wieder herausgekrochen kam und so blank und frisch aussah, als sei es nicht für frühere Jahre, sondern justament erst für sein derzeitiges Wesen geprägt worden.

„Wenn mir denn das Glück von Gerlachshausen diesen Vormittag davonkutschiert sein sollte, an der nächsten Straßenecke steht vielleicht ein anderes, das auf mich wartet.“

Und das Tröpflein leichtlebig Blut in ihm tat, als sei es ein ganzer Strom und pulste ihm als freudiger Glaube durch die Adern.

Das kannte er auch an sich: immer wenn er verdüsterte oder weichmütige Stunden durchlebt hatte, rührte sich „das von der Großmutter“ in ihm. Die sollte eine unbesorgte Frau gewesen sein, die sich durchs Leben sang. Und immer wann er sich rasch getröstet zeigte oder sich von Kümmernissen in Fröhlichkeit stürzte, zitierte man in der Familie diese Großmutter, sie ihm gewissermaßen zum Vorwurf machend.

Die Eindrücke, die Axel hatte, wenn er hinaussah, halfen seiner zuversichtlichen Stimmung nach. Der Maientag gab sich zärtlich der Sonne hin und ließ sich dabei von einem linden Wind die grünen Haare streicheln.

Als Axel ausstieg, fand es sich, daß das Städtchen Gerlachshausen noch einen Kilometer weit landeinwärts von der Station des Namens lag. Weder der Hotelomnibus mit seinem altersweise vor sich hinblinzelnden Schimmel, noch die anderen etwas ackerbürgerlichen Fuhrwerke verführten Axel zur Bequemlichkeit. Er ging

hinein in die angenehme Mittagswärme, die ihm den letzten Rest von Übernächtigkeit aus den Gliedern trieb.

Der Weg, eine wohlgepflegte Chaussee mit einem Bürgersteig daneben, den offenbar erst kürzlich aufgebrachter gelber Grand säuberlich deckte, ging unter Linden dahin. Es waren stattliche Bäume, sozusagen in der Kraft junger Mannheit, noch nicht in der malerischen Majestät des Baumgreisentums.

Das Wiesental war nur schmal. Bescheidene Berge grenzten es zu beiden Seiten ab, bewaldete Kuppen, die sich in milden Bogenlinien vor dem flimmernd blanken Himmel hinzogen. Ein Flüßchen kam neben der Straße dem Herwandernden entgegen; es hatte mehr Lauf als Tiefe. Kreisend kam es aus des Tals Hintergrund herbei, um sich später wohl irgendwo in die Haune zu ergießen, die dann ihrerseits das Wasser mit zur Fulda nahm. Die kleine Stadt hielt sich in einer Ausbreitung des Tals versteckt, die an der Südseite dadurch entstanden war, daß zwei der bewaldeten Berge aus der bis dahin fast regelmäßigen Front ihrer grünen Genossen zurücktraten. Sie erhoben ihre Häupter auch höher als die anderen, und zwischen ihnen, sie nahe ihren Gipfeln verbindend, öffnete sich ein kahles Hochtal. Unter diesen beiden Bergwänden und dem Tor des Hochtals lag nun das Städtchen. Es sonnte sich im Mittagsglanz und sah aus wie ein buntes Bild in einem Märchenbuch. Gerade kamen ein paar Glockentöne dem Wanderer entgegengewallt. Die Berghänge hinter der Stadt dienten als Schallwand und warfen die runden Töne weit hinaus. Viermal bebte mit metallischem Klang ein schnelles, wichtiges Bim — bim — bim — bim heran. Dann bestätigte mit Gelassenheit ein dunkler Glockenbaß mit zwei Bum — bum, daß die Stunde um sei.

Und nach dieser Äußerung geregelten Bürgerlebens stand die kleine Stadt wieder da wie versunken in ihre sonnige, farbenbunte Stille.

Axel fühlte sich bezaubert. Nach den verflossenen vierzehn Berliner Tagen, nach dem düsteren Ereignis des Frühmorgens schien hier das Behagen auf ihn zu warten; er hatte durchaus den Aberglauben, daß hier immer die Sonne scheine, das ganze Jahr, den ganzen Tag. Und so einen unwillkürlichen Eindruck mußte man von einem Platz haben, an dem man wohnen sollte. Axel wünschte plötzlich, daß es ihm doch glücken möge. Wenn er durch den versäumten Vormittag einem anderen Bewerber (und wer wußte, ob hier nicht einer dem anderen die Hacken abtrat) Platz geschaffen, würde er es vielleicht noch bereuen, sich einem Toten gewidmet zu haben, der ihn nichts anging. Bei diesem Gedanken war ihm aber gleich, als sähen ihn wieder jene strahlenden, dunklen Augen an.... Und er schwor sofort diesen Augen zu, daß er gewiß nichts bereuen würde, auch wenn er hier nun zu spät käme...

Man hatte ihm auf der Polizei die Photographieen der beiden Damen eingehändigt. Er erbat sie sich. Alles andere, Papiere und Geld, blieb deponiert. Aber er redete sich ein, daß es den Damen gewiß nicht lieb sein würde, ihre Bilder in so seltsamer Verwahrung zu wissen.

Und nun hatte er sich, betrachtend und wieder betrachtend, so sehr in die Bilder hineingesehen, daß sie ihm schon waren wie die von ganz vertrauten Personen. In die Bilder? Nein, eigentlich nur in das eine...

Axel schritt durch das Tor. Es schien das Überbleibsel einer alten Festungsmauer. Zwei graue, behäbige Wachttürme, bei deren Anblick man gleich an biervolle, gemütliche Stadtsoldaten denken mußte, waren mitein-

ander durch einen kleinen Schwibbogen verbunden. Unter ihm hinweg ging's in die Hauptstraße hinein. Sie führte bald über den Kirchplatz. Die Kirche war aus grauen und rosagrauen Granitfindlingen erbaut, deren Mörtel wohl erst kürzlich verputzt worden sein mußte, denn weiße Linien musterten die Wände in unruhiger Weise, daß sie wahrhaftig an die Schnittfläche eines Preßkopfs erinnerten, welcher unabweisbarer Vergleich Axel erheiterte. Die Holzrahmen der Kirchenfenster, aus denen Bündel von Sonnenstrahlen zu brechen schienen, hatte man auch schneeweiß angemalt. Auf dem Dach des Kirchenschiffs war ein Ab- und Anfliegen von Tauben. Die Linden, die den Platz bestanden, schienen Blätter von grünem Glas zu haben, so kräftig glühte die Sonne durch das junge Laub.

Ein hübsches junges Mädchen, dem ein Schwesterchen von etwa zehn Jahren zutraulich am Arm hing, begegnete ihm in fast feierlicher Menschenleere. Gerlachshausen hielt offenbar Mittagsruhe. Auf Axels Frage nach Herrn Sanitätsrat Schmeers Haus gab das Fräulein Antwort. Und sogleich hörte Axel hinter sich die Kleine fragen: „Der neue Doktor?" Und die Große sagte: „Wahrscheinlich."

Bin ich's? dachte Axel fröhlich.

Er fand das Haus nach ein paar Schritten. Es hatte über dem Parterre nur eine Etage, dann ein mächtiges, rotes, gebrochenes Dach, das sich zwischen den Nachbardächern ausnahm wie eine dicke Dame zwischen mageren Nachbarn auf einer engbesetzten Bank. Die Wand des Hauses gleißte von dem blanken, hellgrauen Ölfarbeanstrich. Hinter den glänzenden Fensterscheiben in weißen Rahmen wurden Ziergewächse gehalten, Axel sah eine ganze Sammlung von Kakteen.

Als er die Tür öffnete, bimmelte eine Glocke, wie Axel noch nie gehört. Sie kläffte beinahe wie ein wachsamer Hund und so andauernd. Man kam auf einen Flur, von Fliesen gepflastert. In seinem Hintergrund stand eine breite Glastür offen, und da sah man in einen Nutz- und Ziergarten. Auch schien im Hintergrund am Flur die Küche zu liegen. Denn von da kam ein weibliches Wesen, brachte einen Geruch von Aufwaschwasser mit, trocknete sich an blauer Schürze feucht aufgequollene, rote Hände und sagte gleich: „Der Herr schläft."

„O Gott," dachte Axel, „das ist schlimm. Einen wichtigen Mann im Mittagsschlaf stören, heißt sich seiner Ungnade von vornherein aussetzen."

„Ich glaubte, ich würde erwartet. Aber dann komm' ich wieder. Wann pflegt Herr Sanitätsrat sein Mittagsschläfchen beendet zu haben?"

„So Klocker drei, wenn's Kaffeezeit wird."

Jetzt öffnete sich aber die Tür vorn links vom Flur. Die Schwelle herab auf die Fliesen tretend, kam eine alte Dame. Axel bemerkte gleich, daß auf ihrer Wange rot und weiß das Muster des Schlummerkissens abgedrückt war. Sie erweckte sofort den Eindruck eines freundlich-mütterlichen Wesens, und Axel dachte, sie müßte eigentlich eine Blondenhaube aufhaben. Sie hatte aber nur auf ihrem weißen Kopf eine Spitzenbarbe, deren Enden hinter ihren Ohren herabhingen.

„Schmeer erwartet Sie; wenn Sie Herr Doktor Wernefeld sind, erwartet er Sie natürlich. Bitte, kommen Sie nur herein."

Er verbeugte sich und kam mit in das Vorzimmer, wo auf den Fensterbrettern Kakteen in ihrem Stumpfsinn sich die Sonne auf stachlichte, graugrüne Wurstleiber scheinen ließen.

Axel wußte nachher nicht genau, wie dies Wohnzimmer eigentlich eingerichtet gewesen, vielleicht gab es auch keine bemerkenswerten Möbel darin außer etwa dem hohen Eckschrank von altersdunklem, leuchtendblankem Mahagoni. Er hatte nur den allgemeinen Eindruck einer nie erfahrenen Gemütlichkeit.

Die alte Dame sagte, daß „Schmeer“ gleich käme. Sie war offenbar die Sanitätsrätin, nahm dies für eine so weltkundige Tatsache, daß sie sich Axel gar nicht vorstellte, und nannte ihren Mann „Schmeer“ nach der Sitte der vorvorigen Generation, die eine spielerische Respektlosigkeit darin empfunden hätte, Männer in ansehnlichem Beruf beim Vornamen oder gar bei Kosenamen zu rufen.

In unaufhaltsamem Redefluß vertraute sie nun Axel vielerlei an, damit er doch schon so ungefähr Bescheid wisse, ehe er Schmeer spräche. Ihr Tonfall schmiegte sich so zutraulich ins Ohr des Hörers. Durch eine ganz leise Dialektfärbung bekam der Vortrag etwas Anmutiges. Es klang auch, als müsse eigentlich jeder Satz mit der Frage enden: nicht? Finden Sie nicht auch? Hat Schmeer nicht recht?

Sie sagte, daß es viel Mühe gekostet habe, in Schmeers Seele den Gedanken zu streuen, daß er mal aufhören müsse zu arbeiten. Aber so ganz leise sei die Saat doch aufgegangen. Und dann auf einmal habe sie sich kräftig ausgebreitet. Es sei vorgekommen, daß der Großbauer Zella, der doch Schmeer seit dreißig Jahren als Arzt gehabt und ihm, wie er sagte, sein Leben danke, in einer Winternacht, wo's seiner Frau plötzlich mal wieder mit dem Atem knapp wurde, nicht nach Schmeer geschickt habe, sondern hinüber ins Hessische. Zu einem fremden Doktor, der sich doch nie und nimmer in der Konstitution der Agathe Zella so auskennen könnte wie

Schmeer, der ihr in allen schweren Kindbetten beigestanden. Und warum? Nicht etwa, weil dem alten Zella das Vertrauen zu seinem alten Schmeer eingeschlafen sei. O nein. Aus Rücksicht! Hatte gesagt: wie kann man den alten Mann noch in so einer sturmkalten Winternacht herausnötigen, die zwei Stunden daher.

Das hatte Schmeer getroffen. Wenn der Patient mehr an den Doktor denkt als an sich, hat's mit dem Doktor einen Haken, sagte da Schmeer. Wenn der Patient das Gefühl bekommt, er darf nicht mehr rücksichtslos gegen den Arzt sein, dann ist's Zeit. Das Alter sei also da. Man mußte es begreifen. Erst hatte Schmeer es ja weh getan. Und gar die Leute. Gebeten, geweint hatten sie, er solle sie nicht verlassen. Aber wenn Schmeer einmal etwas als richtig erkannt hatte, gab es natürlich kein Schwanken. Kinder, sagte er zu den Leuten, Kinder, ich will doch lieber, daß ihr weint, weil ich gehe, als daß ihr euch darüber freut. Das ist besser für euch und klüger für mich. Sie hatten aber alle gesagt: einen Arzt, der auf gut Glück daherkäme, den wollten sie nicht. Und ein Voreiliger, der sich hier schon niedergelassen gehabt, sei alsbald wieder abgezogen. Denn Schmeers Patienten wollten auf den Nachfolger warten, den er sich selbst aussuche. Sie wollten auch nicht zum Doktor Krolpa übergehen, der allein ja doch nicht die ganze Bevölkerung von Gerlachshausen und Umgegend versorgen könne. Für Schmeer war Krolpa stets ein angenehmer Kollege gewesen, und auch ihm lag daran, daß der alte Freund durch einen tüchtigen, umgänglichen Mann ersetzt werde. Zuerst war all dies ihrem Schmeer nicht leicht geworden, aber wie es nun einmal war: er trug jetzt voll Heiterkeit das Alter, dessen Bequemlichkeiten er sich bisher nie habe zukommen lassen mögen.

Aber leicht würde es kein Nachfolger haben. Das wolle sie lieber gleich sagen. Solch Vertrauen, wie es ihr Schmeer genossen und verdient habe, komme nicht geflogen wie der Wind, es wolle erpflüget, ersäet, erjätet sein wie eine gute Frucht vom Feld.

Vieles hätte sie wohl noch erzählt, ihre Mitteilsamkeit trieb kreisend vorwärts wie ein Blatt Papier auf den Wirbeln eines Bachs. Aber jetzt kam Schmeer.

Er trat vom hinteren Zimmer her ein, das aber dunkel und ein Eßzimmer schien. Vielleicht gab es von da noch einen Ausweg nach dem Flur. Jedenfalls sah der alte Herr aus wie jemand, der sich eben noch in seiner Schlafstube den Mittagsschlaf aus den Augen gewaschen hatte.

Der Sanitätsrat hätte sich leicht für den Bruder seiner Frau ausgeben können. Das lange gemeinsame Leben war wie ein Maler gewesen: es hatte ihnen so viele ähnliche Linien und Farben aufgesetzt.

Er bewillkommnete Axel mit Herzlichkeit und bat ihn, ihm in sein Sprechzimmer zu folgen, während „Mutter" hier unterdes für sie den Kaffee zurüsten solle.

Dann ging man zusammen über den Flur. Hinten im Flügel lagen Sprech- und Wartezimmer, eins hinter dem andern. Als Axel sich dem alten Herrn gegenüber befand, nahm er eine Art inneren Anlauf zum eigenen Preis und Lob. Denn das war ja doch der Kern der Situation: er sollte im Bericht über seinen Bildungsgang durchblicken lassen, was er eigentlich für ein fabelhafter fixer Kerl sei, ohnegleichen unter sämtlichen Mitbewerbern. Es war ihm gräßlich, und er fühlte schon, ehe er den Mund aufgetan, daß es ihm ebensowenig glücken werde, wie es ihm in Berlin nicht von der Zunge wollte, dem Geheimrat Mahlmann die Wahrheit über

das Sanatorium Mahlmann zu sagen — was doch auch gewiß für ihn sehr nützlich hätte werden können.

Aber vorderhand schien der Sanitätsrat noch gar nicht daran zu denken, sich von Axels Bildungsgang viel erzählen zu lassen. Offenbar hatte er die Begier des Kleinstädters auf Neuigkeiten. Er wußte schon von dem jähen Tod eines Reisenden im Zug und davon, daß Axel den Toten behütet und gehegt, als sei der noch eine wache, verletzliche Seele.

Dies staunte Axel an. Aber dann erfuhr er, daß diese Wissenschaft auf die einfachste Weise von der Welt erlangt sei. Gerlachshausen hatte bekanntlich vorzügliche Bahnverbindung — bei ihrer Erwähnung lächelte Schmeer zufrieden — es gingen vormittags zwei Züge. Der erste, mit dem Axel eigentlich hätte kommen sollen, dann einer um halb zwölf und dann der Mittagszug, den er nun benutzt hatte; am Nachmittag konnte man sogar weitere vier Fahrgelegenheiten finden. Im Hotel Germania hatte der Rechtsanwalt Spanier übernachtet gehabt und alles erfahren; er war auch ein guter Freund des dortigen Polizeiarztes. Also der Rechtsanwalt Spanier hatte mit dem Halbzwölfzug die Heimfahrt gemacht und seinem Freund Schmeer schon alles erzählt. Die Geschichte interessierte den alten Mann ungemein. Axel mußte sie ihm ganz und gar noch einmal berichten.

Mit Axel war es so bestellt: was in seinem Gemüt einmal eine starke Bewegung hervorgerufen, setzte es alsbald wieder in Erregung, wenn er erinnernd davon sprach.

Und in diesem Erlebnis stand er ja noch mitten darin. Die Fahrt nach Gerlachshausen bedeutete nur eine Pause. Er sonnte sich in ihr nur ein bißchen in dem Maientag, der das Wiesental durchwärmte.

So lebhaft schilderte Axel, so deutlich sah er wieder das stolze, verschwiegene Angesicht des Toten vor sich, so sehr quälte ihn wieder die Vorstellung vom Jammer der Frauen, daß er gar nicht mehr an den alten Mann dachte. Der saß ihm still gegenüber. Hinter seinem weißen Kopf stand im Fenster das Bild des blühenden Gartens.

Als Axel ausgesprochen, begegnete er dem Blick des Alten. Und es durchfuhr ihn sonderbar: das war ja der Blick gewesen, mit dem sein Vater manchmal über ihn den Kopf schüttelte.

„So — so," sagte der Sanitätsrat und verfiel in Schweigen. Und dann nach einer Pause wieder: „Ja—ja!"

Das waren keine aufschlußgebenden Äußerungen. Irgend ein Gefühl hielt Axel ab, dies Grübeln zu unterbrechen, nun auf seine eigene Angelegenheit zu kommen. Er wartete auf eine Frage. Der Alte ließ ihn verwünscht lange warten. Und als er wieder den Mund auftat, sagte er: „Na, nu wollen wir mal sehen, ob Mutter den Kaffeetisch fertig hat."

Was bedeutete denn das? War er denn nur hier, um dem Alten als Reporter über einen ungewöhnlichen Todesfall zu dienen?

Ehe sie die Tür erreichten — Axel ging ganz beklommen hinter dem Hausherrn drein — sagte dieser mit einem bedächtigen, zärtlich entschuldigenden Ton: „Mutter spricht ein bißchen viel. Darüber muß man sich nicht wundern. Ist ihre Art."

Na, dachte Axel, er sagt desto weniger, sie hat vielleicht, als sie die Pflichten der Ehe unter sich verteilten, das Reden übernommen. Aber er dachte es eigentlich mehr mit Behagen an den beiden weißen Alten als im Spott.

Als sie vorn ins Zimmer kamen, sprach der Sanitätsrat: „Daß er will, zeigte er ja, indem er kam. Wir wollen ihn auch — was meinst du, Mutter?“

Worauf der Redestrom der Frau sich in blinkenden, wohligen Reden über die beiden Männer ergoß. Der Alte trank dabei seinen Kaffee, von der Sofaecke aus mit leisem Beifall bald der Sprecherin zunickend, bald aufmerksam den jungen Gast ansehend.

Sie hatte es Schmeer gleich gesagt, noch ehe Spanier mit der Geschichte ankam. Nie mußte man urteilen, ohne Gründe zu kennen. Und als heute früh das Telegramm einlief, daß Wernefeld erst um zwei Uhr eintreffen würde, anstatt um acht, hatte sie davon abgeraten, Unbesorgtheit um Zukunft und Stellung zu vermuten. Auf dem Weg zum Brotkorb ließe sich nur ein abenteuerlicher Sinn von Zwischenfällen nebensächlicher Art verwirren. Daß aber ein Mann von leichtem Blut nicht solche Zeugnisse sich zu erarbeiten vermöge, sei bald einzusehen. Auch vertraue sie auf physiognomische Ersteindrücke, und Axels Bild habe gut zu ihr gesprochen. Noch mehr aber habe dann zu ihr und auch zu Schmeer gesprochen, was der Rechtsanwalt Spanier als Neuigkeit mitgebracht. Und sie wolle es nur feststellen: wer mit Toten behutsam umgehe, werde Lebende erst recht schonend anzufassen verstehen, worin Schmeer ihr ja beigestimmt habe. Und besonders für einen Arzt, dem ja nur zu leicht die Ehrfurcht vor dem ewigen Schweigen abhanden komme, und der nur zu sehr gewöhnt sei, den Tod als einfachen Veränderungsprozeß in der Materie anzusehen, sei es ein Zeichen seines warmen Wesens, wenn er auch mal nutzlos menschlich handle. Und von einem gewissen Standpunkt aus könne man ja sagen, es sei nutzlos, sich noch um einen anzunehmen, der nichts

davon wisse. Freilich habe wohl auch das Mitleid um die armen Töchter ein bißchen das Rad getrieben. Aber das sei ein gutes Wasser. Wo das fließe, schwemme es viel Bitteres hinweg. Es sei so recht eigentlich das Wasser des Lebens. —

Auf diese besondere Weise, ohne daß auch nur eine einzige praktische Frage gestreift worden war, erfuhr Axel, daß er unter all den Bewerbern — er hörte bald, daß es dreihundertundzweiunddreißig gewesen waren — der Erwählte sei. Und unverkennbar: das Ereignis dieses Tages hatte den Ausschlag gegeben. Er staunte es an: hatte also sein Vater doch nicht richtig prophezeit? Oder verbarg das Schicksal noch hinterlistig seine eigentlichen Absichten?

Ihm wurde so warm und gut und leicht ums Herz, daß er mit glänzenden Augen die beredsame Frau ansah. Daß ihm die Augen sogar naß wurden, kam ihm kaum zum Bewußtsein.

Jetzt erst, im Moment, wo sie ihm genommen wurde, fühlte er erst ganz, was für ein großer Stein die Sorge gewesen war. Sie hatte in seinem Weg gelegen, hart und kalt, unübersteiglich und unzersprengbar — wahrlich ein Granitblock. Nur daß er sich einredete, in männlicher Tapferkeit müsse man das nicht bemerken, sich nicht davor fürchten. Und hatte doch ganz genau gewußt, daß er ein Proletarier seines Berufs werden mußte, wenn der letzte Hundertmarkschein ausgegeben sein würde, ehe der erste in Gestalt von Einkünften zu erwarten war.

Brot, Betätigung! Diese beiden Gedanken erschütterten ihn nun so, daß sich auf seinem Gesicht tiefste Bewegung zeigte. Die alten Leute merkten es. Und sie wurden auch gerührt. Sie fühlten es ja nicht viel anders, als

daß sie sich eine Art Pflegesohn heranholten, dessen Erfolge und Ergehen fortan der Inhalt ihrer Tage werden würde. Das sah auch Axel sofort ein. Für diese Alten gab es nur eine Form des Lebens, die ihnen wahrhaft zusagte: die Intimität. Und er erkannte auch, daß sie ganz naiv ein Anrecht an ihn zu erwerben glaubten, daß sie gar nicht imstande waren, das Geschäftliche und Persönliche zu trennen.

Man wechselte starke Händedrücke und gute, feste Blicke. Dabei war Axel zu Mute, als beschwöre er Gelöbnisse. Und Schmeer sagte dreimal „ja — ja" und versank in tiefes Nachdenken.

Bei der Frau aber sprudelte wieder der Strahl der Rede auf, der aus tiefstem Brunnen kam: aus einem erfahrenen Herzen. Dabei hantierte sie aber aufmerksam herum, versorgte die Männer mit Kaffee und Kuchen und hielt ein waches Auge auf das messingene Feuerfaß, dessen stille Torfglut den Kaffee warm hielt. Sie sagte, nach dem Kaffee müsse Schmeer wohl mit Doktor Wernefeld zum Bürgermeister, zum Doktor Krolpa und den Stadträten Kaufung und Düring gehen. Sie wolle keine Winke geben, wie der und dieser zu nehmen sei. Winke machten nur unfrei und seien wie Kritik im voraus. Sich einfach und bescheiden und abwartend zu verhalten, könne nie eine Überwindung für einen jungen Mann von gesundem Verstand sein. Bei den Gängen durch die Straßen würde er Wohlgefallen gewinnen an der neuen Heimat, er werde es schon bald spüren. An jeder Straßenecke gucke einem was Hübsches an: ein alter Giebel; ein rankender Rosenstock um einen ruinenhaften Mauerrest aus Festungstagen; ein rauschendes Brunnenwasser, das ein Löwenmaul in einen Sandsteintrog spie, der eigentlich ein römischer Sarg sei; ein

gotisches Kapellchen, durch dessen Filigranspitzdach man den blauen Himmel scheinen und Stare schlüpfen sehe; ein Torbogen, der von einer grünen Bergwand ausgefüllt scheine wie von einem Samtvorhang. Und besonders solle er die hübschen Mädchen angucken, denn später oder besser recht bald werde er sich eine von ihnen aussuchen müssen. Ein Arzt ohne Frau sei was Halbes und von zwei Seiten traue man ihm nicht recht: die Ehemänner dächten leicht, daß ein Junggesell das Gestöhn der Weiber für echt und zu gefährlich halte und aus Galanterie das strenge Wort vermeide, wo's bessere Medizin sein könne als die aus der Forellenapotheke am Markt; die Weiber aber dächten, daß ein Junggeselle all das Ungemach zu gering taxiere, womit der Herrgott nun einmal die Leiblichkeit der armen Geschöpfe beladen habe. Kurz, eine Frau Doktor sei angebracht. Aber eine erst genau anschauen, ehe man sie dazu mache. Denn viel fordere ihre Stellung von ihr. Sie müsse kräftig und fein sein im gleichen Maß, und das sei keine einfache Mischung. Ob er etwa schon eine in Aussicht habe? Schon sein Wort gegeben? Es sei so häufig: ehe die jungen Menschen einen Herd hätten, böten sie schon einem anderen Wesen den Platz daran an, und ehe sie noch wüßten, wie ihr eigenes Brot beschaffen sein werde, versprächen sie schon einem Mädchen die Butter darauf. Von den dreihundertzweiunddreißig Bewerbern hätten an zwei Drittel eine Braut eingestanden, und man dürfe vermuten, daß das letzte Drittel sie nur verschwiegen, unterschlagen hätte.

Hier endlich konnte Axel ein Wort einschalten und sagen, daß er weder verliebt noch verlobt sei, daß er aber wohl wünsche, einmal einem Wesen zu begegnen, dem er das Herz schenken müsse und die Hand bieten dürfe.

Freilich, sagte gleich Frau Schmeer, das sei nicht das gleiche, und es gefalle ihr wohl, daß sich Axel Rechenschaft darüber ablege, welche Klarheit zwar manchmal dem ersten besten schönen Augenpaar gegenüber von dem schwülen Gewittergewölk der Leidenschaft umdüstert werde.

Axel begriff selbst nicht, aus welcher blitzschnellen, unbewußten Ideenverbindung heraus er plötzlich erzählte, er habe die Bilder der Töchter des Herrn Forsting bei sich. Das alte Ehepaar wollte sehen. Axel wurde von einer merkwürdigen Verlegenheit befallen. Es war gerade, als ob die bloße Gegenwart der klugen, alten Frau ihn darüber aufkläre, daß er sich in ganz törichter Weise in diese Bilder hineingesehen habe.

„Die da," erklärte Axel, „sah ihrem Vater auffallend ähnlich."

Die Sanitätsrätin guckte sich genau die Bilder an, wozu sie einen goldgefaßten Kneifer aufsetzte, was ihrem feinen Altfrauengesicht plötzlich etwas Unternehmendes gab.

„Die gefällt mir," sagte sie entschieden, „das ist eine, die gewiß immer Haltung hat. Ob die andere wohl beim Theater ist?"

Sie sah Axel fragend an, der erst ganz betroffen war, aber dann bei sich dachte, daß man in Gerlachshausen solchen kühngebogenen Federhut und solch besonders kurzes Jäckchen mit reichgebauschten Ärmeln, aus denen Spitzen fielen, noch nicht gesehen.

„Ich weiß ja gar nichts von den Damen. Ich beobachtete sie sechs oder sieben Minuten auf dem Bahnhof."

„Nun, der Vater könnte ja von ihnen erzählt haben."

„Er war nicht mitteilsam."

Aber den ganzen Nachmittag und Abend ging Axel dieser Frage nach. Und er gestand sich: die alte Frau

hatte einen scharfen Blick. Da war ein Unterschied zwischen den beiden Bildern. Beide zeigten elegante Damen. Es war nicht der Hut, nicht die reiche, kleidsame Jacke. Der Ausdruck war es — der strahlende, siegessichere, der das Bewußtsein einer ungewöhnlichen Persönlichkeit zu verkünden schien. Und eine dumpfe Unruhe rumorte in seinem Gemüt: die Angst, daß es wahr sein könne, daß das schöne Wesen einer komplizierten, unruhevollen Welt angehöre . . .

Zwischendurch meldete sich der Verstand, um darzutun, daß er keineswegs abhanden gekommen sei, und schalt auf die Unruhe ein, ihr jede Berechtigung absprechend, denn ihn ging ja doch die schöne Dame nichts an, gar nichts.

Nach dem Kaffee geleitete Schmeer seinen jungen Nachfolger zu den Machthabern von Gerlachshausen. Die Eindrücke, die Axel da empfing, waren banaler, er fand Männer, die mit ihren Interessen und Gewohnheiten in der Gegenwart standen, und spürte wohl, daß keineswegs das ganze Leben hier die stillen Farben einer Pastorale trug. Aber dennoch war ihm, als er in der Abenddämmerung fortfuhr, eigen zu Mute.

Beinah so, als habe er unmittelbar hintereinander zwei Bücher ganz verschiedenen Stils gelesen; jedes aber hatte ihn ganz gefesselt: das geheimnisvolle des Forstingschen Lebens und Sterbens; das milde und klare von Philemon und Baucis — denn so nannte er schon bei sich das Schmeersche Paar.

Es war verabredet worden, daß Axel schon nach acht Tagen seinen Einzug halten solle. Die bisherigen Sprech- und Wartezimmer im Flügel des Schmeerschen Hauses sollten auch seine Arbeitsräume werden. Darüber gab es zwei helle, längliche Stuben, die Frau Schmeer

ihm als Wohn- und Schlafzimmer herrichten konnte. Für alle Welt schien es so selbstverständlich, daß der neue Doktor mit im Haus des alten wohne, daß Axel zu gar keinen Erwägungen darüber kam. Essen sollte er im „Reichsapfel"; Mutter Schmeer sagte, man brauchte Spanier, der dort seit Jahren esse, nur anzusehen, um zu der guten Kost Zutrauen zu haben. Sonst sollte er alles von Mutter Schmeer haben. Und was ihm da an Miete und Verpflegungsgeldern angerechnet werden würde, erschreckte ihn fast durch die Billigkeit. Frau Schmeer spürte heraus, daß die Preise ihn verlegen machten. Sie sagte, er bekäme nichts geschenkt — sie seien nicht dafür — es erwecke Unfreiheit auf der einen und unversehens Regierungsgelüste auf der anderen Seite; die Preise seien Gerlachshausen angemessen.

So waren diese Fragen geordnet.

Schmeer fuhr mit ihm im Omnibus des „Reichsapfels" zur Bahn.

Zum Abschied sagte er noch aus seinem Schweigen heraus: „Meine Frau hat mir viel geholfen."

„Das glaube ich. Ich habe noch nie so viel gesunden Menschenverstand und Güte zusammen gesehen."

„Das kommt, weil sie in so viel, viel Leid hineinsah. Nehmen Sie eine, die auch die Augen dazu hat. Die freilich muß eine haben. Aber die sind angeboren."

Und dies Wort nahm Axel mit. Er fühlte selbst nicht, daß es ihm verstohlen ins Gedächtnis schlüpfte und sich da ein sicheres Eckchen aussuchte, wo es bleiben wollte, um zu gelegener Zeit wieder herauszukommen.

Die Dämmerung überschattete das Land. Der goldene Tag war schlafen gegangen, wie auch der glänzendste Vogel am Abend still und müde die Flügel zusammenfaltet und seinen Kopf ins Brustgefieder neigt.

Kein starker Ton kam mehr und störte Axel im Nachsinnen über den Würfelfall seines Geschicks.

War der Gewinn nicht sehr bescheiden? Er hatte eine Versorgung davongetragen. Das mochte vielen wie das Große Los erscheinen. Und war's nicht auch für ihn so etwas Ähnliches? Noch ein halbes Jahr vielleicht oder mit großer Sparsamkeit ein ganzes hätte er sich halten können. Dann wäre die Sorge so hoch um ihn emporgeschwollen wie Wasser um einen Ertrinkenden. Wo er sich auch als Arzt auf eigene Veranlassung niedergelassen haben würde: immer hätte er die Mittel besitzen müssen zu warten! Denn eine auskömmliche Praxis kristallisiert sich nicht in ein paar Wochen an einen neuen Mann heran. Diese Mittel aber hatte er nicht.

„Na," dachte er in einer Aufwallung alter, jugendlicher Bohèmegedanken, „verhungern hätte ich ja nie brauchen. Chorist beim Theater hätte ich immer werden können — mit d e m Tenor!"

Und die Reue wollte an ihn heranschleichen: abwarten hätte ich es ja noch können. Etwas so Bescheidenes würde man ja wohl immer noch gefunden haben in letzter Stunde . . .

Wartet denn ein rechter Mann, der das Würdegefühl seines Berufes hat, solche „letzte Stunde" ab? Nein — nein . . .

Sein Ehrgeiz hatte bis vor kurzem von mehr geträumt: von einer Stellung auf weithin sichtbarem Arbeitsfeld. Aber vielleicht kam es nicht auf das Pfund an, sondern wie man mit dem Gegebenen wucherte.

Er wehrte alle Betrachtungen ab, die ihm verschlechtern wollten, was er errungen.

Als er in die Station einfuhr, dachte er daran, daß

er hier, auf eben dieser Stelle, morgen in der Frühe die weinenden Töchter des Toten empfangen werde.

Sein Herz klopfte. Das war wieder das Tröpflein Blut von der Großmutter her. Das rührte sich und erhitzte ihn zu abergläubischen Gefühlen.

„Hätte ich mir nur nicht die Bilder geben lassen," dachte er. Denn er hatte sich so in das eine, schöne Antlitz hineingesehen, daß er unfrei vor ihm sein würde ... das fühlte er mit Schrecken ...

Und auf einmal war's ihm, als sei es Halt und Wehr, daß er fest auf einem Platz stand — sagen konnte, wo er von Berufs wegen hingehöre — nicht zu antworten brauchte, wenn sie ihn denn fragten: ich bin noch ein suchender, heimatloser Mann.

Drittes Kapitel.

Er sah sie am Morgen gleich. Ein Verkennen war ja unmöglich. Gerade die Kreppschleier, die die Gestalten verhüllten, kündigten an, wer sie seien.

Als Axel den beiden Frauen entgegeneilte, kam auf einmal eine große Ernüchterung über ihn. Das Erlebnis verlor jeden romantischen Reiz. So etwa wie ein Kondolenzbesuch bei Menschen, deren Trauer einem vollkommen gleichgültig ist.

Vielleicht wäre Axel vor diesem Sturz aus hoher Stimmung herab bewahrt geblieben, wenn er die Frauen in den gleichen modischen Kleidern wiedergesehen, unverschleiert, mit strahlenden Gesichtern — so wie er sich in der Phantasie mit ihnen vertraut gemacht. Diese beiden, von düsteren Gewändern und Schleiern umwallten Erscheinungen, die da auf dem Bahnsteig standen wie Statuen der Trauer, die sprachen gar nicht zu ihm.

Die eine schlug den Schleier zurück und reichte ihm die Hand.

„Ich bin Carry Forsting," sagte sie, „ich danke Ihnen für alles, was Sie meinem armen Vater getan haben."

Es war die, die dem Toten so ähnlich sah. Sie zeigte Haltung und sah wohl sehr bleich, aber nicht verweint aus.

Die andere lüftete den Schleier nicht und hielt unter ihm mit der schwarzbehandschuhten Hand ein Taschentuch gegen Mund und Nase gepreßt. Ihre Lider blieben gesenkt. Sie neigte kaum das Haupt gegen Axel. Sie schien ganz gebrochen.

Sie schritten dem Ausgang zu. Axel erklärte, daß man keinen Wagen nehmen müsse. Dort drüben sei schon der Platz, an dem das Hotel Germania liege.

„Komm, Leonie," sagte Carry und gab ihr den Arm.

Die Gespräche, die zu führen waren, duldeten als Schauplatz nicht die Straße. So schritten sie schweigend dahin. In der Hoteltüre sagte Carry Forsting, daß sie, wenn es nicht unbescheiden sei, nach kurzer Zeit Herrn Doktor Wernefeld zu sich bitten lassen würden. Worauf Axel sich verbeugte und versicherte, daß er jeden Augenblick zur Verfügung sei.

Das war alles.

Er konnte sich vor lauter Enttäuschung gar nicht fassen. Er hatte irgend etwas Außerordentliches erwartet. Was? Er wußte es nicht oder gestand es sich nicht. Vielleicht eine Herzenssensation beim Wiedersehen des schönen Wesens. Vielleicht tragische Auftritte. Nur nicht diese kurze, konventionelle Begegnung.

Und als eine volle Stunde verging, ehe man ihn berief, bereute er den Übereifer des Mitleids, der ihn im Morgengrauen aus dem Bett an den Bahnhof gejagt.

Aber dann endlich ließ Fräulein Forsting bitten, und

er stand ihr gegenüber. Er selbst hatte diesen Raum für sie ausgesucht. Es war der Hotelsalon nach Schema F, der jedes Heimat- und Lokalgefühl aufhebt, und dem eigentlich nur die Räder fehlen, um die Fahrempfindung der Reise fortsetzen zu helfen. Nebenan war das Schlafzimmer mit zwei Betten. Axel wußte natürlich auch, wie das aussah, und hatte für alle Fälle, wenn Frau Forsting, deren Dasein das Telegramm verkündet, auch mitkäme, noch ein drittes Zimmer reservieren lassen.

Auf dem Tisch stand das Geschirr vom Morgentee und Kaffee. Axel hatte dafür gesorgt, daß die Damen sofort nach ihrer Ankunft damit bedient würden. Nun sah er: sie hatten in der Tat inzwischen getrunken.

Ohne Hut wirkte Carry Forsting noch etwas ernster als mit dem Gebäude von Spitzen und Federn. Vielleicht war es auch das strenge, schwarze Kleid oder die bleiche Farbe des Gesichts, dessen Züge deutlich Spuren großer Abspannung zeigten, die den Eindruck bestimmten. Sie sah ziemlich unauffällig, aber sehr vornehm aus.

Ihr allein gegenüber faßte Axel wieder Vertrauen zur Situation, und sie kam ihm sofort nicht mehr so nüchtern und nicht so unnatürlich vor. Ja vielmehr schien es ganz mit rechten Dingen zuzugehen, daß er diesem Mädchen wie ein alter, wahrer Freund begegnete.

„Setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie alles," sagte sie, nachdem sie ihm noch einmal gedankt, auch für die Vorsorge hier im Hotel, deren Wohltat sie wohl empfunden hätten.

Axel saß ihr gegenüber. Das Morgenlicht, abwechselnd von Wolken überzogen oder ungehemmt aus blauem Himmelsdom herabstrahlend, fiel auf Carrys Gesicht und Haar. Das war von sehr nachgedunkeltem Blond, reich und gefällig geordnet. Die Augen blickten

etwas matt, und ihr Blau schien verblaßt. Aber Axel sah es: wenn die leidenschaftliche innere Erregung Carrys beim Zuhören wieder die Erschlaffung des Grams überwand, blitzten die Augen lebhafter und wurden dunkler.

Er sprach halblaut. Da Carry allein ihn empfing, nahm er an, daß die andere nicht alles hören solle oder wolle. Vielleicht waren ihre Nerven der äußersten Schonung bedürftig. Da diese hier sich aber mehr zuzutrauen schien, traute auch Axel ihr viel zu. Und ohne von den Leiden des armen Mannes etwas zu vertuschen, erzählte er den ganzen Hergang mit grausamer Deutlichkeit. Er wußte es ja, so jung er noch in seinem Beruf war: die heiße Neugier auf das Leiden eines geliebten Menschen ist bei den Überlebenden unersättlich.

Und dann schwieg er.

Sie weinte nicht. Die Zeit, die er ihr ließ, verrann in regungsloser Stille.

Carry saß aufrecht, sehr aufrecht — so daß dies allein vielleicht auf die große Anstrengung deutete, die es ihr kostete, beherrscht zu bleiben. Sie sah vor sich nieder. Gefaßt und verschlossen. Und fast erschreckt erkannte er wieder die Ähnlichkeit zwischen diesem jungen Angesicht und dem bleichen, starren draußen in der Kapelle.

„Und sein letztes Wort ...“ sagte sie leise. Es war eine scheue Frage, in der schon die Furcht vor der Antwort zitterte.

„Es galt Ihnen,“ sprach Axel warm.

„Mir! O mir ...“ Sie sah ihn an wie überwältigt von einer wehmütigen Freude, von einer heißersehnten, dennoch nicht erwarteten Gnade. „Mir? ...“

„Ja! — Nicht wahr, ich habe den Vornamen doch recht erfaßt? Carry?“

„Ja, Carry. Eigentlich Karoline. Aber niemals anders genannt als Carry," sagte sie.

„Seine letzten Worte nannten diesen Namen. Jeder Irrtum ist ausgeschlossen. Ich habe es mit vollkommener Deutlichkeit verstanden," sprach Axel. Das Herz wurde ihm warm, denn er sah wohl: seine Botschaft hatte eine große, geheimnisvolle Trostkraft.

„Und was . . ."

Axel hörte sie wieder, diese Worte, mit versagendem Ton herausstoßen. Er sah noch einmal den verzweifelten Blick, der ihn beschwor, dies letzte Vermächtnis einer in Not vergehenden Seele in sein Gedächtnis einzubrennen.

„Er sagte: Carry — Carry, sie nicht verlassen — nicht verlassen," sprach er leise und wagte nicht, sie anzusehen.

Sie weinte nicht auf, wie er erwartet hatte. Keine Rührung zerbrach ihre Haltung. Sie regte sich nicht.

War ihr Wesen so scheu, daß sie sich schämte, vor einem Zeugen zu weinen?

Und als er sie endlich ansah, schien ihm ihr Ausdruck verändert. Die weiche, fast freudige Wehmut war erloschen, die die Züge vorher verklärte. Und in ihren Augen war ein so seltsam tiefer Glanz, daß sie fast schwarz funkelten.

„Ich danke Ihnen," sagte sie langsam, „aber dies letzte Wort galt doch so eigentlich nicht mir . . . ja, mir und doch nicht mir . . ."

Dazu konnte er nur schweigen, denn er stand vor unbekannten Menschen, vor fremden Verhältnissen.

Die Pause wurde so drückend, daß er glaubte, sie als stumme Verabschiedung auffassen zu müssen. Er erhob sich, um zu gehen.

Da sagte Carry: „Wollen Sie noch etwas für uns

tun — immer noch mehr Opfer bringen für fremde Menschen?"

„Sprechen Sie nur."

„Begleiten Sie uns dahin, wo wir ihn sehen können."

„Von Herzen gern."

Nun endlich würde auch Carrys Schwester kommen, mit ihm sprechen, ihm ihr Angesicht zeigen.

„Einen Augenblick."

Sie ging in das Nebenzimmer und kam nach einigen Minuten mit Hut und Jacke angetan zurück, aber allein.

„Lonny ist zu erschöpft. Die ungeheuren Aufregungen haben sie umgeworfen. Sie hat Kopfschmerzen. Sie kann nicht mitgehen."

„Kann ich irgend etwas für Ihre Schwester tun? Sie wissen, ich bin Arzt."

„Für meine Schwester?" fragte Carry mit Erstaunen. „Wissen Sie denn nicht? . . . Hat Papa Ihnen nicht von uns gesprochen? . . ."

Und da Axel eine verneinende Bewegung machte, setzte sie hinzu: „Leonie ist meines Vaters Frau."

Peter Forstings Frau, dachte Axel in einem ungeheuren Erstaunen, seine Frau!

Das war es also gewesen, was sie voneinander unterschied. Die in Schönheit prangende, ihrer Stellung bewußte Frau überstrahlte das Mädchen, das neben einer so glänzenden Hausherrin vielleicht um ihre Jugendrechte kam. Blitzschnell huschten allerlei Gedanken durch sein Hirn, von Eifersuchts- und Eitelkeitskonflikten. Aber vor der würdigen Haltung dieses Mädchens, vor dem stolzen, verschlossenen Ausdruck ihrer Züge konnten diese Gedanken sich nicht zu bestimmten Vorstellungen zusammengruppieren. Axel fühlte wohl: wenn es in dieser Familie, zwischen diesen Menschen seelische Leiden

gegeben hatte und noch gab, konnten sie nicht von so kleinlicher Art sein.

Aus Carrys Wesen wirkte etwas hinüber auf sein Wesen, das ihn zwang, ihr ohne weiteres nur das Vornehmste zuzutrauen.

Sie, die sich an sein Angebot zu helfen hielt, sprach ruhig weiter, gewiß ohne zu ahnen, daß ihre Mitteilung eine Sensation für Axel gewesen. Sie sagte, daß bei Leonie die Kopfschmerzen von den leidenschaftlichen Klageausbrüchen kämen, daß eine Stunde vollkommener Einsamkeit ihr besser sein würde als alle Medikamente. Glücklicherweise sei bei Leonie kein Zustand von Dauer, am wenigsten einer, der sie lähme und ausschalte aus der Teilnahme an Leben und Tag.

Auch das feinste Ohr hätte aus dieser Feststellung kein abfälliges Urteil heraushören können. Der Ton war dazu zu liebevoll.

Und so gingen sie denn zusammen in den Maimorgen hinein. Hoch oben in Himmelsräumen mußte ein gigantischer Sturm daherbrausen, denn die weißen dicken Wolken flogen, eine jagte hinter der anderen her und kam ihr doch nicht nach. An der Sonnenscheibe vorbei ging die Fahrt und deckte zuweilen ihr blankes Strahlenrund zu.

Tief drunten unter dieser großzügigen Unruhe lag die friedliche Morgenwelt. Nur daß manchmal Wolkenschatten über sie hinzogen, setzte sie in Beziehung zu dort oben.

Aus der kleinen Stadt, die keine Eigenart hatte und zwei Menschen nicht ablenken konnte, die stark mit sich beschäftigt waren, aus der kleinen Stadt kamen sie bald ins Freie, und folgten einem Weg, der für Wagen und Fußgänger, zwischen Gärtner- und Arbeiterhäusern hin,

sacht bis zu einem erhöhten Gelände führte. Carry wollte sich entweder mit Vorsatz von dem Ziel ihrer Wanderung abwenden, oder sie glaubte aus Höflichkeit mit Axel über ihn und seine Angelegenheiten sprechen zu müssen.

Sie fragte ihn, was zu fragen war in diesem Fall: wo er ansässig sei, ob die Unterbrechung seiner Reise für ihn keine ernsthafte Schädigung seiner Interessen bedeute. Und er gab mit wenigen, klaren Worten die Auskunft, daß er ohnehin an dieser Station ausgestiegen sein würde, weil er im benachbarten Gerlachshausen, seinem künftigen Wohnort, seinem Vorgänger sich habe vorstellen wollen. Darauf sagte Carry, sie wage nicht, sich auszumalen, wie viel härter noch alles gewesen sein würde, wenn ihr armer Vater allein mit jenem unsympathischen Reisegefährten, von dem Axel erzählt habe, seine letzten Augenblicke durchlitten hätte. Fast wollte sie sagen „allein mit einem Fremden". Sie gestand Axel, daß ihr dies beinahe auf die Lippen gekommen sei, und daß darin doch das Geständnis läge, sie und Leonie empfänden ihn nicht mehr als Fremden. Sie hätten gleich gutes Zutrauen zu ihm gefaßt, als sie ihn hinterm Fensterglas des Wagens gesehen.

Axel fühlte heraus, daß sie ihm auf jede Art zu verstehen geben wollte, wie dankbar sie ihm seien, und daß es ihr zarter erschien, ihm zu sagen: wir vertrauen dir, als immer wieder: wir danken dir. So grenzte er jedes ihrer Worte vorsichtig ab und war entschlossen, auch der anderen gegenüber gar nichts als einen Erfolg seiner Person zu nehmen, was doch nur durch die Lage ihm zukam.

Nun waren sie vor dem Friedhof. Auf der Fläche des hohen Geländes lag er, und von der grünen Mauer

seiner geschorenen Tannenhecke konnte man weit hinaussehen in das Idyll einer Hügellandschaft im Glanz des Maienkleides. Drinnen im Friedhof stand wie eine Puppenkirche die rote Backsteinkapelle. Der Wächter war schon bereit, und man hörte ihn mit Schlüssel und Türklopfer harte, knackende Geräusche verursachen.

Axel blieb zurück.

Er stand erst lange an der Pforte, die in die Tannenhecke eingelassen war. Er sah ins Land hinaus und sah gar nichts von dem weiten Bild. Er war damit beschäftigt, über sich Gericht zu halten.

Also eine Frau war sie! Des Toten Frau! Nun eine Witwe!

Und wie töricht hatte er seine Phantasie einen ganzen Tag lang mit ihrem Bild spielen lassen! Er verwies seine unbestimmten Träume ins Wesenlose. Er verbot es sich, auch nur noch einen Augenblick dem nachzusinnen, was ihn gestern so reizvoll beschäftigte.

Aber sofort erwachte auch eine große Begier in ihm, von dieser Frau und ihrem Lebensgang so viel als möglich zu erfahren. Wie hatte sie, so jung, so glänzend, den viel älteren Mann heiraten können? Er war anziehend gewesen. Das gab Axel zu. Klug und voll Noblesse waren die Erscheinung und das Wesen. Aber — alt und krank! Vielleicht erst beides geworden an ihr, neben ihr. . . . Und mit Männern ist es so: wenn sie Zauber haben, behalten sie ihn immer, vielleicht nur, daß leise Schattierungen Reize des Wesens ändern, aber nicht auslöschen. Frauen hingegen, Frauen sind in jeder Epoche anders. Unausstehliche Mädchen können als Weib sich wunderbar entfalten; harte oder gärende junge Frauen können als Matrone von edler Milde sein. Wer vermochte zu ermessen, wie es zwischen diesem

Weib und diesem Mann zugegangen war, und für wen von beiden diese Ehe ein Gnadengeschenk gewesen?

Axel fuhr herum. Ihm war, als habe sich die Kapellentür geöffnet. Nein, der Wind ließ die Wetterfahne auf dem Türmchen knarren; alt und rostig war sie und hatte die Form eines wehenden Banners, das Kreuz darauf war hohl ausgeschnitten.

Nun ging Axel auf dem Kirchhof umher. In wunderlicher Stimmung, das Herz voll Beklommenheit und zielloser Unruhe. Auf dieser fremden Stätte ein Wanderer, der nichts dort zu suchen hatte. Eng bestanden war das kleine Totenfeld. Hellgrün und spitzenfein belaubte Birken ließen da ihre dürren Zweige hängen.

Auf allen Gräbern blühte der Frühling, bunt und duftend.

Und die Wolkenschatten flogen dahin über den Friedhof wie düstere Empfindungen durch ein Menschenherz, das sonst abgehärtet ist von der Alltäglichkeit des Leidens.

Jetzt sah Axel auf dem Mittelgang eine schwarze Gestalt daherkommen. Er eilte ihr entgegen.

Sie reichte ihm die Hand. Und er sah den heiligen Ernst auf ihrem Gesicht. Es leuchtete in schmerzlicher Verklärung. Er begriff: sie hatte von ihrem Vater für ewig Abschied genommen. Dem Stummen vielleicht Gelöbnisse zugeschworen — heißen Dank für Liebe dargebracht — oder Verzeihung . . . wer konnte es wissen. Überlebende haben mit den Toten geheimnisvolle Abrechnungen zu halten . . . über Schuld, die niemand kennt . . . über Opfer, von denen niemand weiß . . .

Der Mann fühlte: Großes war durch ihre Seele gegangen, und ein großer Sieg war errungen. In ihren Augen glänzte ein so freudiger Schimmer, der rührende Nachglanz tiefster Erschütterung.

In ehrerbietigem Schweigen ging er neben ihr.

An der Pforte sagte sie: „Lassen Sie uns auf einem Umweg zurückkehren.“

Axel erkundigte sich bei dem Wächter nach Weg und Steg, und sie schritten hinein in das Gelände, über dessen grüne Samtmatten voll jungen Getreides die Wolkenschatten huschten.

„Daß ich meinen Vater an dieser fremden Stätte so fand, so feierlich und schön, ist Ihr Werk. Niemals werde ich aufhören, Ihnen dafür zu danken.“

Axel erwartete nun allerlei Mitteilungen. Sie hatte sich doch den Rückweg verlängern wollen. Wozu, wenn es nicht war, um sich auszusprechen. Er fand es natürlich, sich mitzuteilen; von ihrem Gram auszusagen und dem Wert des Verlorenen, war ja das gewöhnliche Bedürfnis der Leidtragenden.

Aber Carry Forsting mußte andere Gründe haben, ihre Abwesenheit vom Hotel zu verlängern. Sie schwieg über ihre Angelegenheiten völlig. Zuweilen machte sie eine Bemerkung über die Landschaft, auch kam sie noch einmal auf Gerlachshausen zurück und ließ sich den Ort schildern, aber ohne Fragen nach Axels Schicksalen und Familie einzuflechten. Doch wirkte diese Zurückhaltung weder konventionell, noch abweisend, vielmehr wie der Takt eines Menschen, dessen Art rascher Intimität abhold ist.

„Sie kann ja nicht wissen, wie mich ihr Vater und seine Frau interessiert. Sie kann nicht wissen, daß mein bißchen Leben glatt und offen hinging wie eine Landstraße unter Sonne und Regen,“ dachte Axel, der wohl verstand, daß sie weder seine Teilnahme zu viel in Anspruch nehmen, noch neugierig scheinen wollte. — Endlich wagte er eine Frage.

„Wird nicht Frau Forsting auch noch in die Kapelle gehen wollen?"

„Ich glaube nicht," sagte Carry sanft.

„Seltsam," dachte er. Aber die ruhige, karge Antwort ermutigte ihn nicht zu weiteren Fragen.

„Wenn Vater noch etwas wünschen könnte, so würde er dies nicht wünschen," sprach sie nach einer langen Pause. Es war ihr offenbar eingefallen, daß Axel es außergewöhnlich finden müsse. „Er liebte sie unendlich. Um ihretwillen hätte er die Welt zu einem Festsaal machen mögen — weil das Freudige und Strahlende zu ihr paßt."

Und dann setzte sie noch hinzu, leise und scheu, wie man von Wahrheiten flüstert, die so grausam sind, daß man sie fürchtet: „Vielleicht hätte er gewünscht, sie solle nicht weinen . . ."

Und dies scheue Flüsterwort versetzte dem Mann den Atem . . .

Er sah hinein in ein tragisches Schicksal.

Er hörte — mit einer erstaunten, fürchtenden Seele hörte er, was dies Flüsterwort sagte.

Nicht um ihn weinen, der sie liebte, weil er den schönen Glanz ihrer Augen nicht getrübt denken mochte . . . nicht um ihn weinen, weil ihr von ihm kein Leid kommen sollte, keins, nie . . . nicht um ihn weinen, denn was war sein Leben neben ihrem Siegerdasein . . .

So also war diese Frau geliebt worden . . .

Er hatte auch längst begriffen: sie war es, die mit letzten, heißen Gedanken in der Not der Sterbestunde die Seele des Mannes gesucht. Nur sie. Nach der Tochter hatte er nur gerufen um der Geliebten willen . . .

Ihm war, als beginne sich aus dem Geschick des Toten geheimnisvoll eine Drohung zu erheben, die sich

gegen ihn richtete, ihn mit Augen ansah, vor denen er hätte fliehen mögen, und die ihn doch bezwangen.

Er wehrte das von sich. Das sind ja nervöse Erregungen — bloß Phantastereien, dachte er. —

Als sie sich nach fast einstündiger Wanderung dem Hotel wieder näherten, sagte Carry: „O, da steht Leonie am Fenster."

Und sie winkte mit der Hand. Nun sah auch Axel hinter dem Glas eines Fensters im ersten Stockwerk ein weißes Gesicht und eine weiße Hand, die wieder winkte.

Plötzlich dachte er: wollte Carry Forsting der Frau eine unbeobachtete Stunde gönnen? Glaubte die trauernde Tochter durch ihre Zeugenschaft die andere zu immer neuen Gramausbrüchen zu nötigen, in die diese andere sich vielleicht nur hineinsteigerte?

„Jetzt wird auch Lonny sich von Ihnen die Vorgänge der gestrigen Nacht erzählen lassen wollen. Ich bitte, sie zu mildern, wo Sie können."

Damit traten sie in das Haus. Bald nachher konnte Axel bei sich feststellen, daß alles, was ihm die Nerven so erregt gehabt hatte, wirklich wohl nur Phantastereien gewesen waren. Denn er saß in scheinbarer Ruhe der schönen Frau gegenüber, als klarer Beobachter, dem keine Linie ihres Wesens entging.

Der erste Eindruck ihrer Persönlichkeit war merkwürdigerweise der einer ungewöhnlichen Eleganz. Sie trug ein Trauerkleid, schlicht und schleppend, fast bis zu den Knieen mit düsterem Kreppsaum besetzt. Es war ganz gewiß die unweltlichste Tracht, in der eine junge Frau sich zeigen konnte. Vielleicht wirkte sie durch die schlanke Gestalt, vielleicht auch durch die Sicherheit und Anmut ihrer lebhaften Mienen und Gebärden so weltlich.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie Axel

beide Hände drückte. Wie nun die dunklen Augen so in feuchtem Glanz schimmerten und die leise geröteten Lider von vielen vergossenen Tränen erzählten, verklärte sich der Ausdruck ihres Gesichts zum Madonnenhaften.

„Erzählen Sie mir — alles — alles," bat sie und fügte gleich leidenschaftlich hinzu, „was haben Sie für ihn, für uns getan! Nehmen Sie als Dank unsere Freundschaft an. Solche Ereignisse verbinden für immer. Der Mann, der den letzten Blick unseres herrlichen, einzigen Menschen empfing, der muß unser Freund werden."

„Herr Doktor Wernefeld wird dir alles erzählen. Aber rege dich nicht so sehr auf," bat Carry.

„Du hast recht. Ich will ruhig sein. Immer in seinem Sinn mich halten," sagte sie.

Sie sank in einen Stuhl und sah gehorsam und zärtlich zu Carry auf, die ihr die Wange streichelte.

Noch ehe Axel ein Wort sagen konnte, begann sie wieder in lebhafter Klage: „Ach, im Leben hätten Sie ihn kennen sollen! Sie würden ihn geliebt und verehrt haben wie alle, die ihn kannten. Nicht wahr, Carry, er wurde geliebt, er genoß Freundschaft wie wenig Männer."

„Gewiß," sagte Carry. „Aber wir wollen nicht unbescheiden sein, nicht vorklagen und erzählen."

Da flammte die andere auf.

„Es kann nicht unbescheiden sein, von einem seltenen Menschen zu sprechen zu dem, der ihm den letzten Liebesdienst erwies."

Axel sagte, daß er so empfinde, als habe er fast ein Anrecht darauf, sich von des Verklärten Leben und Wesen erzählen zu lassen. Denn auch er habe den Eindruck einer ungewöhnlich anziehenden Persönlichkeit von ihm empfangen.

„Siehst du!" rief die schöne Frau, „siehst du!"

Ihr Wunsch, von den letzten Stunden, vom letzten Lager des Mannes zu hören, schien ganz und gar vergessen. Von Peter Forstings Tod war nun fast nicht mehr die Rede. Die Frau war ganz erfüllt von sich und von ihm, weil er ein Teil ihres Daseins gewesen war. Ihr Gemüt floß über von all den Erinnerungen, Vorsätzen, Plänen, die es in den letzten Stunden umdrängt und zerwühlt hatten. So sah Axel die Umrißlinien des Lebens dieser Menschen, und es begann für ihn deutlich zu werden, was sie in Freud und Leid gewesen waren. Er blickte in Schicksale hinein, die, ohne abenteuerlich zu sein, sich doch vom bürgerlichen Durchschnitt entfernten.

„Niemals wird man wieder einen Mann sehen, der so vielseitige Begabung, so vielseitige Interessen hatte wie er," erzählte Leonie Forsting; „er war musikalisch bis in die Fingerspitzen — wie hat er mich gefördert in den vier Jahren unserer Ehe! Mehr als alle meine Lehrer vorher."

„Sie sind Künstlerin, gnädige Frau?" fragte Axel betroffen und dachte, „alle Achtung, Mutter Schmeer, vor deinem Blick."

„Er sagte, ich sei es! Ich wollte eine werden. Und stand noch in Anfängen — Gott, in was für Anfängen! Als er mich kennen lernte. Talent, heißes Wollen! Ja! Aber rundherum die Schranken technischer und geistiger Unzulänglichkeit, an denen mein Vortrag Grenzen fand, an denen er zerbrach. Aber er ließ mich weiter unterrichten, überwachte den Unterricht, die Lehrer beinahe noch mehr fördernd als mich. Sie gestanden es auch zu. Erinnerst du dich, Carry, wie Professor Kleymann rühmte, was er Peters Anregungen verdankte!"

„Ja," sagte Carry leise, „er gab wohl allen!"

„Sie sind Sängerin!" stellte Axel lebhaft fest, denn er kannte den Namen Kleymann, und was der sagen wollte.

„Ich wollte Konzertsängerin werden, ich armes Mäuschen. Da nahm mich Peter an seine Seite. Ach, da lebte es sich gut. Ja, wie warm, das können Sie sich nicht vorstellen! Aber ich lernte auch da weiter, wie ich Ihnen schon sagte, denn ich wußte ja immer . . . mußte ja immer darauf gefaßt sein, daß ich zu dem verlassenen Beruf zurückzukehren habe. Das behielt auch Peter stets im Auge. Er war kein leichtsinniger Mann, nein, gar nicht."

Carry, die hinter dem Stuhl der schönen Frau stand, streichelte ihr wieder ein bißchen die Wange und flüsterte: „Du mußt ja nicht — du mußt ja nicht."

Das verwirrte Axel. War sie denn keine reiche Frau? Trat nun Sorge um Brot an sie heran?

Eine Aufwallung ritterlicher Art machte ihn warm. Er wollte sagen, daß er ihr Freund und Berater sein würde, wenn sie keinen besseren sich wüßte.

Aber schon sprach Leonie.

„Gewiß muß ich," sagte sie mit wichtiger Betonung, „und ich werde auch zeigen, daß ich kann."

„Aber Lonny!" mahnte das junge Mädchen.

„Sollen wir nicht offen zu Herrn Doktor Wernefeld sprechen? Gibt es in diesem Augenblick einen Menschen auf der Welt, der uns näher steht? Es ist wahr, vor achtundvierzig Stunden haben wir noch nichts von ihm, er nichts von uns gewußt. Aber ein ungeheures Ereignis hat uns zueinander geführt. Nicht wahr, Herr Doktor?"

„Ganz gewiß. Meine eigene Versicherung, daß ich vertrauenswürdig bin, hat ja weiter keinen Wert. Aber trotzdem bitte sprechen Sie offen, wie Sie wollen."

„Er gab so viel auf den ersten Eindruck. Weißt du

noch, Carry, im Korridor des Wagens flüsterte er uns zu, daß ihm das Gesicht des Reisegefährten sehr sympathisch sei, und daraufhin sahen wir uns vom Bahnsteig aus Herrn Doktor noch einmal gründlich an. Haben Sie es gemerkt?"

Carry errötete. Und Axel hätte fast gelächelt. Die Frau kam in so viel Ursprünglichkeit und Unbefangenheit mit diesen Worten heraus, daß man gleich erkannte: sie war gewohnt, alles zu sagen, was ihr einfiel, und diese Art hatte man ihr hingehen lassen, weil sie vielleicht zu ihrem Wesen gehörte oder sie scharmant kleidete.

Er fragte: „Also gnädige Frau denken daran, auf das Konzertpodium zurückzukehren?"

„Wir haben noch gar nichts geplant und gedacht," sprach Carry in sehr bestimmtem Ton.

Axel spürte es, sie versuchte, dem drängenden Mitteilungsbedürfnis der Frau in die Zügel zu fallen. Das aber stürmte vorwärts.

Denn sich auszusprechen, war ja die einzige Betätigung, die das Temperament dieses schönen Geschöpfs sich im Augenblick gönnen konnte.

Als Antwort auf Carrys Ton legte Frau Leonie ein wenig den Kopf zurück und lächelte sie an. Bei dem Lächeln aber wurden ihr wieder die Augen naß.

„Du willst mich wohl wieder bevormunden, Schwiegermütterchen," sagte sie zärtlich. Und sich mit großer Lebhaftigkeit zu Axel wendend, sprach sie weiter: „Ach ja, das muß ich Ihnen doch erklären. Er war so bezaubernd, wenn er uns neckte. Und ich war die ‚Tausendfarbige', und Carry war das ‚Schwiegermütterchen'. Sie wissen doch, woher das kommt? Er zitierte Goethe für uns beide. Sie kennen das himmlische Gedicht an die Phantasie. ‚Meine Göttin'? Natürlich. Und er

sagte gern für mich, was da Goethe von der Phantasie sagt, Sie erinnern sich?

‚Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden
Und hat seine Freude
An der Törin.'"

Sie sprach es schön, vom Wohllaut ihrer klingenden Stimme getragen. Ihre Augen sprühten wie von Übermut. Man sah es ihr an: sie lebte ganz in der Stimmung, die bei solchen Zitaten zwischen ihr und dem Gatten geglänzt haben mochte.

„Und was mußte Carry hören! Arme Carry! Du weißt wohl:

‚Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!
Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!'"

Sie sprang auf und fiel Carry um den Hals.

„Ach, Schwiegermütterchen, und du warst doch der gute Geist. Sei nur strenge mit mir — sehr strenge . . ."

Sie schien den Doktor Wernefeld ein paar Augenblicke ganz vergessen zu haben. Sie weinte.

Er sah Carry an. Und er verstand nicht ganz den Ausdruck ihres Gesichts. Es war beinahe abwehrend und dennoch wie das eines Menschen, der sich entwaffnet fühlt.

Leonie trocknete sich aber schon die Augen und sprach zu Axel: „Also ja — ich werde Sängerin werden — von Berufs wegen — und schrecklich viel Geld verdienen müssen — ich bin so verwöhnt. Ich weiß genau, daß

mein Mann mir bloß ein winziges Bißchen hinterlassen hat. O, er war so ehrenhaft — so klar, ließ mich stets genau wissen, wie die Verhältnisse lagen. Alles Geld gehört ja Carry!"

„Ich bitte dich, Leonie," sagte diese noch einmal.

Sie litt. Axel hätte von plumper Unempfindung sein müssen, um den Unterton von Qual in ihrer Stimme nicht zu vernehmen.

„Laß mich doch sagen, wie alles war! Ist nicht von selbst jedes Wort ein Ruhm für ihn? Sie müssen erfahren, lieber Doktor, Peter Forsting — aber Sie haben doch gewiß oft von ihm sprechen hören, wenn Sie nur ein bißchen bekannt in Berliner Kreisen sind?"

Axel sagte, daß er fast gar nicht in Berlin bekannt sei, denn er mochte der Frau, die im Stolz auf ihren Gatten strahlte, nicht antworten, daß Peter Forsting eine unbekannte Größe für ihn gewesen sei.

„Nun, dann natürlich! Peter Forsting war unerhört begabt. Er war erst Schauspieler. Nachher Bildhauer. Aber sicher war er mehr, wie er selbst sagte, Anempfinder, mehr Mäcennatur als ursprünglich schöpferisch. Auch zu sensibel. Sowie das Handwerksmäßige des Berufs an ihn herantrat, sowie er sich an streberischen oder plumpen Naturen stieß, ekelte ihn alles an. Niemals hat es einen echteren Aristokraten gegeben. Nur — bei diesen Versuchen — und bei stets offener, mildtätiger Hand ging sein eigenes Vermögen ziemlich auf. Es machte nichts. Carrys Mutter hatte Geld genug. Sie ist eine sehr edle Frau gewesen. Bedeutend und klar. Gerade wie Carry. Ich habe mich nie unterstanden, mich als ihre wirkliche Nachfolgerin zu fühlen — nicht, Carry? — hab' mich nur als Peters bißchen Sonnenschein und Spielzeug ins Haus gestohlen."

Und sie erfaßte schmeichelnd Carrys Hand, wie um sie zum unendlichsten Male um Verzeihung zu bitten, daß auf ihrer Mutter Platz nun eine andere stehe.

Es sah sehr hübsch aus. Diese Gebärde erzählte mehr als alle Worte von den Beziehungen dieser Menschen untereinander.

„Peter sagte mir gleich, daß er nur den vollen Zinsgenuß habe, und daß, wenn er einmal sterbe, alles Carry gehöre. Aber was er von den Zinsen spare, sei sein — er wollte auch sparen — er tat es auch für sich — aber — aber," sie lächelte wie ein verlegenes Kind, das noch heimlich ein bißchen stolz auf seine Unart ist, „aber, es ist so schwer zu sparen — es gibt so viele schöne Sachen — Peter war auch so glückselig, wenn ich gut aussah."

Sie brach ab. Von aufwallendem Kummer überwältigt. Und beendete dann doch bald ihren Satz.

„Ich will ihm schon Ehre machen, zeigen, was ich durch ihn gelernt habe. Ja, ich will mich allein durchs Leben schlagen!"

Sie genoß diese starke und mutige Tat vorweg und sah aus wie eine, die in märtyrerhaften Nöten schwelgt.

„Liebe Lonny — bist du nicht wie meine Schwester?" sprach Carry, „und frage nur Herrn Doktor, was sein letztes Wort war! Niemals soll ich dich verlassen! Ich hätte es auch ohne dies Wort nicht getan."

„Ich weiß es!" rief Leonie begeistert, „du bist, wie er war! Aber ich muß auch sein, wie ich bin. Ihn liebte ich in heißer Dankbarkeit. Ich will nicht mehr dankbar sein — freien Herzens will ich dich lieben. Zwischen ihm und mir war es doch anders. Ihm konnte ich vergelten — denn er liebte mich . . ."

Sie verstummte. Carry wandte sich ab und trat ans Fenster.

Und es war Axel, als höre er noch einmal das scheue Wort, das an eine grausame Wahrheit tastete: „Vielleicht hätte er gewünscht, sie solle nicht weinen . . ."

Eine Ahnung schlich sich in sein Herz von den Leiden dieser Tochter — die um so mehr gelitten haben mußte, je inniger sie ihre eigene Mutter, ihren Vater geliebt.

Axel sah, wie das Mädchen dort stand, er sah ihr Gesicht nur im Wangenprofil. Aber er meinte zu erkennen, daß das ganze Antlitz wie versteinert sei. So nahm sie sich zusammen, um Fassung zu bewahren . . .

Er wollte ihr helfen.

„Ich verstehe und ehre Ihren Vorsatz, meine gnädige Frau. Er berührt sich seltsam mit geheimen Träumen, die ich einst hatte. Ich glaubte mich auch einmal berufen. Der Glaube war aber so zaghaft, daß er mich nicht einmal zu Versuchen ermunterte. So bin ich denn Dilettant geblieben und genieße dankbar das bescheidene Vermögen, meinen Mußestunden ein wenig künstlerischen Inhalt zu geben."

Bei diesem papiernen Satz war ihm beinahe zu Mute wie einem unsicheren Toastredner, und er war nicht ganz sicher, ob er sich nicht grammatikalisch verheddert habe.

Aber er hatte erreicht, was er gewollt.

Frau Leonie kam von ihren eigenen Gefühlsangelegenheiten auf seine Person und ergriff sogleich mit großem Eifer dies Thema, sich schändlicher Rücksichtslosigkeit anklagend, daß sie sich noch gar nicht mit ihm, dem gütigen Samariter, beschäftigt habe.

Er mußte erzählen woher und wohin. Und wie er den kargen Fragen des Mädchens mit bescheidener Knappheit geantwortet, so machte die temperamentvolle und eindringliche Teilnahme der Frau ihn gesprächiger.

Er erzählte von dem bescheidenen Gewinn, der gestern

auf ihn gefallen war in der Lotterie, die das Schicksal ab und zu für jeden Menschen zu veranstalten scheint. Er sprach von dem Reiz, den es für ihn als norddeutschen Menschen haben werde, sich in Mitteldeutschland einzuleben, denn er liebe die raschere, wärmere Art. Er berichtete, daß Vater und Mutter ihm vor drei und fünf Jahren gestorben seien, und daß er seitdem eigentlich heimatlos gewesen. Denn die einzige Schwester habe die kleine märkische Stadt, wo sein Vater als Arzt gewirkt, auch bald verlassen und sei verheiratet. Und da Frau Leonie Forsting alles wissen wollte, sagte er es: an einen Großindustriellen in Frankfurt am Main, Adele Horber sei ihr Name. Frau Leonie kam es vor, als habe sie den Namen schon einmal gehört. Aber sie konnte es nicht zusammenbringen von wem, wann. In ihrem Haus gingen zu viel Menschen aus und ein.

Aber das hörte ja auf. Das war nun vorbei. Nun kamen die Tage der Entsagung und der Trauer.

Und sie sah Carry an, mit dem tränenerfüllten Madonnenblick. Und Carry streichelte ihr tröstend die weiße Hand.

Axel erzählte von Schmeers und wie ihm bei den alten Leuten zu Sinn geworden, als sei er selbst doch nur ein Anfänger, der nur in den Vorhöfen des Lebens ein bißchen Bescheid wisse und mehr noch nicht.

Plötzlich fragte Leonie, ob Gerlachshausen ein Kurort sei. Axel sagte, er habe nichts davon gehört. Und von der Frage ging Leonie sofort zum Entschluß über: „Wir machen es dazu! Wir kommen hin! Wir passen in die Stille mit unserem Kummer. Wohin sollten wir wohl sonst gehen diesen Sommer! Man darf sich in seiner Trauer nicht zeigen, wo es laut und lustig ist. Die Bekannten stört man, und sie stören uns. Aber so

ein weltferner Platz, still und schön — oh, das paßte für uns. Und dann hätten wir Sie da, der uns immer wieder von ihm erzählen kann . . .“

„Tun Sie es nur,“ sagte er und konnte es vor Beklommenheit kaum unbefangen sagen.

Denn er fühlte: sie nahm ihn in ihren Lebenskreis auf. Das war ihr selbstverständlich. Sie stellte sich keine Möglichkeit vor, daß die Beziehung, so seltsam tragisch angesponnen vom Geschick, sich einfach wieder lösen könnte.

Und am Abend dieses Tages, an dem er noch für die Frauen alle trüben und harten Geschäfte besorgte, die mit dem Transport einer Leiche zusammenhängen, geleitete er Leonie und Carry Forsting nach Berlin zurück.

Frau Leonie hatte unter dem Aufwand flehentlichster Bitten darauf bestanden. Sie erklärte es für undenkbar, die düstere Fahrt ohne männlichen Schutz anzutreten. Und endlich fand Carry in sicherem Takt eine Form, die Bitte so zu wiederholen, daß Axel sie annehmen konnte: sie sagte, ihr langjähriger Hausarzt sei dringlich verhindert gewesen, mitzukommen, und es liege doch ihr und Leonie zur Beruhigung ihres Gemütes alles daran, daß Axel selbst den Bericht an den Hausarzt und Freund des Verklärten erstatte. Es war ja klar, sie bat mit solcher Begründung, um Leonies Wunsch erfüllt zu sehen.

Axel hatte eigentlich noch seine Schwester Adele besuchen wollen. Aber er ließ sich nur zu leicht bestimmen, mit den Frauen zu fahren.

Viertes Kapitel.

Frau Sanitätsrat Schmeer wischte in Axels Zimmer den Staub. Halb aus Vorsorge, daß die übereilige Resi nichts herunterfege und zerbreche, halb ein bißchen aus Kontrolle. Sie konnte es nun einmal nicht lassen, sie

mochte zu gern hineingucken in die Nachbarstöpfe und alle Deckel aufheben. Und wenn sie da was sah, was unrettbar verdorben war, deckte sie schnell und still wieder zu und strich es in ihrem Gedächtnis aus, daß sie überhaupt etwas gesehen. Und wenn ihr schien, man könne noch durch ein bißchen Würze nachhelfen, gab sie unbefangen ihr Wissen zu und sparte nicht mit dem Pfeffer und Salz ihrer Weisheit.

Bei Axel kam noch etwas hinzu außer dem Umstand, daß er Hausgenosse und Nachfolger von Schmeer war. Die kleine, bescheidene Umwelt des „jungen Mannes" zog sie unwiderstehlich an. Sie labte sich am Zigarettengeruch. Sie fühlte sich an jedes Stück aus der studentischen Vergangenheit Axels heran, mit allerlei bewundernden, übermütigen, ja kühnen Vorstellungen. Und sie dachte dann halb an ihren einzigen Jungen, den Georg, der ihr als Student im Duell erschossen worden war, und halb an ihren Schmeer, wie sie ihn im Glanz seiner Bräutigamszeit vor Augen hatte. Ihre weiblichen Instinkte erwachten zu einem kleinen Abendrotschein, dem Nachglanz ferner Jugendwärme. Und sie war in aller Unschuld in den jungen Mann verliebt, auf Greisinnenart, die sich der unbefangenen keuschen Zärtlichkeit halbwüchsiger Mädchen wieder nähert. Oder vielleicht nicht in ihn, sondern in die Erinnerungen, die durch ihn zu frischerem Leben erweckt wurden, und sie verwirrte das in ihrem Herzen: die Erinnerungen und den Erwecker.

Kurz: gleich nach Schmeer kam nun Axel.

Schmeer stellte sich in seiner ruhevollen Weise wohl einmal die Diagnose, daß sie einen Narren an dem jungen Doktor gefressen. Dann sagte sie kopfschüttelnd „aber Schmeer!" um nach einer kleinen Pause ein wenig aufzumucken und hinzuzusetzen: „Ist er denn nit ein

lieber Mensch? Hast du denn was auszusetze am Junge? Möchst nit selbst, es wär' unser eigner?"

Die Bezeichnung „der junge Doktor" war längst dahin abgekürzt, daß es nur noch „der Junge" hieß bei Schmeers, in Gerlachshausen, im Kreis der ganzen Praxis. —

Ganz besonders gefiel es den beiden Alten, daß Axel selten seine Abende im „Reichsapfel" verbrachte, wo der Rechtsanwalt Spanier im intimen Herrenkreis einen recht lockeren Ton angeben sollte. Vielmehr musizierte der junge Doktor oft für sich in seinem Zimmer, und dann machten Schmeers ihre Stubentür auf und horchten. Frau Schmeer war nicht musikalisch und hatte auch zu wenig in ihrem Leben Kunstgesang gehört, um ein Urteil zu haben. Sie genoß es nur so im allgemeinen, einer unbestimmten Weichmütigkeit sich hingebend. Der Klang dieser Stimme machte ihr die flinken Gedanken so angenehm still. Wenn man so saß im Abenddämmer, während vom Garten herein über den kühlen Flur die Sommerdüfte kamen und die Tonwellen des Gesangs durch das Haus schwollen, war es gerade, als löse sich die Welt in sanftmütigen Frieden auf. —

Die Sommersonne hatte sich ganz verkrochen, zum offenen Fenster kam ein Regendunst herein. Er schwebte den schwarzgrauen Wolken voran, die merkwürdig tief unterm Himmel hingen, wie zerfetzte Verwandlungsschleier auf einer Bühne. Sie funktionierten nicht und wurden nicht aufgezogen und gaben keine freundlichere Szene frei.

Vielmehr fing nun ein rauschender Tropfenfall an herniederzustreichen. Die Frau hielt in ihrem Geschäft inne und sah wohlwollend in die graue Nässe hinaus, die noch düsterer schien, weil sie vor dem Hintergrund

bewaldeter Berglehnen die Luft erfüllte. Es war recht, daß es so in plumpen Tropfen heruntergoß. Nach der Ernte brauchte man nun Regen, damit die Wiesen zum Herbstheuen in guten Graswuchs kamen.

Den Schreibtisch sparte Frau Schmeer sich immer bis zuletzt auf. Der machte ihr am meisten Spaß und Ärger, sprach am intimsten zu ihr vom „Junge“. Gern hätte sie es ihm gesagt, daß er die vielen unnützen Sachen davontun solle. Aber das kam ihr nicht zu, natürlich nicht. Aufdrängerisches Wesen zerstört jedes gute Verhältnis. Zutrauen darf nicht mit Bevormundung vergolten werden. Das ist üble Münze. Die nimmt kein Mensch gern in Zahlung. Denken kann man, was man will, sprechen nur, was mit der eigenen und des anderen Würde gut zusammenklingt.

Und Frau Schmeer begnügte sich damit, jeden Tag von neuem die Bilder und das Bronzefigürchen, eine halbnackte Bacchantin, die einen weinumkränzten Stab schwang, ein wenig mißbilligend und zugleich besonders gründlich abzuwischen.

Daß die Damen ihm ihre Bilder geschenkt hatten, war begreiflich, wenn auch nicht durchaus nötig gewesen. Daß er sie in dem prachtvollen Doppelrahmen auf seinem Schreibtisch hatte, war aber gewiß unnötig. Resis Frage: „Hat er denn gar zwei Bräut', der Junge?“ war ärgerlich genug zu hören gewesen.

Den Rahmen hatte ihm diese Frau Forsting dazu geschenkt. Er war von Tulasilber und hatte natürlich viel Geld gekostet. Nun ja, sie wollten ihm auf alle Weise zeigen, daß sie ihm dankten. Aber Frau Schmeer für ihre Person fand es arrogant, zum eigenen Bild so einen Rahmen zu geben. Er bekam damals ja schon als „Aufmerksamkeit“ als „bescheidenes Andenken“ die Statuette

von Bronze. Frau Schmeer meinte, das sei genug Geschenk gewesen.

Sie war natürlich nicht prüde. Sie hatte zu viel elende und sieche Körperlichkeit gesehen, um nicht an kräftigen, schönen Leibern Freude zu haben. Aber in der Bewegung dieser kleinen Gestalt war etwas, das sie ärgerlich fand. So ein leidenschaftliches Hinstreben zu einem Menschen oder zu einer Empfindung, jedenfalls zu einer heißen Freude. Und dann: die Frau Forsting auf dem Bilde sah der Statuette ähnlich. Das ließ sie sich nicht ausreden. Sie vertraute ihre Entdeckung Schmeer an. Der kam einmal voll schweigsamer Umständlichkeit zum Vergleichen und fand es gar nicht.

Aber da Frau Schmeer eigentlich nicht daran gewöhnt war, daß er etwas nicht fand, was sie schon festgestellt hatte, setzte sie ihm auseinander, daß er keinen Blick für Ähnlichkeiten habe. Die Frau auf dem Bild hatte doch auch etwas Strahlendes, so etwas von einer, die vor lauter Lebensreichtum nicht wohin weiß. Wenn Schmeer das nicht sah.... Und da sagte er ihr zu Gefallen sein bedächtiges „ja, ja". Nun genoß sie es beim Abwischen immer, denken zu können: Schmeer findet es auch, und ehe Schmeer so etwas sieht, muß es schon stark ausgesprochen sein. —

Da lag auch schon wieder so ein Brief. Sie kamen ein bißchen oft, diese schwarzumrandeten Briefe. Frau Schmeer taxierte, daß die Damen in ihrer Trauer, die jede Gesellschaft verbot, sich ein bißchen langweilten und sich daher die Zeit verkorrespondierten. Es waren zwei verschiedene Handschriften auf diesen Briefen. Gern hätte sie gewußt, wie die Damen und ihre Handschriften zusammengehörten, und ob die, die man am häufigsten sah, von der Frau oder dem Fräulein stammte. Aber

so eine Neugier läßt man nicht merken. Deren schämt man sich ein bißchen; denn sie ist ja eigentlich auf dem Niveau der Resi, die auch gern an Türen lauscht und sich verzehrt, wenn da was geschieht, dessen Zusammenhang man ihr nicht auf die Nase bindet. Ja, ja, man hat's eben immer noch nötiger mit dem Kopfschütteln über sich selbst, als über andere. Mit diesen Gedanken beendete Frau Schmeer für heute ihre Arbeit und ging mit dem Staubwedel unter dem Arm und dem Teebrett voll Frühstücksgeschirr in den Händen durchs Wartezimmer hinaus, um in der Küche zu verschwinden.

Dann war es still im Haus. Die Glastür zum Garten stand offen. Draußen begoß der Regen Bäume, Gebüsch und Blumen, daß ihnen das grüne und bunte Blattzeug ans Astgerippe klatschte. Die Fliesen im Flur hatten eine feuchte, kräftig lila-graue Farbe. Aus den Ritzen der Küchentür drangen zuweilen Dunstwolken, die nach kochendem Obst und Bohnenkraut rochen und ankündigten, daß die Zeit gegen den Mittag ging.

Endlich kläffte die Haustürglocke mit ihrem langatmigen, harten Gebimmel in die Stille hinein. Axel kam von seinen Vormittagsbesuchen zurück. Draußen klapperte der Wagen davon; denn den Vormittag verwandte Axel, der Zeiteinteilung seines Vorgängers folgend, auf die Kranken in den Dörfern. Am Nachmittag besuchte er die im Städtchen, und von halb drei bis halb vier hatte er seine Sprechstunde. Das war die Neuerung. Dem alten Schmeer liefen die Leute zu allen Zeiten ins Haus, und wenn er nicht da war, klagten sie sich einstweilen bei Frau Schmeer aus und empfingen vorläufige Ratschläge.

Beim Klang der Glocke trat Frau Schmeer auf die Schwelle der Küchentür. Sie wollte nur einmal hören,

wie's denn der Frau Nella gehe mit der hartnäckigen Atemnot. Nervöses Asthma sei es? Nein, was für Zeiten, wo schon die Bauersleut Nerven bekämen. Also besser gehe es? Ja, ja, die neuen Methoden. Man müsse nicht eigensinnig sein und das Alte loben, das heiße der menschlichen Intelligenz die fortschreitende Einsicht absprechen. Schmeer sei auch mitgegangen, habe viel verlassen von dem, was ihm in seinen jungen Jahren das Beste schien. Und ob sonst was von Interesse gewesen sei? Was? Die Frau vom Schulmeister Goblius habe was Kleines? Und sei nun schwach? Da wolle sie doch morgen eine Flasche starker Bouillon ins Doktorwägelchen legen und ein Pfund Kakao. Axel sei wohl so gut und gebe es mit einem schönen Gruß ab.

Und wie es denn wär' mit einem Kosthäppchen? Sie hätten so gute Kartäuserklöß mit Dunstobst, wie man sie im „Reichsapfel" eben doch nie bekäme.

Zu ihrer Freude sagte Axel „gern", und das gab ihm die Freiheit, den Wurfleinen ihrer Gesprächigkeit zu entrinnen. Er ging ins Wartezimmer, wo die Rohrstühle vor den Wänden standen, als sei hier ein Wirtshausballsaal. Er nahm den Gummimantel ab, der vom Regen blank und glatt war wie eine Schlangenhaut und hing ihn an den eisernen Garderobeständer, dem einzigen weiteren Ausstattungsstück des Wartezimmers.

Als er in seine Studierstube trat, sah er gleich den Brief. Der lag einsam und wichtig auf der roten Decke des Sofatisches. Und wenn Frau Schmeer hier gewesen wäre, würde ihr nicht entgangen sein, mit welchem aufglänzenden Blick Axel den Brief begrüßte.

Er erbrach ihn eiligst und las: „Lieber Freund! Also nun endlich, endlich. Es war ja gerade in den letzten Monaten, als sei man nur in der Welt, um sich

von Behörden, Hauswirten und Handwerkern malträtieren zu lassen. Vor lauter ärgerlichen Geschäften kamen wir manchmal kaum dazu, an den armen Peter zu denken. Sie glauben gar nicht, mit wieviel umständlichen Formalitäten man dem Gesetz die Klarheit klarer Verhältnisse klarlegen muß, und was so eine Behörde alles wissen will, nachdem das Familienoberhaupt dahingegangen ist. Aber nach dieser Hinsicht ist nun alles beendet und der letzte Streusand verschüttet; das heißt, ich glaube, Streusand ist nicht mehr Mode in den Amtsstuben Also: Löschblatt. Schade. Denn nicht wahr? Bei Streusand kann man sich vielmehr denken: Brillen und schnüffelnde Mienen und angegraute Taschentücher, die aus Rocktaschen hängen. —

„Mit dem Umzug sind wir nun auch fertig. Carry war es, glaube ich, schwer, daß uns der Hauswirt kündigte. Sie sagt ja nie viel, wenn ihr etwas weh tut. Aber sie wird dann so schrecklich blaß. Als sie hörte, daß der Hauseigentümer zum Herbst selbst die Wohnung haben wolle, machte sie ihr Leidensgesicht. Mir war es in einer Hinsicht auch leid, denn einen so schönen Musiksaal bekomme ich nicht wieder. Meine Stimme klang da so gut. Aber wegen der Erinnerungen an den armen Peter? Mein Gott, die nimmt man doch mit sich, die hängen doch nicht an den Wänden. Im Gegenteil, man kann sich ja immer alles viel deutlicher vorstellen von einer veränderten Umgebung aus. Daß wir, wenn es denn doch sein mußte, lieber gleich zogen, fand ich auch besser. Wir hätten uns sonst zu lang mit all den Fragen beschäftigt, die mit so einem Wohnungswechsel zusammenhängen. Und das ist ja schrecklich langweilig, monatelang immer zu den gleichen Gedanken zurückkehren zu müssen.

„Und nun können wir endlich reisen. Daß Station I Gerlachshausen sein wird, ist ausgemacht. Wir ‚kreieren‘ einen neuen Luftkurort. Schade, daß ich noch keine berühmte Künstlerin bin, sonst käme es in die Zeitungen und Gerlachshausen in die Mode.

„Leider gibt es dann noch eine Station II, denn Carry scheint etwas blutarm. Doktor Strauß wünscht, daß wir einen Höhenort aufsuchen, so werden auf Gerlachshausen nur zwei Wochen fallen. Carry hat das mit Doktor Strauß ausgemacht, und da die liebe Carry nichts tut, als mich verziehen, muß ich hier wohl schweigend fügsam sein, wenn sich's um ihre Gesundheit handelt! Denn ich, ich bliebe sonst ganz gern in einem solchen Idyll. Ich hab' mir schon tausend reizende Stimmungsbilder ausgemalt von Gerlachshausen.

„Auch sind Sie doch dort, und wir können immerfort mit Ihnen von dem armen Peter sprechen!

„Am 1. Oktober müssen wir wieder in Berlin sein. Dann ist auch Professor Kleymann wieder da, und meine Studien müssen mit großem Ernst betrieben werden. Denken Sie, lieber Freund, wahrscheinlich werde ich schon im Winter einmal singen, in einem eigenen Konzert. Der Konzertagent, mit dem Peter ja sehr gut bekannt war, interessiert sich besonders dafür. Vermutlich wird es so werden, daß ich mit einem jungen russischen Komponisten zusammen einen Abend veranstalte. Ein Orchesterkonzert, das hat viel mehr Gewich und wird auch von der Kritik mehr beachtet. Aber das kann ich Ihnen ja alles erzählen, wenn wir am Sonntag kommen.

„Sie sind seit langer Zeit auf dieses Ereignis vorbereitet und haben auch hoffentlich jenen Teil der Gerlachshauser Einwohner darauf vorbereitet, der uns Obdach und Nahrung geben soll. Schwiegermütterchen

läßt Ihnen sagen, sie sei im voraus mit allem einverstanden, wie Sie es arrangieren. Ich bin es auch. Offiziell! Heimlich: bitte schön, keine Wohnung in einem Haus, wo's muffig riecht, und wo Spinnen sind. Gegen diese beiden Daseinsübel bin ich waffenlos.

„Ich schicke hiermit dem lieben Freund viele Grüße und schließe die Epistel. Leonie Forsting."

Das war ganz sie. Ganz sie. In ihrer fast kindlichen Anmut, mit ihren schweifenden Gedanken, die niemals bei einem Gegenstand bleiben konnten, sondern sich wie ein munterer Sonnenstrahl weiterspannen und beleuchteten, was sie gerade trafen.

Er glaubte, sie sprechen zu hören, und das Blut brauste durch seine Adern.

Kaum hatte er es zu Ende gelesen, so trat Frau Schmeer mit dem verheißenen Kosthäppchen ein.

Sie sah die vielen Bogen in seiner Hand, und daß aus seinen Augen ein ganz besonderes Licht sprühte.

„Frau Sanitätsrat, was sagen Sie dazu, die Forstingschen Damen kommen nun wirklich, um sich hier in der Stille zu erholen."

Was sie dazu sagen solle? Ganz einfach dieses, daß solche Damen wohl schwerlich hierher paßten, denn an der Natur sehe sich manches Auge bald satt und für andere Schauspiele sei hier nicht gesorgt, es müsse denn sein, daß die Damen von sich aus die Ruhe hier mit Unruhe erfüllen wollten, um Unterhaltung zu haben; solche Wesen gebe es, gerade wie von Zündstoff, sich und anderen immer Gefahr zum Auffliegen.

„Aber Frau Sanitätsrat . . ."

Aber wenn sie das Wort hatte, ließ sie es sich nicht entzweischneiden, sondern verstärkte nur die Betonung.

Was hingegen an und für sich die Frage betreffe,

ob Gerlachshausen ein Platz zum Erholen sei, so habe sie es immer gesagt, man müsse sich ein wenig rühren. Ortschaften mit vier Maulwurfshügeln und zehn Tannen drum herum gäben sich jetzt als Mittelgebirgsluftkurorte aus. Da hätte Gerlachshausen denn doch mit gediegeneren und ausgebreiteteren Schönheiten aufzuwarten. Und insofern könnte es noch nützliche Folgen haben, wenn zwei Damen hierher kämen, die sich, wie Axel erzählt habe, eines sehr großen Bekanntenkreises rühmen könnten.

Ihre kritische Haltung gegen die Forstingschen Damen legte sich wie eine nüchterne kalte Hand auf die heiße Erregung Axels.

Ganz anders war hingegen die Aufnahme, die seine Nachricht im „Reichsapfel" fand. — Der Rechtsanwalt Spanier ging, die Hände in den Hosentaschen, am Rücken der Stuhlreihe hin und her und wartete auf seine Tischgenossen. Die Tafel war viel zu lang, und noch keines Menschen Auge hatte sie je ganz besetzt gesehen. An Kaisers Geburtstag wurde oben im Saal gegessen. Für gewöhnlich lagen der Tafel in der großen Wirtsstube zu ebener Erde nur ein halbes Dutzend Gedecke am Kopfende auf. Und auch von diesen wurden zumeist nur die vier für die Abonnenten bestimmten benützt.

Es präsidierte dieser Tafel der Rechtsanwalt Spanier, der Lebemann von Gerlachshausen. Groß und wohlbeleibt war er und kleidete sich bei einem Kasseler Schneider. Durch ihn lernte man die außerordentlichsten Westen kennen, und daß er je länger als eine Saison den gleichen Überzieher getragen hätte, dessen erinnerte sich niemand. Seine Züge waren ein wenig stark und voll männlicher Kraft. Sein brauner Schnurrbart war zwar nicht aufgebürstet, aber höchst gepflegt. Er zeigte das gleich-

mütige Selbstbewußtsein eines Mannes, der sich nicht viel aus den Dingen und Menschen rund herum machte. Zuweilen, wenn er mit Leuten sprach, konnte er sie sehr merkwürdig anlächeln, was ihnen sofort das Gefühl beibrachte, als seien sie im Begriff, sich dumm zu benehmen. Das war vielleicht die größte Feinheit seines Verstandes: sich selbst nie als den Gescheiteren aufzuspielen, sondern den anderen zu suggerieren, daß sie minder seien. Seine Autorität in ganz Gerlachshausen war unbegrenzt, aber im „Reichsapfel" war er einfach der erste Mann der Gegenwart.

Der zweite Tischgenosse war der „Referendar", der am Amtsgericht wirkte und naturgemäß in seiner Erscheinungsform wechselte. Zur Zeit war es ein blonder, hübscher, immer etwas blasser und müder Referendar von Woyta, auf dessen Appetit und Weinwahl Frau Timmermann, die stattliche, verwitwete Inhaberin des „Reichsapfel", besondere Aufmerksamkeit richtete.

Dann aß der Oberlehrer am Progymnasium, Doktor Sörgel, beständig im „Reichsapfel" zu Spaniers gelegentlichem Erstaunen. Denn er, Spanier, tat, was er konnte, den Tischgenossen zu vertreiben. Aber Doktor Sörgels Selbstbewußtsein war weit über das landläufige Durchschnittsmaß ausgewachsen, und er hielt alle Anwesenden im tiefsten Grunde für ungebildet. Er war hager, grauhaarig, verärgert, trug einen Schnurrbart, einen goldgefaßten Kneifer und beleidigte Spaniers anspruchsvolles Auge durch Krawatten von schlechtestem Geschmack und schmutzige Nägel.

Als Axel eintrat, ging also Spanier hinter der Stuhlreihe, die ihre Rücklehnen den Fenstern zukehrte, auf und ab.

„Noch kein Mensch hier?"

„Warten wohl den Regen ab," meinte Spanier. Er und Axel wohnten ja in der Nähe. Aber der Referendar, der zwar im „Reichsapfel" selbst logierte, mußte jetzt vom Gericht und Sörgel von der Schule herkommen, und es goß gerade besonders heftig mit der Wucht eines Gewitterregens. Oberhalb der Scheibengardinen sah man am Fenster zuweilen aufgespannte schwarznasse Schirme vorbeitragen, die die Daruntergehenden so dicht über ihren Köpfen hielten, daß man von diesen nichts erkannte.

„Wer weiß, ob Sörgel überhaupt wiederkommt."

„Warum denn nicht?"

„Nun — nach gestern!"

„Ach, Sie meinen, weil ich ihm gestern meine Meinung gesagt habe? Wenn ein Mensch auch aus 'ner schlechten Kinderstube kommt: er sieht doch nachher, wie sich gut erzogene Menschen betragen und pflegen."

„Seien Sie doch still — da kommt er ja," sagte Axel.

„Nicht wahr, lieber Doktor," sprach Spanier und nickte dem eintretenden Oberlehrer zu, „wir sprechen gerade von schlechter Erziehung, und ich vertrete die Ansicht, daß man in Charakterfehler immer mal wieder verfällt, trotz besserer Einsicht. Aber von den primitiven Unarten äußerlicher Erziehungsmängel befreit man sich leicht und ganz. Was meinen Sie?"

Doktor Sörgel schwenkte in der Nähe des Garderobeständers bei der Tür seinen Hut aus, denn sein Schirm war nicht mehr ganz dicht.

„Wie soll ich mit Ihnen über pädagogische Fragen sprechen," sagte er mit mokantem Lächeln, „das ist ja ein Gebiet, auf dem Sie vollständig Laie sind."

„Freilich, freilich," meinte Spanier mit wohlwollendem Ausdruck, „hier wie überall teilt es sich in Theorie

und Praxis. Der eine erzieht — der andere hat Erziehung. Ah — da kommt ja endlich auch unser junger Held."

Der Referendar von Wohta trat ein, nicht vom Flur her, sondern durch die Tür, die ins Innere des Hauses führte. Fast zugleich erschien auch hinter der Tonbank Frau Timmermann, unter Vorantritt des Pikkolos, der die Suppenterrine trug.

„Herr von Wohta," sagte Spanier, „die Abonnenten des Mittagstisches vom ‚Reichsapfel' bereiten eine Petition vor."

„Nanu?" fragte Axel.

„Die geistreiche Zwischenbemerkung unseres Freundes Wernefeld ist dahin zu beantworten, daß in dieser Petition zum Ausdruck gebracht werden soll, Herr von Wohta möge sich eines pünktlichen Erscheinens befleißigen, damit wir nicht auf die Suppe zu warten brauchen. Unsere schöne Wirtin hat die Uhr ihres Hauses nach dem Kommen und Gehen des verehrten Herrn Referendars gestellt."

Die dunkeläugige üppige Frau Timmermann, die im hellblauen Sommerkleid und einer weißen Schürze keineswegs nach trauernder Witwenschaft aussah, lächelte. Aber Herr von Wohta sprach eifrig: „Darin irren Sie vollständig, Frau Timmermann nimmt gar keine besonderen Rücksichten auf mich. Wie sollte ich wohl dazu kommen."

„Ach," sagte Spanier kummervoll, „wenn ich bedenke, daß es auch einmal m e i n e Leibgerichte gab! Aber die Zeit ist hin, wo Berta spann."

„Aber Herr Rechtsanwalt!" sprach Frau Timmermann und sah nicht von fern aus, als nehme sie ihm was übel.

Der Pikkolo trug die Suppenteller an die Plätze, und die Herren setzten sich.

Spanier begutachtete das Menü. Und als er es gelesen hatte, nickte er lobend zum Büfett hinüber.

„Sehen Sie wohl!“ sagte die Frau.

„Ich möchte Sie um einen Rat bitten,“ begann Axel, nachdem man eine Weile sich dem Essen gewidmet hatte; „Sie wissen hier doch besser Bescheid als ich.“

„Lieber Doktor,“ wehrte Spanier ab, „ich besser als Sie? Der Sie in Räume kommen, die ich nie betreten darf! Der Sie Intimitäten kennen, die mir ewig ein Geheimnis bleiben werden!“

„Nein, ganz ernsthaft. Und in einer ganz einfachen Sache. Also: zwei mir befreundete Damen aus Berlin wollen hier vierzehn Tage sich in der schönen Luft erholen. Und da möchte ich wohl wissen, wo ich am besten Wohnung für sie fände. Denn unsere verehrte Frau Wirtin wird es ja wohl nicht übelnehmen: hier im ‚Reichsapfel‘ wäre es nicht ruhig und nicht ländlich genug.“

„Ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei,“ machte Spanier mit rhythmischer Skandierung.

Zu seinem unaussprechlichen Ärger wurde Axel rot.

„Nichts zu ei, ei'n,“ sagte er ernst, „es sind Frauen in tiefster Trauer. Die Forstingschen Damen.“

Nun ließ Spanier alle Neckerei beiseite und zeigte ein großes sachliches Interesse.

„Hören Sie mal,“ sprach er, „das freut mich aufrichtig. Ich habe immer gesagt, man müßte Sommergäste heranziehen. Aber die Stadtverwaltung hatte recht: Reklame konnte sie nicht machen, weil ihr das auch gewisse Verantwortlichkeiten und Pflichten aufzwang. Der Zufall mußte das mal bringen. Und es ist erstaunlich, wie oft sich von solchen Zufallsgästen aus der Ruf eines Ortes verbreitet. Lassen Sie uns mit vereinten Kräften alles aufbieten, es den Damen hier behaglich zu machen.“

Nun wurde ein förmlicher Rat abgehalten, zu dem

man auch Frau Timmermann hinzuzog, die dann alsbald die führende Stimme darin bekam. Das Ergebnis war, daß Axel versuchen solle, ob nicht Herr und Frau Major von Bassing drei Zimmer abtreten würden. Die hatten ein nettes, villenartiges Haus in der Thüringer Straße, die vom Markt abging. Majors waren hierher verschlagen, weil es hübsch und billig war, welchen Umstandes der Major sich von irgend einem Manöver her erinnerte. Und da ihre beiden Söhne im Hannoverschen und im Thüringischen standen, hatte die geographische Lage von Gerlachshausen ihnen auch zugesagt. Sie lebten in bescheidener Auskömmlichkeit und würden eine Extraeinnahme vielleicht nicht von der Hand weisen. Zum Mittag- und Abendessen müßten die Damen in den „Reichsapfel" kommen, oder Frau Timmermann konnte ihnen alles hinschicken, wie sie überhaupt in jeglicher Weise bereit war, in dieser Angelegenheit zu dienen, wo es ging.

Als man auseinanderging, nahm Spanier Axels Arm und begleitete ihn unterm Schirm durch den versiegenden Regen bis an das Schmeersche Haus.

„Hören Sie mal," sagte er, „ob nun die Damen sich gesellig zeigen und in den ‚Reichsapfel' kommen oder in ihrer Trauer und Einsamkeit bloß für Sonnenauf- und -untergänge und Blumenpflücken Sinn haben: mich stellen Sie vor. Was?"

„Wie kann ich das versprechen," meinte Axel in rasch aufwallender Eifersucht, denn Spanier war ein Mann, der allen Frauen wohlgefiel.

„Sie können es erbitten. Man wird es Ihnen nicht abschlagen. Sie können den Damen erzählen, daß ich ein leidlich netter Mensch mit einigen Anlagen zu höherer Kultur bin, der aber im Begriff ist, zu verkommen,

weil ihm jede Anregung fehlt. Dann werden sie das weibliche Bedürfnis empfinden, mich zu retten."

Am Nachmittag des gleichen Tages war alles in schönster Ordnung. Majors verhehlten kaum ihre angenehme Überraschung über den Zwischenfall. Axel machte eine Miete aus, die Carry gewiß niedrig erscheinen mußte, nach hiesigen Verhältnissen aber stattlich war. Auch für das erste Frühstück wollte die Majorin sorgen und gern alles so zurechträumen, wie Axel es für nötig erachtete, selbst wenn sie und ihr Mann dann ein bißchen zusammenkriechen sollten. Das war ja eine großartige Perspektive, wenn man fortan jedes Jahr an Sommergäste würde vermieten können! Sie werde es den Damen schon so machen, daß sie immer wieder kämen.

Frau Schmeer war geradezu verdutzt, als Axel abends zu ihr und ihrem Mann kam und erzählte. Sie hatte sich inzwischen zurechtgelegt gehabt, wie alles am besten einzurichten wäre.

Und dann, als sie spürte, man sehe ihr das gekränkte Erstaunen an, fuhr sie mit offener Rede über sich selbst her. Was wollte sie denn? Sie war ja ein bißchen kritisch in ihrer Haltung gewesen. Das muß nicht sein: erst absprechen und dann noch bestimmen wollen. Das ist so eine unleidliche Schwäche von vielerfahrenen Leuten, die manchmal die Vielerfahrenheit zur Last für die anderen macht.

Worauf Schmeer sagte „ja — ja" und Axel ihr glücklich die runzlige kleine Hand drückte.

Sie sagte dann noch, daß Axel ihr nur die Damen bringen solle, das hieße, wenn die gebracht sein wollten. Und eine Kaffeestunde lang wolle sie sie schon unterhalten.

Bis zum Sonntag! Das waren nun noch fünf Tage. Er erfuhr, was es für einen Menschen von star-

kem Temperament heißt: warten. Die Phantasie kam, nahm ihn bei der Hand und führte ihn ins Land der Unwirklichkeiten, wo es von Farben und Klängen um ihn schwirrte und kein Bild mehr eine deutliche Linie hatte.

Er verzehrte sich in Sehnsucht, aber er gab es sich nicht zu, daß es sie sei, die ihn quäle, und die doch in ihm brannte wie ein schwelendes Feuer, das nur ein Lüftchen braucht, um hinauszuschlagen in hellen Flammen.

Aber abends, wenn er musizieren konnte, dann leuchtete die Sehnsucht durch seinen Gesang wie ein Lichtschein durch ein Transparent und machte sie für alle leserlich.

Im räucherigen Hinterzimmer des „Reichsapfel", wo ein Klavier stand, gab er sich einen ganzen Abend zum Barden her und sang mit der freudigen Unermüdlichkeit des Dilettanten alles, was man forderte. Spanier spielte mit Doktor Krolpa und dem Holzhändler Groß Skat. Aber sie unterbrachen alle Augenblicke die Partie, um zuzuhören. Und Spanier genoß vergnüglich die sentimentalen Blicke, die der junge Woyta an die hübsche Wirtin zu richten suchte, die sich auch zum Zuhören einfand. Alle „Reißer", die Axel zwischen seinen Noten hatte, schallten von den Wänden wider, und als endlich natürlich auch „eine Krone im tiefen Rhein" lag, sangen die Anwesenden in einem Gemisch von Ulk und Erhobenheit brausend mit. Die Gerlachshausener aber, die zufällig das Nebengäßchen an der Seitenfront des „Reichsapfel" entlang kamen, dachten, daß es ja wieder toll bei der Timmermann zugehe.

An einem anderen Abend blieb er allein mit seiner Musik in seinem Zimmer. Die Fenster standen offen, die schwarze Augustnacht war schwül.

Drunten im Lusthäuschen im Garten saß die alte Frau und horchte den Tönen nach, die aus dem Fenster kamen und in die Nacht hineinwallten.

Ganz vorsichtig sagte sie ins Dunkel hinein: „Ich weiß gar nicht, ich muß immer dran denke, wie unser Georg für dem Bürgermeister sein Käthche schwärmte."

Als Antwort glühte das Lichtpünktchen einer Zigarre stärker auf. —

Endlich aber waren auch die fünf Tage überwunden, und der Sonntagnachmittag kam, an dem Axel mit den beiden Frauen durch die Straßen Gerlachshausens fuhr, vom Bahnhof her.

Und wo er mit ihnen auf dem Balkon des ersten Stockwerks der kleinen Villa stand, um ihnen die Aussicht zu zeigen, nachdem er von ihnen gehört hatte, daß sie die Wohnung reizend fänden.

Sie waren noch in tiefer Trauertracht. Natürlich, denn drei Monate erst, fast auf den Tag, waren ja nur vergangen, seit man Peter Forsting ins Grab gesenkt. Dennoch aber, trotz Kreppbesätzen und stumpfer Schwärze der Gewänder, kamen sie Axel nicht mehr wie der richtige Trauerpomp vor, nicht mehr so erdrückend feierlich. Die Frauen hatten vielleicht nur wegen der Sommerhitze die wallenden Schleier abgelegt, und Leonie trug nicht mehr den Kapotthut mit der Witwenschnebbe. Sie sahen mit den runden Hüten und den Blusenkleidern jugendlich aus, wie es ihnen gemäß war. Und ihre Stimmung zeigte unbefangene Freundlichkeit, ja aus Leonies dunklen Augen blitzte eine kaum gebändigte Heiterkeit.

Axel war in einen glückseligen Zustand geraten, als er dies auf den ersten Blick erkannte.

Und nun überhäufte Frau Forsting ihn noch mit

Lob. Die Stuben waren ja zu niedlich. Die mittlere, der „Salon", förmlich geräumig. Und was für drollige Stickereien überall: Journalbänder und Wischtuchkörbe und Bilderrähmchen. Und die Fuchsfelle mit roter Tuchkante vor den Betten. Und der spinnwebfeine gehäkelte Riesenstern auf der buntgeblümten Sofatischdecke. Am allerschönsten war aber das Tintenfaß auf dem Schreibtischchen: ein förmlicher Aufbau von Säbeln und Kanonen und Helmen, geradezu ein kriegerisches Stillleben, und die Tinte blinkte schwarzblank unheimlich in den halben Kanonenkügelchen. Und was für herrliche Sträuße, halb kunstgärtnerisch, halb bäuerlich. Von Axel? Ach so ein zusammengepferchtes Blumengedränge war entzückend. Es hatte noch Charakter. Leonie kannte die meisten Blumen gar nicht. Aber sie nahm eine brennend rote Geranie heraus und steckte sie sich ans Kleid, wo der feurige Blumentuff sich kräftig vom schwarzen Grund hob. Carry Forsting sagte nicht so viel, aber sie gab Axel die Hand und dankte ihm, daß er diese friedlich-freundliche Wohnung besorgt hatte.

Vom Balkon sah man gerade auf die beiden Lehnen der Bergkuppen, die hinter Gerlachshausen als Schützer gegen Nordostwinde standen. Dazwischen öffnete sich das Hochtal, kahl und besonnt, den atlasblanken Himmel in schön geschwungener Linie abschneidend.

Die Luft war milde und klar. Man sah an den Berglehnen in den dunklen Wäldern sich die Schneisen hinziehen, die sie wie ein ungeheures Heer in einzelne Regimenter teilten.

„Kann man da hinauf?" fragte Leonie.

„Ohne allzuviel Anstrengung, wenn Sie gut marschieren können."

„Kann ich. Tüchtig. Da muß ich hin — ja? Nicht

wahr, Carry, man muß doch wissen, wie's da oben weitergeht."

Carry lächelte. Sie kannte das ja: Leonie wollte immer weiter. Sie war immer am besten gelaunt an einem Platz, von dem aus sie schon nach einem anderen hinüber den Scheinwerfer ihrer Phantasie spielen lassen konnte.

Axel hatte im Gärtchen des Hauses, dessen Mitbenützung Majors gern gestatteten, einen Tee herrichten lassen.

Sie gingen nun hinunter, von Majors belauert, die in verzeihlicher Neugier hinter den Gardinen standen und sich ihre Logiergäste ansahen, nachdem sie sie vorher beim Eintritt ins Haus nur flüchtig begrüßt.

Dann saßen sie unter einem Drahtgestell, das dadurch eine Art Laube bildete, daß es die Zweige einer Traueresche davon abhielt, zu dicht um den Stamm herabzuhängen.

Das Gärtchen war überfüllt von Obstbäumen und Blumenrabatten und die Wege dazwischen auf das sparsamste eingerichtet. Man sah gar nichts von der Welt, und nur eine blaugrüne Bergkuppe schaute mit ihrem zurückhaltenden Waldfrieden von fern her.

„Es ist der erste, wirklich behagliche Augenblick, den wir seit Monaten erleben," sagte Leonie glücklich und ließ sich von Carry mit Tee und Kuchen bedienen. „Wie sind die Menschen zu beneiden, die immer in dieser Stille leben dürfen. Wäre mir doch auch das Los so gefallen. Wie vieles kommt hier gar nicht an einen heran, das in der Welt beunruhigt, Kämpfe kostet und doch aus unserem Leben ausgeschieden bleiben muß, also uns ganz unnötig Nerven gekostet hat."

„Ach, gnädige Frau, Sie sind doch wohl für die große Welt geschaffen."

„Ich kann mich überall zurechtfinden, wenn es sein muß. Aber meine eigentliche heimliche Liebe ist das Idyll."

„Wäre es möglich!" dachte Axel. Aber wenn sie es doch mit so viel Überzeugung sagte ... Er sah sie glücklich an.

„Bitte, Herr Doktor," bemerkte Carry etwas unzusammenhängend dazwischen, „sollen wir nicht Herrn und Frau Sanitätsrat Schmeer unseren Besuch machen? Die alten Herrschaften scheinen sich Ihnen gegenüber gewissermaßen pflegeelterliche Rechte zuzuschreiben. Wir können, kommt mir vor, hier nicht vierzehn Tage sein, ohne von ihnen Notiz zu nehmen."

Voll Eifer nahm Leonie das auf.

„Das fragst du erst? Das ist doch selbstverständlich. Wir sind unserem lieben Freund jede Rücksicht schuldig, auch die, seinen Pflegeeltern Ehrfurcht zu bezeigen."

„Nun, Pflegeeltern ist wohl zu viel gesagt. Aber in der Tat möchte ich bitten ..."

„Es sind auch Wahlverwandte. Gerade wie wir," scherzte Leonie. Sie beugte sich etwas vor und sah Axels leere Tasse. „Komm, Carry, schenk deinem Wahlbruder ein. Ach nein, doch lieber nicht Bruder — das ist langweilig. Ein älterer Bruder hat das Recht, einem gelegentlich die Leviten zu lesen. Dafür bedanke ich mich schön. Lassen wir also den Namen in der Luft schweben. Nichts ist reizvoller als das Unbestimmte, Namenlose. — Ja, und sagen Sie: sind hier sonst noch Freunde, die Ihnen nahestehen, und die wir kennen lernen müssen? Wir wollen doch ganz genau Ihr hiesiges Leben kennen. Man begreift ja einen Menschen sonst nie ganz richtig, wenn man nicht in seine Umwelt guckt. Das sagte ich auch zu Carry. Carry wollte nämlich im Grunde lieber an Gerlachshausen schnöde vorbeifahren."

„Aber gnädiges Fräulein!“ rief Axel betroffen.

„Sie hören ja, Leonie lacht. Sie mag gern necken,“ sagte Carry ruhig. „Und nicht wahr? Es wird nicht vergessen, daß wir Trauer haben. Es kann ja nicht die Rede davon sein, daß wir uns in die hiesige Geselligkeit hineinziehen lassen.“

„Wer spricht denn von Geselligkeit,“ meinte Leonie etwas ungeduldig, „wir wollen nur die Freunde unseres Freundes kennen lernen. Ein so nonnenhaftes Absperren in aller Welt wäre nicht in Peters Sinn, gewiß nicht.“

„Nein,“ sagte Carry, „nein, das wäre es wohl nicht . . .“

Und in ihre blauen Augen kam jener Glanz, der sie verdunkelte.

„Es kann sich nur um den Rechtsanwalt Spanier handeln.“

„Ihr Intimus?“

„Nicht gerade. Doch der Mann, mit dem ich am meisten verkehre. Eine weltmännische, kluge Persönlichkeit, nur ein wenig der Gewohnheit verfallen, auf billige Art zu scherzen.“

„An so etwas ist immer die Umgebung schuld,“ sagte Leonie. „Und was gibt's hier sonst . . .?“

„Wichtiger als die Menschen hier,“ sprach Carry dazwischen, „kommt es mir vor, daß wir hören, ob Herr Doktor sich hier in seinem Beruf zufrieden fühlt.“

„Natürlich. Das ist das Allerwichtigste. Flink erzählen Sie. Ach, ich kann mir ein völliges Bild davon machen. Es hat ein bißchen die Farbe der älteren Düsseldorfer Schule. Annähernd ein Vautier. Die Landschaft dazu mit ein wenig Bilderbogenschönheit. Fast Zeichenvorlage. Und Sie auf dem Doktorwägelchen.

Sie fahren ohne Eile, das Pferd nickt immer mit dem Kopf, wenn es so behaglich dahintrottet im Sonnenschein. Und hinter den Nelkenstöcken gucken die hübschen Bauernmädchen durchs Fensterglas und seufzen heimlich dem blonden Herrn Doktor nach. So ist es — so ist es," rief sie in heller Freude an allem, was sie sich zurechtphantasierte.

Auch Carry lächelte.

Er aber war entzückt. Verriet sie nicht, daß sie sich oft mit ihm in Gedanken beschäftigte? Sich ihn als Hauptperson eines förmlichen kleinen Genrebildchens ausgemalt hatte?

„Und dann hält das Wägelchen," sprach er, „der Doktor kommt in eine Stube, aus der ihm Schweißdunst, Essensgerüche und Krankenluft entgegendampfen, obschon er anbefohlen hat, daß die Fenster Tag und Nacht geöffnet sein müssen, weil die Kranke frische Luft zur Linderung ihrer Not braucht. Und dann sieht er, daß alle Erscheinungen stärker geworden sind, und erfährt, daß man das verschriebene Medikament doch nicht hat machen lassen und die anbefohlenen kühlen Umschläge nicht aufgelegt, weil die Großmutter der Nachbarin empfohlen hatte, lieber den Sud einer abgekochten Schnecke zu trinken, die im Mondschein dreimal um die Kirche getragen worden war."

„Ach — das gibt es?" fragte Leonie voll Vergnügen daran.

„Ja. Und weil es das noch gibt, finde ich in meinem Beruf noch viel wichtigere Aufgaben als die, den Puls zu fühlen und Pillen zu verschreiben," sprach Axel ernst. Er begegnete zufällig Carrys Blick, und nun war es, als erzähle er diesen klaren, aufmerksamen Augen.

Er sprach davon, wie noch mehr als der Schul-

lehrer, noch mehr als die Behörde der Arzt Gelegenheit und Pflicht habe, Licht in beschränkten Köpfen anzuzünden. Wie sehr aber jede Empfindlichkeit überwunden werden müsse und der wissenschaftliche Stolz nicht aufmucken dürfe, wenn er immer wieder erkenne, daß jede alte Base mit hirnverbranntem Unsinn von magischen Mitteln mehr Autorität sei, als es hier selbst Geheimrat Mahlmann in Person sein würde.

Und er schloß: „Die heiße Freude aber, die man hat, wenn man durch Geduld und die Beweiskraft kleiner Erfolge vorwärts kommt, Vertrauen gewinnt und nützen kann — die Freude belohnt für alles. Ich habe natürlich noch nicht von fern die Stellung, die der prachtvolle alte Mann, mein Vorgänger, hatte. Aber ich bin doch glücklich, zu fühlen: sie verschließen mir nicht die Ohren und vielleicht sogar nicht ihre Herzen. Mein Wirkungskreis ist im Ansehen der Welt bescheidener, als ich ihn mir einst gedacht. Aber an innerem Gehalt erscheint er mir reicher, wahrhaft menschlicher und befriedigender als der eines großen Modearztes."

Er hatte sich in eine ehrliche Bewegung hineingesprochen. Es tat ihm so wohl, diesen Frauen sagen zu dürfen: ich bin in meinem Beruf zufrieden!

„Wie ich das verstehe!" rief Leonie voll Enthusiasmus. Ja, sie war fast gerührt. So sprach der bewegte Ton des Freundes zu ihr, so rasch und deutlich malte sie sich die Schönheiten stiller Kulturarbeit aus.

Carry sah ihn an, gut und fest, und in ihrer schlichten Art sprach sie nur: „Das ist das Schönste, was ein Mann sagen kann." —

Nach dem Tee machte man noch einen Spaziergang. Leonie war von der Stimmung in den Straßen entzückt. Alles wirke so zutraulich, meinte sie. Sie kamen an die

Überreste der alten Stadtmauer, aus der sich noch ein niedriger, klobiger Rundturm mit ausgezahntem Rand erhob. Rosengerank, nun abgeblüht, klammerte sich mit stachlichten Stricken um das mürbe Gestein.

„Paßt auf!" rief Leonie, „gleich kommt der gestiefelte Kater um die Ecke!"

Auf dem Weg zum „Schützenhaus", einer Gastwirtschaft, wo zu Abend gegessen werden sollte, kam man an dem Brunnen vorbei, der seinen Wasserstrahl aus einem Löwenmaul in einen Trog spie, der früher ein römischer Sarkophag gewesen. Dahinter stand eine alte Linde mit rundlichem Wipfel im schweren, dunklen Grün des Hochsommers, behäbig wie eine solide Bürgersfrau, der längst alle Jugendträume vergangen sind. Aber Leonie war mit einem Mal ganz erfüllt von Melodie. Der „Lindenbaum", das herrliche Lied Schuberts, fiel ihr ein. Und ganz, ganz leise summte sie vor sich hin:

„Am Brunnen vor dem Tore,
Da steht ein Lindenbaum,
Ich träumt in seinem Schatten
So manchen süßen Traum."

Sie unterbrach sich.

„Der Schluß ist doch wunderschön. Wie ein Schlummerlied für eine kranke Seele."

„Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort."

Sie hatte eine Art zu summen, die fast klanglos war, die nur Melodie und Worte gleichsam als Gerippe hinstellte; sie markierte wie jemand, der gelernt hat, dabei gar nichts von seinem Stimmenglanz herauszugeben.

„Könnt' ich sie singen hören!" dachte Axel mit leidenschaftlichem Wunsch. Aber er wagte nicht, davon an-

zufangen. Leonie hatte ihm einmal geschrieben: Musik können Carry und ich noch nicht hören . . . das war allerdings drei Wochen nach Peter Forstings Tod gewesen. —

Zuweilen begegneten ihnen Spaziergänger, die vom „Schützenhaus" kamen, nachdem sie dort in Ausführlichkeit ihren Sonntagskaffee getrunken hatten und nun sparsam zum Abendbrot wieder heimwandelten. Viele grüßten Axel. Alle sahen freundlich und interessiert auf die beiden Damen. Denn es hatte sich die Meinung verbreitet, der junge Doktor wolle die Stadt zum Luftkurort machen. Und das war ein angenehmer Gedanke, denn er versprach, daß der Gewinn künftig wie von selbst herbeispaziert kommen werde, daß man ihm gar nicht mehr mühevoll nachzurennen brauche, wobei er sich doch meist nicht recht erwischen ließ.

Als sie den Garten des Schützenhauses betraten, fanden sie ihn schon ziemlich leer. Es war ein gewöhnlicher, ländlicher Wirtsgarten, mit Lauben und Hainbuchen und einigen Kastanien vor der Front des alten Hauses aus Fachwerk.

Die Dämmerung breitete sich schon aus, schwärzlich saß sie in den Lauben und vertuschte die Leute, die da noch saßen, zu ungewissen Erscheinungen. Aus dem Flur des Hauses glühte Lichtschein, der dort gerade entzündet ward.

Eine feierliche Abendstille lag über dem Bild; satte, bescheidene Feiertagszufriedenheit.

Axel führte die beiden Damen an die Seite des Hauses, wo ein vorspringendes Glasdach und ein Bretterbelag des Bodens eine Art Veranda vorstellten.

Und da saß der Rechtsanwalt Spanier. Es war wirklich ein Zufall. Er hatte diskret sein wollen und nicht gleich am ersten Abend im „Reichsapfel" sich heran-

drängen; er konnte ja auch warten, denn die Bekanntschaft der interessanten Gäste würde ihm nicht entgehen. Nun aber erhob er sich, um sich vorstellen zu lassen, wozu ihn noch obendrein der Platz zwang, den er innehatte: es war der angenehmste, in der Ecke, und konnte eigentlich allein in Frage kommen, wenn man hier speisen wollte.

Die beiden Damen begrüßten ihn voll Freundlichkeit, und Leonie sagte, daß Herr Doktor Wernefeld schon von ihm gesprochen habe. Spanier sah Axel mit beifälligem Lächeln an und dachte: na, loyal ist er doch, der gute Doktor!

Leonie wollte wissen, ob hier auch Spinnen seien oder noch herkommen könnten.

Windlichter wurden gebracht, die unbehelligt vom Abendlüftchen in ihren Glasglocken brannten und den kleinen Tisch erhellten. Spanier bat sich die Erlaubnis aus, daß er bei der Speisenwahl beraten dürfe als alter Kenner der Vorzüge und Schwächen der Schützenhausküche. Leonie scherzte, daß er in dieser Hinsicht einen so vertrauenswürdigen Eindruck mache, daß sie sich blind seiner Wahl füge. Worauf er meinte: „Nur in d i e s e r Hinsicht, meine gnädige Frau? Fragen Sie nur unseren Doktor, ich bin in j e d e r Hinsicht einer der vertrauenswürdigsten Männer der Jetztzeit. Mit welchem Hinweis ich Sie gleich mit meiner Angewohnheit bekannt mache, mich selbst zu loben. Ich muß es, meine gnädige Frau, es ist Prinzip; ich halte es für einen ethischen Mangel, wenn man sein Licht untern Scheffel stellt."

In dem Ton ging es noch ein Weilchen hin und her zwischen Spanier und Leonie. Aber langsam verschob sich die Unterhaltung. Axel hatte das beglückende Gefühl, daß Leonie sich mehr und mehr ausschließlich ihm zuwende, während in der Tat die Gesprächsgruppie-

rung daher kam, daß Spanier sich Carry zuwandte. — Man sprach über keine großen Dinge. In angenehmen und gewandten Formen spielte die Unterhaltung an der Oberfläche vieler Dinge hin, ohne Mühe, ohne Langweile, ohne Erhitzung, fast wie das notwendige Stimmgeräusch, das traulich in die Abendstille hinaustönte.

Der Garten schlief. Und hinter ihm schlief der Wald. Sternenlos war der Himmel.

Der Lichtschein überglänzte die Gesichter.

Spanier sah aus wie das Behagen und die Ritterlichkeit in Person. Carry schien ihm freundlich zuzuhören. Aber auf ihrer weißen Stirn stand eine leise Falte, und ihre Augen schauten immer so gerade in Spaniers Gesicht, als wolle sie sich zwingen, nur ja nicht wo anders hinzugucken.

Leonie hatte ihren Hut abgenommen und sich mit ihren weißen Fingern ein bißchen die Frisur zurechtgerückt. Axel hing mit bewundernden Blicken an dieser schlanken, gepflegten Hand, der das Flimmern edler Steine so gut stand. Er wußte es schon: es waren Ringe, die sie von dem Toten bekommen hatte, zu Geburtstagen, als Erinnerungsgaben, und deshalb wollte sie sie tragen trotz der Trauer.

Sie sagte, sie fände es hier wundervoll, und die schwarze, undurchsichtige Welt rund herum gebe dem Licht etwas Tröstliches.

Oft schaute sie mit strahlenden Augen hinaus in die Finsternis, neugierig, als könne sie in die Geheimnisse des nachtumhüllten Geländes dringen.

Und als einmal eine Katze mit glimmenden Augen unfern schlich, tippte Leonie den Mann am Arm.

„Kann man nicht denken: ein Raubtier? Und ist es nicht wie Tropennacht? Ich sollte mich gar nicht

wundern, wenn im Wald plötzlich was aufbrüllte. Oder ein Menschenschrei . . ."

Die plötzliche Berührung ihrer Hand hatte ihn erschreckt, daß er den Atem anhalten mußte, um sich zu beherrschen. Und ihre Art, auch die einfachsten Dinge mit bunten Vorstellungen zu verknüpfen, machte ihn unruhig.

Welches Leben hinter dieser weißen Stirn? Wie viel Bewegung in diesem schönen Geschöpf . . .

War ihr Mann von diesem Überreichtum aufgezehrt? Hatte er seine Kräfte abgehetzt, um ihr immer zu folgen? . . .

Carry sagte, daß man aufbrechen müsse, und stand schon auf, um ins Haus zu gehen, für sich und Leonie zu zahlen.

Der Weg vom Schützenhaus bis zur Stadt war durch Petroleumlaternen, die auf derbe Pfähle gepfropft waren, gerade so viel erleuchtet, daß man das andere Licht als Pünktchen scheinen sah, wenn man das eine eben im Rücken hatte.

Spanier ging mit Carry voran. Er hatte das mit so viel unzerstörbarer Sicherheit eingerichtet, daß Axel stutzte. War Spanier so loyal? Zu loyal? Wollte ihm so deutlich zeigen: ich komme dir bei der schönen Frau nicht ins Gehege? Der Gedanke ängstigte Axel. Niemand sollte durchschauen, durfte noch durchschauen, was in ihm brannte . . .

Er sprach, benommen von diesem Gefühl, fast gar nichts mit Leonie. Auch sie schwieg. Im gleichen Schritt gingen sie nebeneinander her, als wanderten sie nach einer geheimen Melodie. Sie hörten vor sich die ruhigen Stimmen der beiden anderen.

Wenn sie an einer Laterne vorbeikamen, sah Axel die neben ihm Schreitende an. Und immer richtete auch sie gerade ihren Blick auf ihn.

Es war zuerst wie ein Spiel. Ihre Blicke lachten, es schien, als wollten sie sich nur zum Scherz immer vergewissern, ob auf der hinter ihnen liegenden Strecke auch der Nebenmann nicht abhanden gekommen sei.

Aber das Lächeln erstarb ... während der Schritte von einem Lichtfleck bis zum anderen fühlte Axel nur noch schwüle Erwartung ...

Und er glaubte zuletzt, daß ihre leuchtenden Blicke mehr sagten, als sie selbst ahne ...

Die aufreizende Qual dieser Wanderung ging zu Ende.

Sie waren vor dem Haus angekommen, wo die Frauen wohnten, und man verabschiedete sich voneinander.

Was der nächste Tag für Inhalt haben sollte, wurde noch festgesetzt. Und dann klang ein letztes „Gute Nacht".

Die beiden Männer gingen zusammen weiter und vertieften sich sofort in ein pausenloses Gespräch über eine Kommunalfrage, deren Unwichtigkeit sie noch heute mittag zusammen belacht hatten.

Fünftes Kapitel.

Da Axel jede Ruhe abhanden gekommen war, fürchtete er sich sogar, daß die schöne Frau sich auf dem Nachmittagskaffee der Sanitätsrätin langweilen könne, und ihm war gerade, als würde er sich dann vor Leonie schämen müssen. Dabei dauerte ihn im voraus auch die Sanitätsrätin, die er schon früh die alten, vergoldeten Tassen aus dem großen Schrank auf dem Flur nehmen sah. Und als er mittags heimkam, stand ein Tellerchen mit frischgebackenen Mandelspänen als Probe auf seinem Tisch. So viel Mühe wandte sie daran, seine Freundinnen festlich zu empfangen.

Aber als man dann nachmittags im Garten versammelt war, wo der Kaffeetisch unter dem großen alten

Birnbaum gedeckt stand, da merkte Axel, daß seine Sorgen ganz unnütz gewesen waren. Es zeigte sich, daß Leonie offenbar gar keine Fähigkeit hatte, sich zu langweilen. Sie fand alles bezaubernd. Dinge und Menschen. Sie sagte, im ganzen Haus sei eine so abgeklärte Stimmung, daß man die ganze Seele voll stiller Heiterkeit bekäme. Am allermeisten bewunderte sie aber die Kakteen, davon ein Teil auf dem Fensterbrett der Wohnstube, ein anderer Teil auf einem Blumentritt im Garten an der Südwand des Hauses stand. Sie sagte, sie seien das Symbol der Geduld und Verschlossenheit, und sie könne sich gar nicht vorstellen, daß der alte Herr überhaupt etwas anderes zu züchten imstande sei als eben gerade diese stachlichten, langsam wachsenden, rar blühenden und vornehmen Gewächse.

Schmeer sah und hörte ihr mit wohlgefälligem Lächeln zu und schenkte ihr einen Ableger, den sie nachher voll freudiger Wichtigkeit nach Haus trug, an seinen Besitz den Plan knüpfend, sich auch eine Kakteensammlung anzulegen.

Frau Schmeer war anfangs schweigsamer als sonst. Sie hatte auch Spanier zu dem Kaffee eingeladen, denn sie dachte, „solche Art Damen müssen immer einen Courmacher haben". Und dazu paßte ja der von ihr sehr geschätzte Spanier aufs beste.

Dann aber, als sie beobachtete, daß ihr Schmeer Spaß an der schönen Frau hatte und ihr zusah wie einem fremdartigen hübschen Vogel, dann widmete sie sich Carry. Frau Schmeer als sehr beredsame Natur liebte die Wortkargen, weil sie sich dann selbst ungehinderter aussprechen konnte. Zumal gewannen die Schweigsamen gleich ihr Herz, die den Eindruck machten, als hätten sie viel zu sagen und hielten sich nur zurück. Von Carry dachte sie gleich: das ist eine, die viel denkt

und sich sehr beherrscht. Solche sind gute Zuhörer. Und die mochte Frau Schmeer haben.

Sie dachte, es sei nicht von Übel, die fremden Damen merken zu lassen, daß Axel sich hier sehr glücklich fühle, und daß man ihm nicht etwa exotischen Samen in seinen Garten streuen dürfe. Sie sprach davon, daß es Menschen gäbe, die gewissermaßen so etwas an sich hätten und mit sich brächten wie Parfüm, das die Luft süßer und schöner zu machen scheine, ihr aber im Grund nur unmerklich ihre Reinheit nehme.

Spanier, der in der vollendeten Haltung des abgeklärten und für das friedliche Familienleben geradezu reifen Mannes dabeisaß, sah gespannt Carry Forsting an, was die zu diesen Anzüglichkeiten denken möge. Fremde konnten ja unmöglich die alte Schmeer verstehen . . .

Aber Carry verstand ganz gut, daß das Leben der alten Frau die Gewohnheit anerzogen hatte, alle Vorgänge mit einem gesprochenen Kommentar zu begleiten. Einmal sprach sie dazwischen: „Er hat uns etwas Schönes gesagt — daß er vollkommen befriedigt von seinem Wirken hier ist. — Vielleicht, dereinst, hofft er zu werden, was der alte Herr der Bevölkerung war . . .“

Die Alte sah der Jungen scharf in die Augen. Carry begegnete dem Blick. Und es war in ihrem Ausdruck etwas, das die Frau verstummen ließ . . .

Natürlich nur für ein paar Augenblicke. Dann lief das freundliche, greise Stimmchen wieder eifrig von der endlosen Rolle der Gesprächigkeit ab. Und das kluge, feine, alte Gesicht verklärte sich fortan beinahe in Zärtlichkeit, wenn sie sich zu Carry wandte. —

Am anderen Tag sollte die Tour nach dem Hochtal und auf die nächste der Bergkuppen gemacht werden.

Es verstand sich schon von selbst, daß Spanier mit dabei sein mußte. Nicht nur, weil Axel noch nicht dort oben gewesen war und den Weg nicht kannte. Es sollte eine Nachmittagspartie sein. Wenn in der Stadt etwas Besonderes im Patientenkreis vorfiele, wollte Schmeer seinen jungen Nachfolger vertreten.

Leonie sagte, daß sie vor Spannung, ob das Wetter gut bleiben werde, gewiß nicht schlafen könne, und daß sie sich wie ein Kind freue. Sie sei ja noch nie auf einer Höhe gewesen — nicht auf der allerwinzigsten.

„Und diese Frau," dachte Axel mit glücklichem Erstaunen, „diese Frau habe ich für eine verwöhnte Weltdame gehalten — mich gefürchtet . . . eine Blume macht sie glücklich, ein bescheidener Ausflug ist ihr ein Ereignis . . ."

Spanier und Frau Schmeer zeigten sich fast ungläubig. Aber mit großem Freimut sagte Leonie: „O, das erklärt sich ganz einfach. Ich bin sehr armer Eltern Kind. Wir hatten zu Haus nur das Notwendigste. Wir konnten nicht reisen. Mit Mühe und Sorge kam ich auf ein Konservatorium. Papas Chef hatte von meiner Begabung gehört und streckte ein bißchen Geld vor. Ein Bruder von mir, dem's in Amerika leidlich geht, tat auch etwas. Und dann lernte mein Mann mich kennen. Er sah und hörte mich bei einer Aufführung im Konservatorium, zu der er aus Gutmütigkeit gegen den Leiter gegangen war. Nicht, Carry? Er konnte niemand etwas abschlagen. ‚Nein', das war für ihn so was wie ein Nadelstich, den er anderen hätte ins Herz stoßen sollen. Das konnte er nicht."

Ihre Augen schwammen in Tränen.

„Als Frau kam ich aber nie in Gebirgs- oder nur in hügelige Gegenden, weil sich fast unmittelbar nach der Hochzeit bei dem armen Peter das Herzleiden ein-

stellte. Wir reisten immer an die See. Auch nach Paris. Und nach London. Damit ich sehen und hören lerne, sagte Peter immer. Aber noch nie in die Berge."

„Ei!" sagte Frau Schmeer in ihrer zuweilen so ernüchternden Art, „da sind Sie also doch schon recht weit in der Welt herumkomme."

Aber Axel wurde nicht mehr ernüchtert. Seine Seele fuhr schon auf brausendem Gespann zu sehr sonnenwärts — keine kleinen Alltagsgedanken und Worte erreichten ihn mehr.

Leonies Wünsche erfüllten sich. Zwar war der Himmel grau. Aber der Mittagstisch im „Reichsapfel" beschloß einstimmig, daß weder Regen noch Gewitter zu befürchten sei, und Frau Timmermann sprach vom Büfett her aus, daß das Barometer nichts Böses verkünde. Also man könne die Tour wagen.

Doktor Wernefeld und der Rechtsanwalt Spanier gingen zusammen fort, um die Damen abzuholen. Axel trug seinen rehfarbenen Radfahreranzug, der ihn sehr gut kleidete. Auch die stattliche Erscheinung des Rechtsanwalts wirkte mit jugendlicher Flottheit in dem wunderbar sitzenden hellgrauen Touristenkostüm, das von geschmackvollen, diskret gemusterten Strümpfen vervollständigt wurde. Die üppige Wirtin vom „Reichsapfel" sah ihnen förmlich zärtlich nach.

Spanier war in glänzender Laune. Das war er ja eigentlich immer. Aber ganz ersichtlich gab die Gegenwart neuer Menschen und noch dazu so schöner Frauen seinem Wesen mehr Schwung.

Auf dem Balkon stand schon Frau Leonie Forsting und winkte freudig.

Unten im Flur fanden sie Carry, die mit der Majorin das Wetter beriet.

Frau von Bassing jagte vom Morgen bis zum Abend in ihrem kleinen Hausstand herum. Für sie war die Arbeit eine lernäische Schlange, der ewig Köpfe nachwuchsen. Sie fühlte sich aber trotzdem nicht von Carry gestört und tat Putztuch und Petroleumkanne neben die auseinandergenommenen Lampen auf den Flurtisch.

Ihr Kindergesicht rundete sich in Apfelsinenform unter dem graugelben Scheitel heraus. Ein rötliches Näschen stand darin. Jetzt sah das Gesicht vor Unschlüssigkeit betrübt aus. Die eine von den Damen fand das Wetter sicher, die andere unsicher, die eine jubelte vor Freude, die andere wollte offenbar lieber nicht gehen — die Majorin wußte nicht, welcher sie nach dem Mund sprechen sollte, und wollte doch beiden gern zustimmen.

Aber da kam schon Leonie treppab und sagte: „Carry, du willst nicht — das ist das Ganze."

Carry wurde rot und erklärte: „Aber ich bitte dich — warum sollte ich nicht wollen?"

Nun brach man auf. Es machte sich sogleich wie von selbst, daß Spanier mit beredsamen Worten Carry noch über die Wetteraussichten beruhigte und dabei neben ihr blieb. Hinter ihnen gingen Leonie und Axel.

Es war ein wenig schwül. Aber weil die Sonne nicht klar am Himmel stand, konnte sie die Gesichter nicht erhitzen und verbrennen.

Der Wald war auch bald erreicht. Er stand ohne Glanz und ohne Sprache. Hochsommerdunkelheit war im Grün seiner Wipfel. Kein Wind stieß das Geäst und Blätterwerk an. Der Weg, schwarzerdig und festgetreten, führte in Windungen sacht bergan durch das graue Heer der Buchenstämme. Es stand auf übergrüntem Boden, aber um seine Kniee spielte nicht der junge Nachwuchs des Unterholzes.

Solange die Steigung bescheiden blieb, kam Leonie von einem Erstaunen ins andere, was das Bergklettern doch für ein bequemes Vergnügen sei. Spanier scherzte und fürchtete, die Ausläufer des Mittelgebirges könnten größenwahnsinnig werden, wenn sie hörten, daß ein Spaziergang auf ihnen für eine „Gebirgspartie" genommen würde. Carry sagte, daß Leonie schon bald genug den Ernst des Kletterns kennen lernen werde, denn sie gingen von hier nach Caux hoch über Territet; sie habe gerade diesen Platz gewählt, damit Leonie gleich von der Schweiz den überwältigendsten Eindruck empfange.

„Bei allem, was Carry tut, denkt sie zuerst an mich," sprach Leonie, „kann ich mir einen besseren Vormund wünschen?"

Und mitten auf dem Weg gab sie Carry einen Kuß auf die Wange.

Axel sah es mit tiefer Herzensfreude. Daß Leonie sich niemals beengt fühlte durch Carrys Verstand und Fürsorge, stellte wohl beiden Frauen ein glänzendes Zeugnis aus. Trugen und ertrugen sie einander so aus echter Liebe, oder um des Toten willen?

Diese letztere Frage stellte sich auch Spanier, sonst aber dachte er: es muß ja keine Kleinigkeit für dies klare, warme Wesen sein, solchen bunten, umherflatternden Vogel immer neben sich zu haben.

Allmählich verlor der Weg seine Harmlosigkeit. Halbentblößte, uralte Wurzeln gleich abgenagten Knochen, die quer über ihn sich hinzogen, machten ihn stellenweise fast zur Treppe.

Und Leonie fragte mit einem kleinen Seufzer, ob es noch weit sei, was ihr die drei Weggenossen mit einem Lächeln beantworteten. Dies forderte aber ihren Stolz heraus, und sie verschwor sich, nicht zu ermüden, und

wenn es wirklich noch eine Ewigkeit dauern solle, bis man das Hochtal und von ihm aus den Gipfel erreiche. Nur solle man sich nicht zu viel um sie bekümmern, sondern so unbeachtet als möglich sich in ihrem Debüt versuchen lassen, und wenn sie noch so sehr Nachzügler bleibe.

„Also voran, gnädiges Fräulein!“ mahnte Spanier, der sich bei dieser Gelegenheit von einer jugendfrischen Elastizität zeigte, die Axel bewundern mußte. Es war demnach keine bloße Theorie von Spanier, wenn er sagte, es sei sein Grundsatz: ein Mann müsse sich nie in eine Situation begeben, die er nicht mit Eleganz beherrsche.

Carry sah sich doch ein wenig zögernd nach Leonie um. Aber Axel, einem unklaren Gefühl nachgebend, tat, als überließe auch er Leonie sich selbst und folgte den beiden Voranschreitenden. An der nächsten Biegung aber blieb er schon stehen und wartete, bis Leonie herankam.

„Alles Unästhetische ist mir greulich. Ich hasse pustende und erhitzte Menschen.“

„Sie haben recht. Weshalb sollten wir uns zu sehr eilen?“

„Geht's noch lange so weiter?“

„Spanier sagte, noch an dreiviertel Stunden. Dann betritt man die Halde des Hochtälchens und folgt ihr ein Weilchen am Waldsaum entlang, bis dahin, wo ein sehr bequemer Treppenweg auf den Gipfel führt.“

„Also weiter.“

Er ließ sie vorbei. Sie lächelte ihn an, als sie dicht an ihm vorüberschritt.

Nun ging er hinter ihr und sah immer ihre mädchenhafte, schlanke Gestalt. Sie trug einen kurzen, schwarzen Rock und eine dünne Hemdenbluse von glanzloser schwarzer Seide. Auf dem Kopf hatte sie ein Matrosenhütchen. Ihr Anzug war also die Anspruchslosigkeit selbst.

Sie stiegen und stiegen immer weiter hinan zwischen den Scharen der grauen Stämme, unter dem Dach ineinandergreifender Wipfel. Und der Wald umgab sie mit verdrossenem Schweigen, als sei er verstimmt, weil keine Sonnenstrahlen ihn putzen wollten.

Und dann auf einmal ward der Hintergrund der Stämme lichter. Noch einige Minuten und man befand sich auf der Halde, die sich wie eine Riesenrinne zwischen den zwei bewaldeten Kuppen hinzog. Und in der Rinne selbst war der Erdboden noch vielfach gebuckelt. Heidekraut wucherte auf dem moorigen, jetzt ausgetrockneten Grund. Hie und da gab ein Wacholdergestrüpp einen schwarzdunklen, unruhigen Fleck, oder an einer verkrüppelten Birke zitterten die blanken grünen Lederblättchen. Sonst war alles von dem sanften, rosigen Farbenton des blühenden Heidekrauts überzogen.

„Ach," rief Leonie, „das ist hübsch. Aber ich will mich ausruhen. Ja — das will ich — ganz egal, ob Carry und Spanier viel, viel früher oben sind . . ."

Sie ließ sich nieder, streckte sich einfach im Heidekraut aus, warf das Matrosenhütchen hin, wohin es rollen wollte, verschränkte die Arme unter dem Kopf und sah Axel auffordernd an.

Er setzte sich sofort neben sie.

Sie sprachen ein paar Worte über die Zeit, die man bis hierher gebraucht habe.

Der graue Himmel sah voll Schwermut hernieder. Es wurde keine Vogelstimme laut. Das warme Schweigen hüllte die beiden Menschen wohlich ein, fast wie das Bewußtsein eines friedlichen Glücks.

Sie gaben sich ihm hin, solange noch in ihren Gliedern die Müdigkeit von Wegesmühen nachzitterte.

Aber es war nicht die Art der Frau, lange still hinaus-

zuträumen. Sie sah Axel an mit dem ihr eigenen aufleuchtenden Blick, der immer von geheimer Freudigkeit und ungebändigtem Leben zu sprühen schien.

„Hier fühle ich mich unaussprechlich wohl."

„Ist es nicht ein wenig die Stimmung von Brahms' ‚Feldeinsamkeit'?" sagte er.

„Keine Spur," rief sie, und in der Lebhaftigkeit des Widerspruchs rappelte sie sich mit ungenierten Bewegungen wieder auf aus ihrer liegenden Stellung und kam in eine knieende. „Bei der ‚Feldeinsamkeit' denk' ich an eine herbstliche Wiese mit weiter Ferne. Dies ist hier enger und doch größer, geheimnisvoller, weil Wald da ist und man nicht weiß, wie's hinter den Bergen weitergeht. Fühlen Sie das nicht?"

Axel war bereit, alles zu fühlen und zu sehen wie sie.

„Lieben Sie Brahms?" fragte sie dann.

„Nicht sehr. Liebte Herr Forsting Brahms?"

„Auch nicht sehr," erzählte sie unbefangen, „er liebte am meisten Schubert und von den Neuen Richard Strauß. Am glücklichsten war er, wenn ich aus der ‚Winterreise' sang; er hat sie ganz mit mir studiert."

Axel fühlte, daß er auf dem Wege war, endlich mehr von diesem Mann, dieser Ehe zu erfahren.

„Und sein Lieblingslied?"

Leonie sah hinaus ins Unbestimmte, vielleicht zurück in die Vergangenheit. Ein ernster Ausdruck verklärte sie und offenbarte erst den ganzen Adel ihres Angesichts. Sie kniete immer noch im Heidekraut, und ihre weißen Finger hatten einen hohen Büschel davon umschlossen, als brauche sie Halt.

„Sie kennen das Lied ‚Der greise Kopf'?" fragte sie fast leise. Und begann es anzudeuten:

„Der Reif hat einen weißen Schein
Mir auf das Haar gestreut,
Da glaubt' ich schon ein Greis zu sein
Und hab' mich sehr gefreut.
Doch bald ist er hinweggetaut ...
Hab' wieder schwarze Haare,
Daß mir vor meiner Jugend graut ...
Wie weit noch, bis zur Bahre ..."

Sie brach ab, streckte die Arme aus, wie von einer Sehnsucht überwältigt, und rief: „Ach könnt' ich doch wieder singen!"

„Können Sie nicht — um — um seinetwillen?" fragte der Mann entsetzt.

„Warum nicht um seinetwillen?" sagte sie beinahe erstaunt, „er war glückselig, wenn ich froh war, das Leben genoß, sang. Aber es tut Carry immer noch so weh. Und ich kann ihr doch nicht wehtun. Sie ist immer gut zu mir. Wie eine Schwester. Und so selbstlos. Und für Carry ist es ja auch noch anders," schloß sie in grausamer Treuherzigkeit. „Carry hat dreiundzwanzig Jahre ihren Vater mehr lieb gehabt als alle anderen Menschen. Ich hab' nur vier Jahre zu Peter gehört."

„Sie hat ihn nicht geliebt!" dachte Axel berauscht.

„Natürlich," fuhr Leonie fort und bekam allmählich nasse Augen, „natürlich hab' ich ihn furchtbar lieb gehabt. Er war so gut. Und enorm klug. Und betete mich an. Ach, es war doch schön ..."

„Ich möchte Sie singen hören," sagte er, „ich verzehre mich vor Verlangen danach."

Es blieb ungewiß, ob sein heißer Ton ihr entging oder nicht.

„Das will ich Carry wiedererzählen," sprach sie eifrig, „Ihnen mag sie nichts abschlagen. Dann wird sie sich dreinfinden, daß wir einmal musizieren."

„Ja. Bei mir. Mein Klavier ist gut. O ja, bei

mir. Es geht vortrefflich. Frau Schmeer stellt die Hausfrau vor. Es wird ein Fest für meine Räume sein, wenn Sie darin musizieren . . ."

Sie nickte und war ganz und gar entzückt.

„Sie werden sehen, ich singe da gut. Dies ganze altfränkische, halbverträumte Milieu versetzt mich in Stimmung. Ich verstehe, daß Sie sich hier glücklich fühlen. Auch ich könnte mir kein schöneres Leben denken . . . es ist, als sei man in einer beständigen feierlichen Sammlung — aller Scherz selbst hat was Resigniertes und Reines."

Ihre letzten Worte raubten dem Mann beinahe die Fassung. Er glaubte aus ihnen das Geständnis zu hören, daß sie, ohne vielleicht es selbst noch klar erkannt zu haben, sich sehnte, sein Los, sein Leben zu teilen . . .

Ihm war, als müsse er hinausschreien: „Ich liebe dich, ich vergehe . . ."

Sein überhitztes Blut wollte den letzten Rest von Besinnung überrauschen . . .

Zwischen ihm und dieser Frau stand doch ein frisches Grab . . .

Und eben noch, eben noch schwammen Tränen um den Toten in ihren Augen . . .

Wenn es auch nur Tränen der Dankbarkeit waren . . . Dennoch . . . sie mußten geschont, heilig gehalten werden.

Sie ahnte vielleicht nicht, daß ihr Herz erwacht war — es sie erkennen lassen, hieße vielleicht sie ängstigen — in Unsicherheiten — in schwere Kämpfe stürzen . . .

Er lag im Heidekraut neben ihr, doch mit aufgestütztem rechten Ellbogen — das Gesicht ihr zugewendet, mit den Fingern der Linken nervös in den Blüten spielend. . . . Er sah sie an, unverwandt — mit leidenschaftlichen Blicken . . . von einer ganz tollen Hoffnung

allmählich berauscht . . . von der Hoffnung, daß sie sich und ihn errate, daß sie das erlösende Wort ihm von den Lippen nähme . . .

Denn sie senkte nicht die Lider, sie sah ihn an — Auge in Auge . . .

Er atmete kurz. Er wußte nur noch das eine: er wartete . . .

Auf ein Lächeln — einen Laut — ein Zeichen. . . . Und die Glieder waren ihm schwer vor Begier danach, ihr Gesicht mit seinen Küssen zu verbrennen.

Nun lächelte die Frau — ganz unmerklich lockend — in weicher Hingebung — als sei ihr ganzes Wesen wohlig umschmeichelt von den Flammen, die von ihm zu ihr hinüberwirkten. Und durch ihren Körper ging eine dehnende Bewegung.

„Leonie," murmelte er.

Und zugleich klang es durch die Luft: „Leonie."

Ein heller, klarer Ruf. Und dann ein hallender Ton — eine Männerstimme, die ein Zeichen gab, das die Säumigen mahnen oder die Verirrten rufen sollte.

Das traf den Mann wie ein Wassersturz.

Er warf sich nieder — er versteckte das mit den Händen bedeckte Gesicht im Heidekraut.

Er war erschüttert, und seine Nerven bebten unter dem Zwang, leidenschaftliche Sehnsucht niederringen zu müssen in dem Augenblick, als sie schon alle Fesseln sprengen gewollt . . .

„Leonie!" hallte es abermals. So leicht und weit schwebten die Tonwellen durch die stille, graue Luft.

Axel biß sich auf die Lippen.

Wie hätte er jenen klugen, warmen Blicken begegnen sollen mit dem Bewußtsein: ich vergaß die Schonung für deinen teuren Toten . . .

Nach dem zweiten Ruf entstand eine kurze, atemlose Stille.

Und dann sagte Leonie ganz fröhlich: „Ich bleib' hier. Ich liege hier so wundervoll. Wozu soll ich eigentlich weiter hinaufsteigen. Es ist vielleicht nur enttäuschend, und jetzt kann ich mir denken, es seien da oben hundert Wunder. Ach bitte, lieber Doktor — nicht wahr? Sie gehen ein paar Schritte hinan — vielleicht können Sie Carry und Spanier sehen oder rufen ... ich bleib' hier."

Und sie wühlte ihren Hinterkopf tiefer hinein in die verschränkten Arme, so daß das dunkle Haar sich ganz aufbauschte um ihre weiße Stirn herum. Sie streckte sich auch noch ein wenig, um sich selbst so recht das Behagen ihrer Lage fühlbar zu machen.

Der Mann stand auf, etwas taumelnd.... Er sah sie nicht an ... er fühlte sich wie erschlagen ...

Schwerfällig ging er ein paar Schritte am Waldessaum hinan. Dann rief er mit unklarer Stimme, ihrer kaum Herr: „Hierher ... Hierher ..."

Und ein Jauchzer antwortete ihm. Darauf noch einmal sein Ruf. Dann wartete er — er setzte sich einfach auf den Boden, die Füße im trockenen, von Gras und Kraut bewachsenen Entwässerungsgraben, der den Wald von der Halde schied.

„Hat sie gefühlt, daß ich auf dem Punkt war ..."

„Hat sie gewünscht, ich sollte mich beherrschen, hat sie es nicht gewünscht ..."

Er fühlte: wüßt' ich das, wüßt' ich mein Schicksal.

Alles Warten — alle Zugeständnisse an Welt und Pietät wären ja Kinderspiel — wenn er nur wüßte.

Wie lange er da so saß, wußte er kaum. Es kam ihm auch nicht zur Besinnung, daß er noch zweimal Ruf gegen Ruf hinaussang.

Endlich hörte er Schritte und Stimmen, ganz nahe. Es waren Carry und Spanier, die zurückkehrten.

Er stand auf. Ganz plötzlich kam die Kraft über ihn, das heiterste Gesicht zu zeigen und den Kommenden entgegenzurufen: „Unsere gnädige Frau will gar nicht mehr hinauf — hat sich ins Heidekraut hineingemuschelt, als wär's ein Federbett, und sagt, es sei da zu schön."

Spanier lachte. Er habe sich schon so was gedacht und daher das gnädige Fräulein überredet, umzukehren, nachdem sie schon oben gewesen seien. Fräulein Forsting habe erst warten wollen.

„Ja," sagte Carry, „das konnte ich denn doch nicht denken, weil sie zu neugierig auf da oben war. Obgleich — es ist ganz Leonie . . ."

Dazu lächelte sie nachsichtig, ja fast zärtlich.

Axel fühlte, daß Spanier ihn sehr scharf ansah — er ahnte nicht, wie blaß er war, wie sehr sein Gesicht verriet, daß ein Sturm durch sein Wesen gebraust. Er beantwortete die beobachtenden Blicke des Freundes mit einer abweisenden Miene.

„Wir wollen uns aber beeilen, Frau Forsting ist ja schon zu lange allein — sie hat mich sofort den Herrschaften nachgeschickt . . ."

Es war ja töricht, das so betont zu sagen — er fühlte es gleich. Denn er sah es, in Carrys Blick blitzte etwas auf: Erstaunen? Verdacht?

Und es war ihm peinlich, dies klare Auge in dunklem Glanz aufstrahlen zu sehen — wie im Zorn oder Schreck . . .

Es war immer, als stehe man vor einem Richter.

Nach einigen Minuten sahen sie Leonie. Die stand auf einem Stein und winkte mit der Hand.

Beim Abstieg auf kürzerem, steilem Weg blieben sie

alle vier zusammen. Leonie unterhielt die Gesellschaft und häufte einen heiteren Einfall auf den anderen.

Und der Mann sah es, wie sie mit ihrer Phantasie Besitz von der Welt ergriff, ungezügelt wie ein Kind, mit der königlichen Unbefangenheit eines Kindes, das noch gar nicht weiß, wie die Dinge sich in der Wirklichkeit ausnehmen und aneinanderstoßen. . . . Ja, wie ein Kind oder — ein Genie? —

In sein Entzücken schauerte eine ferne, leichte Furchtempfindung hinein — so unbestimmt und den Reiz dieser Frau nur noch erhöhend, wie etwa die Dämmerung, die zwischen den Bergen aufzusteigen und aus dem Waldesschatten herauszuwirken begann, den Reiz der Landschaft noch vertiefte.

Axel fragte sich, ob jene schwülen Augenblicke vorhin, wo es schien, als wollten alle Seligkeiten des Lebens sie betäuben — ob diese Augenblicke ganz spurlos an ihr vorübergegangen seien. Oder ob dieses lachende Leben so triumphierend aus ihrem Wesen leuchtete, weil sie wußte: ich liebe, ich bin geliebt . . .

Und weil es ihm sein Schicksal bedeutete, glaubte er, was er hoffte.

Durch die Kraft dieser Hoffnung wurde er heiter wie sie, unbefangen wie sie.

Aber in der Nacht, in der Einsamkeit kam die leidenschaftliche Unruhe wieder zurück und erfüllte ihn ganz. Er stand an seinem Schreibtisch und sah lange ihr Bild an. Dann fiel sein Blick zufällig auf die Statuette. Das milde Lampenlicht setzte auf das Bronzekörperchen ein paar feine Reflexe. Das Drängende, Hinstrebende in der Bewegung der kleinen, schlanken Gestalt hatte Axel noch nie so bemerkt wie jetzt in dieser Halbbeleuchtung. Er nahm die Statuette auf und umfaßte das halbnackte

Bronzefigürchen mit liebkosender Hand. Es war kühl und hart, seinem Erz gemäß. Axel wandte es hin und her. Und mit einem Male war ihm, als lächle dies Gesicht, wie Leonie lächelte, als ähnle die Bewegung des Körpers den Linien ihrer Gestalt, wie sie sich im Heidekraut gedehnt. . . . Die Figur wog plötzlich wie heißes Blei in seiner Hand . . .

Er ging zu Bett. Sich trotzig gegen jede Sehnsucht wehrend, holte er nüchterne Gedanken herbei aus allen Ecken und Enden. Und dabei schlief er ein. Die kleine Gestalt auf dem Schreibtisch wuchs, nahm Menschengröße an und wandelte ihr dunkles Erz in Fleisch und Blut und leuchtete in Schönheit durch die Nacht. Leise schlich sie zu dem Mann und küßte ihn mit Leonies Lippen und schmiegte sich in seine Arme . . .

Ein schrillender Glockenton bellte wie ein Hilferuf durch den Raum und hieß den Mann auffahren.

In wenig Sekunden war er in Kleidern und unten an der Haustür. Draußen stand ein halbwüchsiger Junge und flehte weinend: Herr Doktor möge doch sofort kommen . . . das Schwesterchen . . . das Schwesterchen . . . die Mutter fürchte, es ersticke . . . wie die Marie im Vorjahr . . . es sei vielleicht wieder Diphtheritis. Seine bebenden Lippen konnten alles nur stammelnd hervorbringen. Aber Axel wußte ja schon genug . . . er sagte, er komme sofort und ging, um sich fertig zu machen.

Ich stillen Hausflur hallten seine Tritte, und er wußte: jetzt saß die alte Frau im Bett aufrecht und horchte in Sorgen, halb um die arme Kreatur, die da in der Nacht so litt, halb um ihn, weil sie immer sagte, sie hätte sich es nicht gönnen mögen, faul zu schlafen, während ihr Schmeer um seinen Schlaf kam, und jetzt beim „Junge“ gehe es ihr grad so.

Dieser Gedanke an die wachsame Alte war linde wie das Streicheln einer Mutterhand.

Er schritt in die Nacht hinein . . . schwer noch in den Gliedern — in den Nerven noch eine lähmende Erregung . . .

Axel kam an das kleine Haus, wo man seiner wartete. Es lag an einer bescheidenen Nebenstraße, die zu Gärten und ins Wiesengelände führte und hatte um sich einen großen Garten, es ließ sich von drei mächtigen Ulmen beschützen, viel zu majestätischen Wächtern für die schüchterne Bescheidenheit der Stätte.

Axel schritt durch den Vorgarten, der Lichtschein aus den Fenstern bewahrte ihn davor, in die Gemüserabatten zu treten, von deren Ertrag die Leute lebten.

Über den rotgepflasterten Fliesenflur kam er in die Stube. Grelles Licht gleißte von der Lampe her, die auf dem Tisch unterm Fenster stand, kuppellos, damit sie heller den Raum beleuchte.

Eine Frau saß vor dem leeren Gitterbettchen, das Kind hatte sie aus den verwühlten Kissen genommen und hielt es auf ihrem Schoß. Es keuchte mit gedunsenem Gesicht, und seine Augen traten ein wenig hervor. Seine Wangen glühten in blauroter Farbe.

Unfern davon stand der Mann, hilflos in verlegenen Ängsten, wie einer, der gern von Mut sprechen möchte und selbst vor Furcht weinen könnte. Der halbwüchsige Junge saß neben dem kalten Ofen und hielt die Hände gefaltet, als habe man ihn eben geheißen zu beten, aber er murmelte nur immer vor sich hin: o Gott . . . o Gott . . . o Gott. Und stierte auf das keuchende Kind, als sähe er den Tod leibhaftig daneben stehen und vergehe vor Furcht, daß der auch ihn hole. Die Frau hatte den Ausdruck einer Wahnwitzigen.

„Zwei sind mir gestorben ... zwei, Herr Doktor ... das Marieche und die Schorschin, Herr Doktor ... im vergangenen Jahr — als der andere Doktor hier war, der wieder fort ist ... grad so haben sie getan — grad so ... Mein Liesche ... mein Liesche ...“ wimmerte sie.

Axel nahm ihr das Kind ab. Er sah, daß es hier hieß, mit dem Tod um ein Kinderseelchen kämpfen. Ernst war sein Gesicht, barsch sein Wort. Kein Laut drang mehr durch den Raum als das röchelnde Atmen des Kindes und die Anweisungen des Arztes.

Der Junge am Ofen verstummte, und der Mann sah wachsam vom Arzt zur Frau, von der Frau zum Arzt, um auf jeden Wink geräuschlos und rasch zu bringen, was man brauchte.

Axel hatte sich nach den Andeutungen des Jungen ganz darauf vorbereitet, einzugreifen, falls es sich in der Tat um Diphtheritis handelte und Serum mitgebracht, um eine Einspritzung zu machen. Zuvor aber hieß es, das Kind von der augenblicklichen Erstickungsgefahr zu befreien. Er brachte das arme Wesen durch mechanische Mittel zum Erbrechen, und die Mutter schrie auf in Angst und Mitleid.

Aber allmählich verlor der Ausdruck der Frau die wahnwitzige Spannung — alles krampfhaft Gesteigerte löste sich in ihr, und ihr Gemüt, matt von Not, wagte eine leise Hoffnung hineinzulassen.

Ihre Hände wurden sicherer, und sie gewann die mütterliche Frauengeschicklichkeit zurück, dem Arzt Beistand zu leisten.

Endlich lag das Kind, frisch gebettet, gebändigt von der nassen Kälte der Einwicklung, von der Atemnot befreit, still da. Axel saß neben dem Bettchen und wartete.

Der Mann, dessen einfache Kraft zerbrochen war

durch die ausgestandene Angst, setzte sich auf den Rand des großen Ehebetts an der anderen Stubenwand; hinter ihm bauschten sich die blau-weiß gewürfelten Federbetten auf.

Am Tisch bei der grellen Lampe hockte auf einer Stuhlkante die Frau. Sie hatte die Ellbogen aufgestützt, und ihr Gesicht in den Händen, weinte sie leise . . . vielleicht wieder um die ihr schon Genommenen . . . vielleicht weil die Hoffnung sie rührte . . .

Einmal stand Axel auf und setzte sacht die Kuppel über das Lampenglas und öffnete dann ein Fenster, die dünne, dürftige Tüllgardine, die es zierte, zusammensteckend, damit Nachtfalter und Fledermäuse nicht hereinhuschten. Darüber hob dann die Frau ihr Gesicht und trocknete ihre Tränen.

Sie sah den Arzt an. Axel nickte ihr zu — herzlich, ermutigend.

Und der Blick aus den Augen der wunden Frau traf ihn wie ein Segenswunsch.

Als er nach mehr als anderthalb Stunden das kleine Haus verließ, konnte er hoffen, daß diesen oft beraubten Menschen das letzte Töchterchen erhalten bleibe.

An der Gartenpforte stand er still, um sich eine Zigarette anzuzünden.

Ihm war so zufrieden zu Sinn. Vergessen war alle heiße Unruhe und überwunden der schwüle Tag und Traum.

Er sah zurück und zum Himmel auf: schwarz und schwer die Nacht und in ihrer Dunkelheit noch schwärzer die dräuenden Wipfel der mächtigen Ulmen über dem kleinen Häuschen.

Aber aus dem Fenster dieses Häuschens winkte das Licht hinaus in die Nacht — und ihm wurde es wie ein

Symbol — ihm war, als sei das sein Stern: das Licht aus der Krankenstube, in die er Trost und Hilfe getragen.

Das Herz weitete sich ihm, so erfüllt war es von Befriedigung und Dankbarkeit. Er genoß eine Feierstunde.

Und so ging er heim durch die Nacht, ein Mann in reichster Harmonie, in glücklichem Einssein mit dem erwählten Beruf.

Sechstes Kapitel.

Nein, gewiß, das wollte Carry nicht, sich überempfindlich dagegen sträuben, wenn Doktor Axel Wernefeld mit Leonie einmal zu musizieren wünschte. Daß er und Leonie es wünschten, lag zu nahe. Carry kannte es längst: wo Leonie nur ein Klavier sah, oder wenn sie hörte, daß jemand singen könne, ließ es ihr keine Ruhe. Gerade an diesem rasch aufflammenden Verlangen hatte der arme, teure Tote sich so gefreut. . . . Ach, woran hatte er sich nicht gefreut! Seine letzten Jahre waren nichts gewesen als eine Anbetung des strahlenden, beweglichen Geschöpfes, das er sein Weib genannt.

Nachdem Leonie gehört hatte, daß Carry es ganz natürlich fände, wenn musiziert würde, bat sie, flehte sie mit zärtlichsten Worten, Carry solle es nur ehrlich verbieten, wenn es ihr doch weh täte.

„Du sagst, Doktor Wernefeld habe dich gebeten. Wie könnten wir ihm etwas abschlagen?“

„Ach, und es ist auch gar nicht in Peters Sinn, daß ich so trübselig verstumme,“ sagte Leonie und wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Gewiß nicht,“ gab Carry herzlich zu, „und ich selbst, wie du weißt, habe so viele Freude durch deinen Gesang. Nur so rasch nach seinem Tod — so in den gewohnten Räumen noch, da hätte ich es nicht gleich er-

tragen — es war ja immer, als müsse er hereinkommen und sich auf seinen Stuhl setzen."

Leonie sah es ganz deutlich vor sich . . . wie der liebe, arme Peter dagesessen hatte in seiner vornehmen Erscheinung; man hätte ihn für einen amerikanischen Milliardär halten können — ja so'n bißchen was Anglo-Amerikanisches hatte er doch gehabt.

Sie vertiefte sich fünf Minuten ganz und gar in die Vergangenheit und weinte wieder an Peters Grab und war gewiß, daß sie beide, Carry und sie, ihn nie, nie, nie vergessen könnten.

Sie hielt Carry umschlungen. Sie weinten zusammen. Die eine, weil sie in ihrer Phantasie Schmerz und Trennung und Tod erschüttert erlebte — bis zur nächsten Minute, wo vielleicht schon wieder ein buntes Bild sich über das Schwarze schob. Die andere, weil sie das erkannte und dennoch dankbar und gerührt diese Tränen auf das ihr heilige Grab fallen sah . . . es waren ja echte Tränen, in ihrer Art . . .

Er, er war immer entzückt gewesen von ihrer Kraft, sich schnell in ein seelisches Erlebnis hineinzusteigern und es stark, aber auch wie im Fluge zu durchleben, so daß es gleich schon wieder hinter ihr lag.

Und er wäre für sich zufrieden gewesen mit diesen Tränen . . .

Als sie sich gegen Abend zum Ausgang rüsteten, fragte Carry: „Was willst du denn singen?"

„Ich habe so auf gut Glück einen Packen Noten zusammengelegt. Auch Duette. Viel hab' ich an Noten ja überhaupt nicht bei mir. Heute abend wird's ja wohl meist aufs Duettsingen herauskommen, ich nehme die Mendelssohnschen mit; 'n bißchen populär muß es sein. Die alten Schmeers sollen doch zuhören und dein Spanier."

„M e i n Spanier?"

„Na ja, wenn du das nicht merkst, daß der dir heillos den Hof macht . . ."

„Mir — m i r? Wirklich? Es gilt mir?" fragte Carry mit einem Ausdruck, den Leonie völlig rätselhaft fand. Sie gab sich übrigens keine Mühe, darüber zu grübeln, sie vergaß es gleich. Carry aber dachte immerfort erleichtert: wirklich, es könnte meinetwegen sein, daß er sich stets neben mir hält? Sie hatte eine qualvolle Furcht gehabt, es sei Gefälligkeit Spaniers für Axel, damit der sich Leonie widmen könne. . . . So bald, nein, so bald sollte sein Weib nicht von seinem Grab fort zu einem anderen gehen . . . das wäre gegen jedes menschliche Gefühl . . .

Dagegen empörte sich ihr Herz . . . ach, und vielleicht nicht allein deswegen. . . . Aber sie entsetzte sich vor dem, was ihre Seele ihr zuflüstern wollte. . . . Nein, dachte sie verzweifelt, nein, nur das nicht! . . .

In Axels Junggesellenstube, dem großen Flügelzimmer im ersten Stockwerk, war alles festlich hergerichtet. Blumen standen in Gläsern, wo sich solche nur hatten hinstellen lassen. Resi, in Sauberkeit, Wichtigkeit und Ungeschicklichkeit so auffallend, daß es möglich schien, sie würde den Haupteindruck des Abends bilden, sollte Tee anbieten. Dann die Musik und danach das Souper in dem zum Speisesaal umgeschaffenen Wartezimmer. Die Wirtin vom „Reichsapfel", die autoritative Vertrauensperson ihrer Mittagstischabonnenten und Stammgäste, hatte sich bereit erklärt, ein nettes kleines Abendessen hinüberzuschaffen und servieren zu lassen, dessen Zusammenstellung sie ihrerseits wieder mit ihrem alten Freund, dem Rechtsanwalt Spanier, besprach.

Die Damen sollten in Frau Schmeers Schlafgemach

ablegen, und die alte Frau wollte schon in Axels Zimmer zur Stelle sein, wenn die Gäste eintrafen. Im Grunde genommen machte ihr dies alles ja Spaß, wenn sie auch mit ein bißchen Kopfschütteln und besonders eifrigen Reden durch die Ereignisse dieser Tage ging.

Und richtig, als die Damen, von Axel auf dem Flur empfangen, den festlichen Raum betraten, war das alte Ehepaar schon da.

Sie zierlich und fein und in einem Seidenkleid von unbestimmter Mode und unauffälligen Farben, das ihr noch mehr heitere Würde gab. Er nachdenklich und klug aussehend, still im Hintergrund wie immer. Und als Leonie gleich darüber scherzte, warum denn der liebe Herr Sanitätsrat sich immer so im Hintergrund halte, fing Frau Schmeer an zu reden. Ja, das bedeute nichts Geringes: Hintergrund sein. Was wäre denn eine Frau ohne einen solchen? Bloß wie eine Gestalt vor freier Luft, ohne jeden Zusammenhang mit der Wirklichkeit. Und bekanntlich erscheine jedes da viel größer. Erst der Hintergrund gebe das rechte Maß und hebe optische Täuschungen auf. In ihre Rede hinein kam der Rechtsanwalt Spanier, dessen elegante und majestätische Männlichkeit der Abendanzug ganz besonders zur Geltung brachte. Frau Schmeer dachte bei sich, daß es gewiß wieder ein ganz neuer Gehrock sei und natürlich mit seidenem Futter.

Carry wurde rot bei seinem Eintritt. Sie hätte darüber weinen können. Aber es kam, weil ihr unglückseligerweise Leonies Behauptung wieder einfiel, die ihr jetzt im Angesicht des Mannes gar keine Erleichterung mehr bedeutete. Aber niemand sah es außer Spanier selbst, der allen Anwesenden zuzulächeln schien und dennoch mit einem ersten, kurzen Blick allein Carry streifte.

Nun kam der große Augenblick für Resi, die mit dem Teebrett erschien. Stier sah sie auf die sechs Tassen, die im Kreis um Zuckerdose und Rahmguß standen. Einige waren zu knapp eingegossen, andere zu voll, und hinsichtlich dieser hatte Resi Todesangst, daß sie überschülpen könnten.

Frau Schmeer konnte es nicht mit ansehen und eilte hinzu. Aber Carry bat herzlich, servieren zu dürfen. Und da bot sie denn den Tee an. Axel und Leonie nahmen ihn ihr fast achtlos ab, denn sie waren schon in die zwischen musikalischen Menschen übliche einseitige Vertiefung geraten und fragten sich, was man alles singen wolle, und Leonie hatte schon gesagt, daß auch sie vor Neugier auf Axels Stimme und Vortrag sich nicht mehr halten könne.

Spanier nahm seine Tasse mit Umständlichkeit vom Teebrett und schaute dabei lächelnd tief in Carrys Augen. Da erglühte sie zum zweiten Male.

Carry setzte sich zu Frau Schmeer auf das Sofa. Der alte Sanitätsrat hatte den Lehnstuhl inne. Und Spanier blieb vorerst hinter dem anderen Lehnstuhl stehen, die wohlgepflegten, langen Hände über die Lehne gefaltet, wartend, beobachtend, sowohl Carry als auch die Musizierenden im Auge behaltend.

Leonie erklärte: sie hätten ausgemacht, jeder von ihnen wolle sich selbst begleiten, und bei den Duetten werde Herr Doktor Wernefeld es tun; Wünsche der verehrten Anwesenden hinsichtlich der Vortragswahl würden gern entgegengenommen und, soweit die vorhandenen Kräfte und Hilfsmittel erlaubten, berücksichtigt.

Die alte Frau nahm die Scherzrede für ein echt gemeintes Angebot und begann gleich eifrig: wenn man sich etwas wünschen dürfe, bäte sie um das schöne Lied, das ihre Mutter immer geträllert, Axel, den sie schon oft

danach gefragt, kenne es leider nicht, aber vielleicht die gnädige Frau. Und sie fing selbst an, sprechend zu singen:

„Bei dem Glanz der Abendröte
Ging ich still den Wald entlang;
Damon saß und blies die Flöte,
Daß mir's durch die Seele drang:
So lala, lala, lala, lala."

Da sie des Rhythmus des Schlusses nicht mehr ganz sicher war, suchte sie ein bißchen herum und probierte diesen und jenen.

Sie hielt den Beginn des Musizierens auf. Axel am Klavier wartete achtungsvoll, bis sie das ganze drollige Lied hergesagt. Auch die anderen hörten still zu. Leonie war geradezu begeistert von der Situation: da saß die alte Frau, und ihr rührendes, klangloses Stimmchen erinnerte an eine eingerostete Spieldose; aus den Teetassen stieg Vanilleduft, und die brennend roten Geranien leuchteten im Lichtkreis der Lampen.

Als das letzte dünne „La, la" verklang, fiel Axel mit brausenden Akkorden ein. Und weil er mit Leonie besprochen hatte, daß sie ihre Zuhörer zuerst mit ein paar Glanz- und Paradesachen gewinnen wollten, sang er mit feuriger Unbefangenheit das Lermontoff-Rubinsteinsche „Gönnt mir goldne Tageshelle, Öffnet mir des Kerkers Nacht".

Er war keinen Augenblick beklommen in dem Gedanken, daß er sich vor einer künstlerisch ausgebildeten Musikerin hören lasse. Bei seinen Kommilitonen, im Sanatorium Mahlmann, zuletzt noch in Berlin im Hause des Geheimrats Mahlmann hatte man ihn immer bewundert, und im „Reichsapfel" hielt man ihn für mindestens ebenso stimmbegabt wie die sämtlichen deutschen Hofopernntenöre.

Das temperamentvolle Lied mit dem scharfausge-

prägten, ohrenfälligen Rhythmus lag ihm obenein besonders gut. Sein Tenor, dem jede weibliche Helle und jede Schärfe fehlte, breitete sich in angenehmer Klangfarbe mächtig vor den Hörern aus und füllte das Zimmer derart, daß man das Gefühl bekam, der Raum sei zu klein für die Stimme.

Er war glücklich, vor der Frau sein bißchen Begabung glänzen lassen zu können — vor der Frau, die er anbetete . . .

Als er geendet hatte, sagte zuerst Spanier: „Bravo — bravo."

Und schon zugleich rief Leonie: „Aber Sie haben ja ein großartiges Material — großartig . . ."

Dieser Augenblick gab Axel die höchste Freude, die er jemals durch sein Talent erlebt. Er kam sich vor, als sei er ein Liebling der Götter.

„Ja," sagte auch Carry, „Sie haben eine sehr schöne Stimme, die wohltut."

Frau Schmeer lächelte ihrem Mann zu, als sei sie es, die man lobpreise.

„Ganz ungewöhnlich," fuhr Leonie fort, „ist, daß Sie gar keine dilettantische Unarten im Tonansatz haben. Es müßte für Kleymann eine Spielerei sein, Sie vollends auszubilden."

„Nun, ich meine, das, was unser Freund kann, bedarf keiner weiteren Ausbildung," sprach Spanier, „für einen Dilettanten kann er viel. Und genug, sich und andere damit zu erfreuen."

„Warum soll er Dilettant bleiben?" rief die schöne Frau.

„Weil ich doch nun mal Arzt bin . . ."

„Warum sind Sie es geworden! Mit d e r Stimme! Aber weiter — weiter — —"

Sie hatte zwischen Axels Noten herumgesucht und

stellte ihm nun Schumanns „Frühlingsnacht“ hin. Gleich danach jubelte des Mannes Stimme durch den Raum.

„Überm Garten durch die Lüfte
Hört ich Wandervögel ziehn,
Das bedeutet Frühlingsdüfte,
Unten fängt's schon an zu blüh'n.
Jauchzen möcht' ich, möcht' ich weinen,
Ist mir doch, als könnt's nicht sein!
Alte Wunder wieder scheinen
Mit des Mondes Glanz herein,
Und der Mond, die Sterne sagen's,
Und im Traume rauscht's der Hain,
Und die Nachtigallen schlagen's,
Sie ist deine, sie ist dein.“

Er sang auch noch die zweite, von Pohl dazu gedichtete Strophe:

„Liebesfrühling blüht im Herzen,
Ziehet ein mit voller Pracht,
Und der bangen Seele Schmerzen
Schwinden wie des Winters Nacht.
Ist's der Lenz mit Zauberwalten?
Ist's der Frühling in der Brust?
Zu der Jugend Traumgestalten
Lockt mich nie gekannte Lust.
Heil'ge Klänge, süße Lieder
Wiegen meine Seele ein,
Und vom Himmel tönt's hernieder:
Sie ist deine, sie ist dein.“

Ihm war, als werbe er mit diesem Lied um ihr Herz, müsse sich ihren Besitz erstreiten mit dem Klang seiner Stimme, müsse jeden Ton in das Feuer tauchen, das in ihm brannte.

Und das hob ihn weit hinaus über sein eigentliches Können. Ihm gelang ein großer Ausdruck und eine herzbezwingende Schönheit des Tons.

Die Zuhörer fühlten sich ganz davon hingerissen. Die alte Frau nickte strahlend ihrem Manne zu. Spanier sogar war über ein ästhetisches Wohlgefallen hinaus ge-

packt, und er sagte zu Carry: „Das ist ja, um verständige Leute in gerührte Toren zu verwandeln — nicht wahr?"

Carry war bleich geworden und antwortete, als sei sie ganz zerstreut, halblaut: „Ja — das sind die Gefahren ..."

Axel aber hörte und sah nichts davon, daß er sein Publikum bezwungen hatte. Er war wie trunken von dem Genuß, zu ihr gesungen zu haben, sich von der Sonne ihrer Begeisterung bescheinen zu lassen. Denn Leonie war begeistert. Ganz und gar.

„Solche Begabung legt Pflichten auf! Sie tun unrecht an sich, Ihren eigentlichsten Beruf zu verleugnen. Der ist: Sänger zu werden! Mit solcher Stimme geht man zur Bühne oder aufs Konzertpodium. Die Kranken in Gerlachshausen zu kurieren, fänden sich wohl hundert für einen Doktor. Aber auf hundert Sänger kommt nur einer mit solcher Stimme. Wo haben Sie die vortreffliche Aussprache her? Gerade in dem Lied sind Schwierigkeiten! ‚Rauscht's' und ‚ist's' ... Tadellos ist die Aussprache. Sie haben entweder sehr gute Lehrer gehabt oder gar keine angeborenen Unarten und Hindernisse in der Kehle."

Axel erzählte, daß er gar nicht viel Stunden gehabt habe, aber in München und Leipzig während seiner Universitätsjahre viel Gutes gehört, und zwar mit offenen Ohren, und dann zu Haus versucht habe, das Gute nachzumachen, sich über die Ursachen des Mißlingens klar zu werden.

„Dann sind Sie eben ein Genie," erklärte Leonie mit Bestimmtheit, „ein Gesangsgenie!"

„Leonie!" sagte Carry flehend.

„So," befahl die schöne Frau, blind und taub für alles außer dem Interesse an dem Talent, das sie im Moment zu „entdecken" glaubte, und das der Welt zu-

zuführen sofort ihr Vorsatz war, „so, jetzt singen Sie uns noch die Grals-Erzählung."

Und sie stellte ihm den schon auf der richtigen Seite aufgeschlagenen Klavierauszug von Lohengrin hin.

Befeuert von ihrer Anerkennung, vor der alle kleinen Erfolge, die er vor Kommilitonen und in Gesellschaften errungen, ganz verblaßten, fing er an „Im fernen Land . . ." Auch jetzt sang er schöner als je, mit dem gesteigerten Vermögen, das die Stunde ihm verlieh. Dennoch erreichte er nicht die künstlerische Höhe wie bei dem Vortrag des Schumannschen Liedes. Er sang ja nicht von Liebe . . . nicht zu ihr, und seinen Ton konnte keine werbende Sehnsucht durchglühen . . . es sollte der Ausdruck sein für wunschlos reines Priestertum.

Carry hörte den Unterschied mit grausamer Deutlichkeit. Die anderen Zuhörer hatten nicht solch geübtes Urteil und hörten auch nicht mit einer vor Furcht bebenden Seele.

Leonie natürlich spürte den stärker hervortretenden Dilettantismus, aber sie hörte von einem ganz anderen Standpunkt aus. Sie war plötzlich von einem geradezu heißhungrigen Berufseifer erfüllt. Es war ja selbstverständlich, daß Axel noch lernen müsse. Sie lernte doch auch weiter. Alle lernen, immerfort, bis zum letzten Atem — Künstler sein, heißt ewig Schüler bleiben! Das hatte Peter Forsting ihr eingeprägt.

Und diese Erkenntnis, diese allein, war vielleicht die einzige, ganz feste Linie ihres Wesens . . .

Dann stand Axel auf. Man sah ihm die hohe Erregung an, in der er sich befand. Spanier beobachtete ihn — mit einem klugen, langen Blick. —

Jetzt endlich, endlich sollte man Leonie hören.

Sie setzte sich ans Klavier. Mit ihren weißen Fingern

blätterte sie ein wenig hin und her, schien unschlüssig und hob dann an mit sanfter Zurückhaltung die Begleitung zu Wagners „Träume“ zu spielen. Mit großer Zartheit sang sie. Ihre Stimme schmeichelte sich durch die Luft — fast keusch — als sei es Entweihung, Stille zu stören…

Die Männer, so verschieden sie auch sonst dieser Frau gegenüberstanden, hatten doch beide das gleiche erwartet. Eine Sensation.

Und nun? Kam denn eine große Enttäuschung? Sie, die uralte Schwester der Erfüllung, die all das heiße Glück nimmt, das die Erwartung gegeben . . .

Von welch geringem Umfang schien doch ihre Stimme. Nur gerade auszureichen für das sanfte Sehnen dieses Liedes.

Peter Forsting hatte gewiß seine Gründe gehabt, die Kunst seiner Frau nicht auf den großen Markt zu bringen, wozu es doch sonst ihn, den Kunstfreudigen, gewiß gedrängt hätte.

Aber nach ein paar Minuten hatte Axel begriffen: ein sehr merkwürdiger Klangreiz war in ihrer Stimme. Und von Ton zu Ton schien sie sich eindringlicher in die Seelen der Hörer hinüberzuspinnen, ohne daß sie wuchs und schwoll. Es war eine seltsame Dunkelheit in ihr, wie in einer Altstimme . . .

Er hörte — hörte . . . er fühlte, wie ihn diese Klänge bestrickten . . . er spürte die vollendete Kunst des Vortrags . . . eine unaussprechliche Wehmut quoll in ihm empor. Aber in die beginnende Rührung hinein flog ihn ein Schauder an. Denn jetzt ward der Vortrag bewegt, die Stimme hob sich zur Kraft heißer Hoffnung:

„Träume! Wie wenn Frühlingssonne
Aus dem Schnee die Blüten küßt,
Daß zu nie geahnter Wonne
Sie der neue Tag begrüßt.“

Und dann verbarg sich dieses kurze, leidenschaftliche Aufglühen wieder in keuschen Zauber — wie von milden Leiden war die Stimme gefärbt, Leiden, die schon getröstet sind von süßem Traum — voll Innigkeit und Ergebenheit war sie, einem leisen, wunschlosen Glück hingegeben.

Leonie hatte geendet und wandte sich ihren stummen Zuhörern zu.

Sie sah wie verklärt aus, wie ein Wesen, das fern von allen heißen Leidenschaften nur Seelenschmerz und Engelsliebe kennt . . .

„War das gut?“ fragte sie Carry, deren Urteil sie kannte und achtete, und deshalb wollte sie gleich wissen, ob sie noch ihr Können beherrsche.

„Es war ausgezeichnet.“

„Hat auch Mühe genug gekostet — Gott, das war ein Studium! Das Lied liegt mir ja eigentlich nicht — paßt nicht recht zu meiner Individualität. . . . Aber Peter sagte immer, ein Künstler muß seine Individualität an den Nagel hängen und für die Dauer der Aufgabe eine andere anziehen können.“

„Also nieder mit Apoll,“ scherzte Spanier, „es lebe der neue Schutzheilige der Kunst, Proteus, der ewig veränderliche Meeresgreis.“

„Ist gar nicht dumm!“ lachte Leonie.

„Paßt auch insofern, als er weissagen konnte. Aller Kunst wohnt Prophetisches inne,“ sagte Axel; er wollte sich ganz frei, ganz unbefangen zeigen. Während doch ein Aufruhr in ihm war, den er kaum noch beherrschen konnte.

Leonie nahm es gar nicht übel, daß ihr niemand außer Carry ein Lob sagte. Sie war es so gewöhnt, daß vor ihrer Kunst die Redensarten verstummten, und kannte eigentlich nur zwei Nachwirkungen ihres Gesangs:

überwältigte, die sich nicht einmal trauten, zu danken, und Sachverständige, die objektiv erörterten.

„Jetzt will ich ein paar Sachen aus der ‚Winterreise‘ singen,“ erklärte sie.

Carry erschrak. Nein, dachte sie dann, wie könnt' ich, wie dürft' ich es ihr verbieten! Gerecht bleiben ... o Gott, gerecht bleiben ...

Nur vor einem Lied zitterte sie — vor einem! Aber das würde Leonie ja auch nicht tun — das nicht ...

Erleichtert atmete Carry auf, denn vom Klavier her klang die düstere Unruhe der Einleitung zum „Rückblick“.

Axel wehrte sich — wie gegen Gefahren. Die dunkle, bittere Verzweiflung des Liedes drang auf ihn ein. Der Ton dieser Stimme war erfüllt von dämonischen Gewalten — sie hielten sich zurück — man spürte sie, ahnend, schaudernd ...

Als sich im weiteren Gang des Liedes der zornige Schmerz in Wehmut wandelte, klangen Töne von wunderbarer Milde durch den Raum. —

Weiter sang die Frau. Lied nach Lied. Zwischen jedem sich und den Hörern kurze Pausen gönnend. „Die Krähe“ und die „letzte Hoffnung“ und den „Leiermann“.

Axel hatte die Hand über die Augen gelegt. Über seine geschlossenen Augen ...

Er litt in namenloser Bitterkeit — ihn überfluteten Glücksstimmungen ohnegleichen — er war ein Bettler — der Reichtum des Lebens erdrückte ihn — er war ein unselig-seliger Mann.

Alles, was in den Liedern war, trug sie durch die Zaubergewalt der Kunst hinüber in seine Seele und ließ es ihn erleben ...

Und in diesen Tumult heißer Wonnen und erschütternder Leiden hinein klang noch wie ein Nachhall, was

sie vorhin gesagt. . . . Seine Bestimmung sei, sich der Kunst zu weihen — dieser Kunst, die auch die ihre war.

Und wieder eine jener Pausen, in denen die entnervenden Erregungen sich zu köstlicher Mattigkeit lösten.

Dann, nach vertieftem Sinnen, hob Leonie an — ein harter, erbitterter Klang schrie auf aus den einleitenden Tönen des Klaviers. —

Aber zugleich erhob sich schon Carry.

„Nein," sagte sie außer sich, „das nicht, das nicht."

Sie war sehr bleich, und ihr Gesicht hatte einen Ausdruck von Schreck und Schmerz.

Jäh drehte Leonie sich auf dem Klaviersessel um und sah Carry an . . .

Mit großen Augen — abwesend — einen Herzschlag lang ganz wie verständnislos. Aber dann sprang sie auf und eilte auf Carry zu, sie umarmend.

„Herz — verzeih — aber mein Gott — ich —"

Beinah hätte sie gesagt, „ich habe es ja im Augenblick ganz vergessen!" Sie bezwang das rasche Wort. Die andere hatte erkannt — auch ohne dies Wort . . .

Ja, Leonie brannte so sehr vor künstlerischer Begier, das Lied zu singen, das selten gesungen, in dem gerade sie ihre Meisterleistung erreichte. So sehr brannte sie darauf, daß sie vielleicht Peter Forsting, sein Leben, sein Sterben ganz vergessen hatte — gewiß aber in dieser Stimmung nicht daran dachte, wie der arme Tote es liebte — wie sie sich einst sein Herz durch dies Lied ersungen, wie er immer von neuem von furchtbarer Erschütterung erfaßt ward, wenn sie es sang.

Denn dies Lied sprach sein Schicksal aus . . .

Die Zuschauer verstanden nicht, was Carry so mit schreckhaftem Schmerz erfüllte, weshalb Leonie so zärtlich bat. „Verzeih." Nur Axel begriff diese Szene.

Er wußte es: das war „Der greise Kopf", den Leonie hatte singen wollen . . . und er verstand es, daß es der Tochter, die den Vater geliebt hatte, sein mußte, als sollten ihres Vaters heiße Leiden hingebreitet werden vor fremden Menschen . . .

Leonie sprach mit einem entschuldigenden Lächeln: „Ich wollte Ihnen gern ‚Den greisen Kopf' vorsingen. Aber das Lied ist mit so viel Erinnerungen verknüpft — es tut Carry noch weh — mir auch — aber anders — gerade wohl tut es mir, das zu singen. Nicht, Carry? Du verstehst das. Und wenn ich mal in die Öffentlichkeit hinaustrete, sagte Peter, das Lied müßt' ich singen, um zu siegen."

„Ja," dachte Carry, „er wollte sein Herz zerreißen lassen, damit sie Triumphe habe."

Spanier begriff sofort, daß dieser Zwischenfall den Abend verderben könne. Da hieß es einen Sprung tun — mitten hinein ins Alltägliche, auch auf die Gefahr hin, für wenig geschmackvoll gehalten zu werden.

„Aber nun, meine gnädige Frau — lieber Doktor: ein Duett. Es ist uns versprochen, vor Zeugen. Ich steh auf meinen Schein. Dafür bin ich Jurist. Ich mache sonst Entschädigungsansprüche geltend."

Leonie nickte ihm dankbar zu. Und dann sang sie mit Axel das Duett von Mendelssohn: „Ach wie so bald."

Sie war aus der Stimmung gekommen, und das Duett sagte ihr sowieso nicht viel. Sie sang frisch darauf los, mit einer unbefangenen Freude nur am schönen Klang. Axel aber fühlte sich emporgetragen von unnennbarem Glück. Ihm war beinah, als sei dies das Vorspiel ihrer Vereinigung.

Später saß man um den großen, runden Tisch, den Frau Schmeer in Axels Wartezimmer hatte tragen lassen.

Es speiste sich ausnehmend gemütlich daran, und die Forellen machten ebenso wie das garnierte Filet der Küche des „Reichsapfels“ Ehre.

Leonie war in der glänzendsten Laune. Alles gefiel ihr wohl. Sie fand Spanier charmant und dachte, es könne ja gar nichts Netteres geben, als daß Carry sich entschlösse, ihn zu nehmen; er war einer von den Männern, die durch angenehme, sichere Formen und geschmackvolle Erscheinung der Frau eine wirkungsvolle Begleitung durchs Leben verheißen. Und ihr selbst würde er gewiß eine Stütze, ein brüderlicher Freund werden und aus Ritterlichkeit nicht bemerken, wenn Carry mal Löcher in ihrem — Leonies — Budget stopfe. Natürlich wollte sie sich selbst ernähren, das war nach wie vor ihr fester Wille. Aber so flink ging das ja leider nicht. Und es hätte doch den Toten im Grab gekränkt, wenn seine Leonie in falschem Stolz „Schwiegermütterchens“ Brot einstweilen nicht geteilt hätte. Ja, gewiß, einen passenderen Mann wie Spanier konnte Carry nicht bekommen.

Sie sonnte sich auch in der heißen Anbetung, die ihr aus Axels Augen entgegenbrannte. Der Gedanke, ihrem Lehrer Kleymann einen so begabten Schüler zuzuführen, belebte sie ungemein. Sie steigerte sich immer mehr in diese Frage hinein und kam Axel gegenüber wiederholt darauf zurück. Sie nannte ihm die Namen einiger zu großem Ruf und Einnahmen gelangten Sänger, die von der Wissenschaft her zur Kunst gekommen seien, und deren Doktortitel sich besonders schmückend auf dem Konzertprogramm ausnehme, wo er immer gleich das Zutrauen erwecke, daß so ein Mann seine Kunst geistig besser beherrsche, als Leute, die von unten heraufkämen, nur durch eine einseitige musikalische Begabung gestützt.

Aus Carry wurde Spanier nicht klug. Viel lebhafter

als sonst nahm sie am Gespräch teil und zählte Axel im scherzenden Ton vor, daß es noch mehr konzertierende Musiker gäbe als Doktoren — Überfülle da wie dort. Vierundfünfzig Konzerte fänden oft in einer Woche in Berlin statt. . . . Und warnte ihn vor der Kunst, wie vor dem „schwarzen Mann". Aber dabei klang ihr Ton mehr erregt als scherzhaft. Und ihr Gesicht blieb blaß, und ihre Augen funkelten so eigen.

Beinahe hätte Spanier denken können, sie sorge sich, daß Axel auf Leonies Phantasterei hineinfalle. Aber das war ja Unsinn. Luftschlösser bezieht man nicht. Die haben keinen Hauswirt, mit dem man solide, abgestempelte Kontrakte machen kann. Das nahm Axel doch nicht ernst. Carry kannte eben Axel nur oberflächlich, wußte nicht, daß er im Grunde ein tüchtiger, nüchterner Mann war, der sich gelegentlich zwar mal ein bißchen überstark begeisterte. So dachte Spanier. Denn er aß doch alle Tage seine Suppe zusammen mit Axel, da lernt man einander kennen . . .

Er fühlte nicht, daß es ein Erraten von Seele zu Seele gibt . . .

Das alte Ehepaar lächelte dazu. Sie wußten genau: ihr junger Doktor war kein eitler Narr. Den verlockte das bißchen Ruhm nicht, der verging, wie die Töne eines Instruments verhallen, wenn es nicht mehr gespielt wird.

Sie ahnten nicht, daß es für ihn heißere Lockungen gab als die der Eitelkeit . . . Daß die Kunst noch Seligkeiten verheißen kann, die größer sind als Eitelkeitsleiden und -freuden . . .

Spät erst, für Schmeers Verhältnisse spät, trennte man sich. Axel und Spanier geleiteten die Damen heim, und dabei kam man zum Nachrechnen: nur ein paar Tage noch hatte man vor sich, dann war der Aufenthalt zu Ende.

„Nur der Aufenthalt . . ." sagte Spanier beziehungsvoll.

Und auf dem Rückweg offenbarte er sich dem Freund. Er nahm, wie er gern tat, dessen Arm. So schritten sie zusammen durch die stillen Straßen. Spanier sprach mit sehr vorsichtiger Stimme.

Es zeigte sich auch, daß er auf irgend eine geheimnisvolle Weise auf das genaueste über die Verhältnisse der Damen unterrichtet war.

„Lieber Doktor," sagte er, „ich würde mir unloyal vorkommen, wenn ich Ihnen nicht anvertraute, was sich mir in diesen letzten Tagen nach und nach aufgedrängt hat. Fräulein Carry Forsting wäre die rechte Frau für mich, und ich denke, mich um sie zu bewerben."

„Was?" fragte Axel gedehnt. Es war der primitivste Ausdruck des Erstaunens. Es kam beinahe heraus, als sei er dumm und stumm vor Verwunderung. Dabei überstürzten sich ihm die Gedanken. Also es war möglich, Carry zu sehen, zu lieben, obgleich sie neben der einen, alle überstrahlenden stand? Seltsam. Und doch gut so. Bequem so. Darum war Spanier stets an Carrys Seite geblieben? Nicht um ihm freie Bahn zu schaffen? Desto besser.

„Sehen Sie mal, lieber Freund," plauderte Spanier vertraulich weiter, „Männer wie ich kommen so schwer zum Heiraten. In seiner ersten Jugend wird man zu verwöhnt, man läßt sich hier aufhalten und da — man krankt an männlichem Größenwahn, fühlt sich zu sehr als Beglücker des Ewigweiblichen. Na, und wenn das überwunden ist, findet man sich eines Tages als zu Erfahrener, zu Kritischer bei dem gefährlichen Vorsatz: Keine oder nur eine, die dem Verstand wie dem Geschmack in gleicher Weise zusagt. Bloß immer geschmack-

voll handeln! Sie wissen, es ist mein Grundsatz. Sagen Sie ehrlich: können Sie sich Fräulein Carry und mich als Paar denken?"

„Ja," sagte Axel, „ausgezeichnet — ein stattliches Paar."

Aber sein Erstaunen wuchs und wuchs, und während er „ja" sagte, regte sich ein abwehrendes Gefühl in ihm.

„Ich bin kein Jüngling mehr, es kann sein, daß ich achtzehn oder zwanzig Jahre älter bin als Fräulein Carry. Aber sie hat bei ihrem Vater gesehen, daß Ehemänner in reiferen Jahren die zärtlichsten Gatten abgeben. Vermutlich würde der Zustand zwischen uns ja temperierter sein, als es der zwischen ihrem Vater und Frau Leonie war; aber Fräulein Carry ist auch eine verschlossene Natur und dürfte keinen Geschmack am Romanhaften haben — worin wir uns ja begegnen. Und kurz und gut: glauben Sie, daß ich Aussichten habe? Sie wissen: ich bin kein übler Frauenkenner. Aber im eigenen Ernstfall versagt gewöhnlich die Sicherheit der Diagnose. Wie ihr Ärzte euch ja auch bei einer lebensgefährlichen Krankheit nicht selbst behandelt."

„Darauf kann ich nichts sagen. Wie soll ich das wissen?"

„Hm," machte Spanier, „ich dachte, daß vielleicht Frau Leonie in ihren vielen Tete-a-tetes mit Ihnen mal ein Wort hätte fallen lassen. . . . Denn eine Heirat Fräulein Carrys wäre ja höchst wichtig für Frau Forsting, die als Gast bei Fräulein Carry lebt . . . Forsting hat ihr nur zwischen zwanzig- und dreißigtausend Mark hinterlassen — eine Lächerlichkeit für die Frau mit den Gewohnheiten . . ."

„Woher wissen Sie das alles?" fragte Axel erstaunt, worauf Spanier mit überlegenem Lächeln sagte: „Mein Lieber — ein Rechtsanwalt weiß immer alles, was er wissen will . . ."

Irgendwie fühlte Axel sich gereizt.

„Nun," sprach er so laut, daß Spanier mahnend mit einem „sch, sch" dazwischenfuhr, „Frau Forsting wäre die Letzte, dagegen zu intrigieren, wenn es sich um Fräulein Carrys Glück handelte. Und wenn sie denn auch auf sich angewiesen sein wird: mit ihrer Kunst kann sie verdienen. Oder sie kann sich wieder verheiraten. Sie wird es — gewiß. Ihr Herz wird ja einmal erwachen . . . sie hat ja Peter Forsting nicht anders geliebt, als nur dankbar, kindlich. Und dann wird ihr zweiter Gatte für sie sorgen . . . sie wird annehmen, wie er es ihr bieten kann . . . sei es auch nur bescheiden. Sie ist eine Natur, die sich in jedes Los findet, auch in ein stilles, friedliches Glück. . . . Sie hat es so oft gesagt, seit sie hier ist . . ."

Spanier ging nicht auf den letzten Teil von Axels erregter Rede ein. Er war ein Diplomat, und das Thema fand er zu gefährlich. Er fühlte nie die Begierde in sich, andere Leute festzuhalten, wenn sie einem Feuerschein nachliefen; er dachte: laß sie nur, wenn sie hinkommen und sehen, es ist bloß ein Strohdiemen, der brennt, so haben sie immerhin die Bewegung gehabt. Er sagte nur in ehrlicher Überzeugung: „Wer spricht denn davon, daß Frau Forsting jemals imstande wäre, etwas gegen Fräulein Carrys Glück zu unternehmen? Nein, Naturen wie die schöne Frau sind zu unruhig und zu warmblütig, um sich auf die Kunst des Intrigierens zu verstehen. Auch wird sie das Vertrauen zu Fräulein Carry haben, daß diese sie nie verläßt, wozu ja auch nur ein Mann von pöbelhafter Gesinnung treiben könnte. Na, und solchen heiratet wieder Fräulein Carry nicht. — Ich wollte nur von Ihnen wissen, ob Frau Leonie irgend etwas von einem etwaigen

Wohlwollen Fräulein Carrys für mich verraten hat. Wenn man, nicht ohne rühmliche Erfolge, zweiundvierzig geworden ist, macht einen die Furcht ein bißchen nervös, der unrühmliche Abschluß könne ein Korb sein."

„Wir haben niemals von Ihnen und Fräulein Carry gesprochen. Aber daß Ihnen eine einen Korb gibt, kann ich mir nicht vorstellen," sagte Axel.

Nein, er konnte es sich wirklich nicht vorstellen. So ein angenehmer, stattlicher Mensch war Spanier. Und die alte Frau Schmeer hatte es ihm erzählt: der war nur nicht dazu gekommen, eine zu wählen, weil zu viele ihn zu gern gewollt. Also ein Mann für die Frauen und von jener Männlichkeit, die erraten läßt, daß sie zwar schwer besiegbar, aber schließlich doch besiegbar ist. Warum sollte Carry ihn nicht nehmen.

Und doch wurde Axel ganz beklommen, wenn er daran dachte. Voll Behagen sprach Spanier weiter.

„Wir passen ja auch in jeder Hinsicht ausgezeichnet zusammen. Nicht daß ihr Vermögen mich reizt. Ich hätte genug ‚Partieen' machen können. Das können Sie sich von selbst sagen. Aber natürlich, eine mittellose Frau würde ich nie heiraten. Meine Einnahmen reichen weit — ziemlich weit — ein braver Mann könnte Frau und sechs Kinder damit durchbringen ohne Last. Ich habe einige Geschmacksrichtungen, die vom braven Mann abweisen und mit deutlichem Finger hin auf das Laster nobler Lebensführung. Ja, so ist es. Es wäre mir gräßlich, wenn ich eines Tages sagen müßte: Frau sei sparsamer, die Kinder kosten zu viel. Oder einem armen Teufel, der in Kämpfen steht, nicht mehr beispringen dürfte, weil sonst das Budget in Unordnung käme. Ich kann's so ausdrücken: meine Einnahmen reichen anderthalbmal für mich, also nicht zweimal — nicht für zwei ..."

„Sie sind heute so beredt wie die alte Schmeer," sprach Axel.

„Wenn ich eben so viel Gescheites vorbringe wie die, bin ich geehrt durch den Vergleich. Schluß: ich bitte, Mann zu Mann, mit offenen Karten in der Hand: geben Sie mir einen Wink, wenn Sie was spüren, ob ich Chancen habe?"

„Ja."

„Das ist ein Wort. Und ich meine, Fräulein Carry, klar, warm, gemäßigt wie sie ist, wird es angenehm empfinden, wenn ich besonnen vorgehe."

„Zum besonnenen Vorgehen gehört Zeit, und die Damen reisen in vier Tagen."

Ruhevoll erwiderte Spanier: „Gerlachshausen ab acht Uhr zehn, Berlin an vier Uhr vierundfünfzig; Gerlachshausen ab drei Uhr sechzehn, Berlin an . . ."

Axel mußte lachen, und das war der erste, freie, glückliche Laut, der sich seit Stunden aus seiner erhitzten Stimmung losrang.

So nahe war man beieinander. Nur ein paar Stunden Eisenbahnfahrt . . .

„Im Oktober zu dem Konzert der gnädigen Frau reisen wir hin," schloß Spanier.

„Und ich bleibe dann gleich da," sagte Axel. Es sollte ein Scherz sein. Aber indem ihm die Worte von den Lippen kamen, verlor er schon alle Unbefangenheit, und er fühlte genau, daß er es aussprach, um auf das Echo zu hören...

„Schön," sprach Spanier, „und wenn Sie dann erst ein verhungerter Sangesbruder sind, dürfen Sie mich anpumpen. Meine Kasse hat feste Prinzipien: für notleidende Korpsbrüder bis zu Beträgen von . . . hm, hm . . . zig oder . . . send; für notleidende Genies bis zum Betrag von fünf M."

„Kein geschmackvoller Spaß,“ sagte Axel gereizt. „Bloß damit Sie mich endlich nach Haus schicken, denn wir gehen hier schon eine halbe Stunde auf dem Kirchplatz hin und her.“ —

Es war nach ein Uhr in der Nacht, als Axel leise aufschloß und vorsichtig über die Fliesen des Flurs ging, die Treppe hinauf und in seine Räume.

Da waren noch die Spuren i h r e r Gegenwart: die Noten auf dem Klavier — die rotglühenden Blumen in den Gläsern —

Er hielt sich keinen Augenblick in diesem Zimmer auf — keinen.

Er ging in seine Schlafstube und in großer Hast in sein Bett.

Wie hätte er schlafen können! Er lag im Dunkeln. Die Fenster standen weit geöffnet. Aber es kam keine Kühle herein. In der schwarzen Nacht schien eine schwüle Unruhe zu vibrieren. Zuweilen huschte unten am Himmel, fern, hinter den Bergen ein flinker Schein und zeigte die schwarzen Formen der Berge vor rötlich glänzendem Hintergrund wie auf einem zweifarbigen Plakat.

In dem Mann gärte eine Unruhe, die sein Wesen fast zersprengte.

Er wünschte sich, daß irgend etwas Erlösendes geschehe. Ein Ereignis, das alle Menschen auf- und zusammentrieb und die ganze Nüchternheit des Tageslebens erwecke, so daß es ihn umfing und die Gedanken erstické.

Daß das rote, zuckende Aufleuchten da hinten sich zum leidenschaftlichen Gewitterbrausen erhöbe und mit dröhnendem Krachen herauf- und einherziehe.

Oder daß irgend eine arme Seele im Jammer körperlichen Leides nach ihm schrie und herauszwang aus dieser stummen Qual.

Aber nichts geschah. Draußen blieb die Nacht in ihrer schweren Stille. Und das Gespenst, das da zuweilen am Horizont rote Lichtarme emporwarf, blieb in geheimnisvoller Ausdauer fern hinter den Bergen bei seiner rastlos-stummen Geisterarbeit. —

Künstler sollte er werden, hatte sie ihm gesagt — sie, die eine so große Künstlerin war und deshalb abwägen konnte, ob er ein Auserwählter sei. Berufen hatte er sich immer gefühlt, immer . . . das waren ja die Kämpfe seiner ersten Jünglingsjahre gewesen. Als er sie ausfocht, hielt er sich an treuer Vaterhand. . . . Vielleicht hatte er sich entschieden, wie er getan, eben weil diese Hand ihn doch mit unmerklichem Druck geleitet . . .

Das durchfuhr ihn . . . nie hatte er an diese Möglichkeit gedacht. Aber kaum dachte er an sie, bekam sie auch schon gleich den Wert einer Wahrheit. Und sie wurde wie ein Magnet: zog alles an, was nun zu ihr in geheimem Zusammenhang stand . . . Ohne des Vaters Beeinflussung, die nur umso wirkungsvoller gewesen, weil sie fast unspürbar war, ohne sie wäre er doch schon damals den anderen Weg gegangen. . . . Er belud seinen toten Vater mit der Verantwortung für die Not dieser nächtlichen Stunde . . . er glaubte sich als Opfer väterlicher Engherzigkeit fühlen zu dürfen.

Wo er sie fand, nahm er so die Farben und malte sich ein Bild zurecht . . .

Ja, sein Vater hatte ihn in diesen Beruf gedrängt. Gewiß, er fühlte sich in vereinzelten Stimmungen zufrieden darin. Es wäre ja auch unmännlich gewesen, nicht immer und immer, wo man auch stand, seine Pflicht zu tun.

Aber war es wohl jemals ganz still geworden in ihm, dies heimliche Sehnen nach der bunten, unruhvollen Welt der raschen Siege, der schnellen Nieder-

lagen. Nach dieser Sphäre des gesetzlosen Wechsels von Nebel und Sonnenschein . . .

Die holde Törin Phantasie kam und nahm ihn an der Hand und führte ihn in ihr glänzendes Land. Und er war sein Lebenlang immer an den Grenzen ihres Gebiets herumgestrichen und hatte dabei gelernt, ihre Sprache zu verstehen, auf ihre zärtlichsten Flüsterworte zu lauschen.

Jetzt nahm sie ihn mit in ihren schönsten, reichsten Garten, in den der Kunst, und ließ ihn die heißen Wonnen der Hingabe an sie kosten. Sie raunte ihm zu, daß er sein werde wie ein Fürst, wenn er die Seelen aller, die ihm zuhörten, zwänge, ihm zu folgen. Daß er mit seinem Lied mehr leidende Herzen erquicken werde als mit all seiner Wissenschaft. Und sie zeigte ihm, daß eine Gefährtin seiner harre, ein strahlendes Geschöpf mit sprühenden, lachenden Blicken — beweglich wie die holde Törin selbst, unerschöpflich wie sie im Reichtum des Wesens.

Weit öffnete sie die Tore ihres Wunderlandes. Er suchte sich gegen den Lichtschein, der von dorther auf ihn zuwallte, zu wehren. Er besann sich. Er sagte sich, daß man Verpflichtungen nicht von sich wirft wie ein ausgelesenes Buch, dessen Inhalt enttäuschte. Er durchlitt alle Beschämung im voraus, die er im Herzen fühlen würde, wenn er der alten Frau gestehen müßte, er wolle den Beruf wechseln. Fest, verzweifelt klammerte er sich an den Vorsatz: ich tue es nicht! Und fühlte, er werde es doch tun.

Alles, was er jemals in nüchternen Stunden über seine Begabung und ihre Grenzen gedacht und erkannt, holte sein Verstand aus seinem Gedächtnis zusammen und wollte damit eine Schutzmauer aufführen.

Vergebens . . .

Er hatte eine Vision . . . die holde Törin hatte Gestalt gewonnen . . . leibhaftig saß sie auf seiner Bettkante, schlank und leicht, ihre perlmutterfarbenen Flügel schimmerten, und ihre Hände hatte sie ums Knie gefaltet. Ein wenig neigte sie das Gesicht zu ihm, und ihre Augen waren wie lauter Glanz. So saß sie zwanglos — gesellig — eine gute, ihm wohlbekannte Gefährtin, und plauderte ihm vor. . . . In ihrem Mund wurden alle Dinge selbstverständlich. Es gab keine Schwere und keine Pflicht, keine Bedenken und keine Scham. Es gab nur das Abenteuer und das Wunderbare. Und nur das allein war das Leben . . .

Er horchte mit heißer Gier. Denn er war ja von denen, die ihre Sprache verstehen . . . .

Als der Tag draußen aufstieg und der Himmel bleich wurde wie eine hellgraue Perle — schimmernd und doch matt, lag der Mann noch immer schlaflos.

Aber im blassen Morgenlicht schien sich alles aufzulösen. Die heiße Unruhe erlosch.

Was ist das für Unsinn, dachte Axel, das tue ich ja nicht, das darf ich doch nicht. Und er drehte sich herum, suchte eine Lage, die ihm noch ein bißchen Schlaf versprach, als habe er sich den nun mit der vernünftigen Einsicht erkauft.

Aber der Schlaf kam doch nicht mehr. Und dem Mann war, als habe er eben so ins Unbestimmte hineingelogen — sich, aller Welt was vorgelogen.

Und plötzlich wußte er — auch in dem kühlen Morgenlicht wußte er es: er würde es doch tun!

Schluß des ersten Bandes.

Preis 50 Pfennig der

Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Band 14.



Die holde Törin.

Von

Ida Boy-Ed.

Zweiter Band.



Alle 14 Tage er[illegible]int ei[illegible] Band.

Man [illegible]

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane
aller Völker.
23. Jahrgang. • Band 14.

Die holde Törin.

Roman von

Ida Boy-Ed.

Zweiter Band.

Stuttgart 1907.
Verlag von J. Engelhorn.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Siebentes Kapitel.

In die Stille des Zimmers hinein drang ganz von fern der Lärm des Straßenlebens. Alle seine Töne waren so sehr durcheinandergemengt, daß er zu einer undeutlichen Musik wurde, in die sich jede Melodie hineinträumen ließ. So hörte er sich angenehm an und verband die Abgeschlossenheit der Stille mit dem brausenden Leben draußen in einer Art, die die Ruhe zum erhöhten Genuß machte.

Auf dem Tisch mitten im großen Zimmer brannte ein Lampenlicht über kunstvollem Fuß, unter orangefarbenem Seidenschirm. Das bißchen Glut im Kamin war nur Dekoration; die milde Wärme im Raum kam von einer Wasserheizung her, deren Rohre unter den Fenstern hinter bronzenen Gittern sich verbargen.

Auf der Chaiselongue lag Carry Forsting, und ihres verstorbenen Vaters wunderschöne Frau stopfte ihr die Kanten und Zipfel einer bunten Decke fest, wo es nur ging: im Kreuz, an den Schultern, um die Füße.

„Warm sollst du es haben," sagte Leonie voll zärtlicher Sorge, „der Doktor meint, es stecke dir doch was in den Gliedern."

„Ach, Unsinn — das bißchen Erkältung."

„Es könnte Influenza werden oder noch Ernsteres. So. Und gleich geb' ich dir heißen lemon quash. Du gehorchst. Nun befehle ich mal!"

Carry lächelte und kam mit ihrer Hand unter der Decke heraus, um der anderen die Wange zu streicheln.

„Wenn du krank wirst, Herzchen, sag' ich das Konzert ab," versprach Leonie.

„Unter keinen Umständen!"

„Unter allen Umständen."

Auf der Schwelle erschien das Stubenmädchen mit der heißen Limonade auf einem silbernen Teller.

Nun mußte die eben so fest eingewickelte Carry wieder ausgewickelt werden, sich ein wenig aufsetzen und die Limonade trinken, was nicht so rasch von statten ging, denn sie dampfte mit heißem Qualm Carry ins Gesicht.

„Wir verschieben das Konzert."

„Das geht ja nicht. Der Saal. Das Orchester. Und Herr Baranowitsch!"

„Der sucht sich eine andere Solistin."

„Bis übermorgen?"

„Hundert!" sagte Leonie.

Carry seufzte. Hoffentlich war ihr bis übermorgen wieder besser. Sie hatte es ein bißchen im Hals, ein bißchen im Kopf und in allen Gliedern. Nur eben gewissermaßen lauter Andeutungen. Aber Leonie bestand darauf: es mußte gleich zum Doktor Strauß geschickt werden, denn sie sah im Geist schon Carry mit Scharlach oder Typhus in Lebensgefahr.

Das glühende Getränk war endlich bezwungen, Carry ließ sich abermals fest einwickeln wie ein Paket. Nur Augen und Stirn schauten noch eben gerade aus der Decke. Es wäre schrecklich, dachte Carry, wenn ich in der Tat erkranken sollte. Sie wußte ja: Leonie war im stande, dann alles über den Haufen zu werfen und sich der neuen Situation ganz hinzugeben.

Carry lag ganz still und dachte an die entscheidende Bedeutung, die das bevorstehende Konzert für Leonie und damit auch für sie selbst haben konnte. Errang

Leonie den Erfolg, den alle Welt erwartete, so änderte sich ihr Leben und damit auch ihr eigenes völlig. Carry haßte eine Existenz nach dem Kursbuch und den Lärm, der das Dasein einer von Engagement zu Engagement reisenden Künstlerin notwendig begleitet. Aber sie war entschlossen, es zu teilen. Das letzte Wort eines Sterbenden gebot ihr, Leonie nicht zu verlassen . . .

„Bis sie vielleicht einmal mich verläßt," dachte Carry. Um zu d e m zu gehen, der sie liebt!

Sie schloß die Augen. Der Schmerz dieses Gedankens war so groß, daß sie sich ganz in ihn versenken mußte, um ihn niederkämpfen zu können.

Morgen kam er — wahrscheinlich. Es war seit den Hochsommertagen in Gerlachshausen so verabredet gewesen: wenn nichts dazwischen käme, wollte er mit Spanier am Tage vor der Generalprobe eintreffen. Und was sollte denn dazwischenkommen? Carry fühlte es nur zu deutlich: er würde imstande sein, von einem schweren Krankenbett hinwegzugehen, seine Pflicht in andere Hände legend, nur um Leonie zu sehen . . .

„O käme er nicht," dachte sie, und unter ihren Wimpern hervor quollen Tränen, die sie verstohlen fortwischte.

Leonie aber ging mit unhörbaren Schritten im Zimmer hin und her, legte ein paar dicke Stücke Holz auf die Kaminglut, rückte die beiden Prunkleuchter zurecht, die auf dem Sims standen, sah dabei ein bißchen in den Spiegel, räumte danach allerlei auf ihrem Schreibtisch zurecht und fand endlich so viel Geduld in sich, bei der Lampe am Tisch zu sitzen.

Sie hatte eine kleine Arbeit zwischen den weißen Fingern, ein schwarzes Seidenläppchen und weiße Fäden und ein Schächtelchen mit Silberflittern vor sich auf dem

Tisch. Das sollte ein Pompadour für Carry werden, ein kleines Wunderwerk von Zeichnung und Halbtrauerfarben. Denn Leonie konnte dergleichen in der reizendsten Weise erfinden, und wenn ihr das Fertigmachen schließlich zu langweilig wurde, nahm Carry ihr die Sachen aus der Hand und stickte weiter.

Auch Leonie dachte viel. Rasch und sehr lebhaft malte sie sich aus: Carry würde gewiß krank werden. Sie wollte sie pflegen. Ganz allein. Tag und Nacht. Und anstatt in der prachtvollen Konzertrobe würde man sie im Hauskleid, mit weißer Schürze im Krankenzimmer walten sehen. Oh, sie wollte die liebe, engelsgute Carry, die immer so viel, so viel Geduld mit ihr hatte, pflegen, wie noch nie ein Mensch gepflegt worden war! Endlich einmal eine Gelegenheit, sich dankbar zu zeigen. Und sie war auf dem besten Wege, zu w ü n s ch e n, daß Carry erkranken möge. Sie gefiel sich außerordentlich in der Rolle, in die sie sich eben hineinlebte, und fühlte sich gut und größer als andere Menschen, die nicht im stande sind, Opfer zu bringen.

Das Stubenmädchen, eine elegante Erscheinung im schwarzen Kleid mit weißem Kragen, Manschetten und Häubchen, kam wieder herein und brachte die Abendpost.

Gleich ließ Leonie die Handarbeit im Stich und rief, daß sie alles Carry vorlesen wolle. Carry wandte ein, daß Leonie ihre Stimme schonen solle. Stimme? Ach, das war ja egal. Die Hauptsache war, daß Carry sich auf der Chaiselongue nicht totlangweile.

Heimlichkeiten gab es in Leonies Leben nicht. In schrankenlosester Offenheit teilte sie jedes Erlebnis mit Carry. Seit Leonie nach ihrer Rückkehr aus der Schweiz wieder mehr mit Männern zusammentraf, bei Proben, in Konzerten, in den Ensemblestunden Kleymanns, ge-

schah es zuweilen, daß deutliche Annäherungsversuche an die schöne Witwe gemacht wurden, von der vielleicht auch mancher Mann glaubte, sie sei eine reiche Witwe. Und manch einer hatte es so eilig, daß er nicht das Trauerjahr abwarten wollte, ehe er seine Absichten erkennen ließ. Das behandelte Leonie als „Spaß" und erklärte von sehr hohem Thron herab, wie wohl einer von diesen Typen sich einbilden könne, einen Peter Forsting ersetzen zu wollen! Carry hörte es mit Dank und Zweifel. Denn wer wußte genau, ob diese Haltung durch Vergleiche mit dem Toten oder mit einem Lebenden bestimmt wurden! Vielleicht wußte Leonie es selbst nicht gewiß.

Da waren allerlei Briefe. Aber zuerst kam doch die Abendzeitung daran. Man mußte flink sehen, ob die Agentur auch ordentlich vorarbeitete. Richtig, da im Feuilleton unter der Rubrik „Kleine Kunstchronik" stand die erwartete Nachricht.. Leonie las sie laut durch das Zimmer hin, sich an Carrys Augen richtend, die glänzend aus dem Halbdunkel leuchteten und außer der Stirn eigentlich das einzige Erkennbare von ihr in dem Wust von Decken und Kissen waren.

„Wir machen nochmals auf das Konzert Baranowitsch-Forsting aufmerksam, das ein künstlerisches Ereignis zu werden verspricht. In seinem Vaterland ist Sender Baranowitsch schon rühmlichst bekannt und gilt in weiten Kreisen als der künstlerische Erbe und Nachfolger Rubinsteins. Von einem reichen Mäcen, dem Fürsten Wladimir Lubotin-Konotop, wurden ihm die Mittel zum Studium zur Verfügung gestellt. Alle Erwartungen des kunstliebenden Millionärs sollen durch die Entwicklung, die sein genialer Schützling nahm, weit übertroffen sein. Wie es heißt, hat der Fürst auch in

Berlin Sender Baranowitsch die Wege geebnet, so daß die russische Kolonie, mit der Botschaft an der Spitze, das Konzert sicher zahlreich besuchen wird. Die Sängerin des Abends, Frau Leonie Forsting, eine Schülerin Professor Kleymanns, ist als Künstlerin von Eigenart und selten schönen Mitteln bisher nur bei Wohltätigkeitsgelegenheiten in die Öffentlichkeit getreten. Wer sie bei solchen hörte, konnte nicht im Zweifel bleiben, daß man ihr eines Tages auf dem Konzertpodium im ernsten Wettbewerb um künstlerischen Ruhm begegnen werde."

„Schön!" sagte Leonie etwas spöttisch, aber doch befriedigt. „Sehr im Schatten von Herrn Baranowitsch — findest du nicht?"

„Nun, da er doch eigentlich das Konzert gibt und alle Kosten trägt . . . die sind nicht klein! Denk mal: ein Orchesterkonzert! Und du weißt doch, daß er und sein Gönner eine bekannte große Sängerin haben und hoch honorieren wollten."

„Ja, und gegen die Novize, die umsonst singen will, hatten sie gräßliches Mißtrauen! Na, als Baranowitsch mich aber gehört hatte! Weißt du, was er an seinen Fürsten depeschiert haben soll: Sängerin Forsting Phänomen. Pardon, das hab' ich dir gewiß schon dreimal erzählt. Gott — es freut mich doch. Wo von diesem Erfolg alles abhängt! Ich kann doch nicht ewig dir auf der Tasche liegen!"

„Leonie!"

„Ja, aber mein Konzertkleid bezahl' ich selbst! Es ist doch zweihundert Mark teurer, als es sein dürfte."

„Aber Lonny! Die ganzen Jahreszinsen deines Kapitals reichen ja nicht für das Kleid. Wir wollen gar nicht davon reden."

„Doch, doch. Ich nehm' den Betrag vom Kapital. Es ist sozusagen eine geschäftliche Anlage."

„Daß du dein Kapital angreifst, erlaube ich nie. Es wäre nicht in Peters Sinn."

„Da hast du wohl recht," sagte Leonie; „ach," setzte sie dann rasch hinzu, „es ist auch ebenso nützlich als prachtvoll, ich kann zwei Winter lang darin auftreten. Wenn es nur rechtzeitig kommt! Es sollte doch heute abend abgeliefert werden."

„Es wird schon kommen," beruhigte Carry, „was ist sonst mit der Post . . ."

Leonie zeigte ihr einen ganzen kleinen Packen. Dann las sie der Reihe nach vor: Frau Doktor Strump und Tochter bedankten sich für die Konzertbillette. Desgleichen noch vier andere befreundete Familien. Der Hofschauspieler Lebus und Frau baten die Forstingschen Damen am Abend nach dem Konzert in aller Traulichkeit bei ihnen zu speisen. Ein Photograph bat um Angabe, wann er Frau Forsting in ihrer Konzerttoilette abnehmen dürfe.

„Es fängt an, es fängt an," jubelte Leonie.

Die andere lächelte ergeben vor sich hin.

„Und natürlich ein Brief von Doktor Wernefeld und einer an dich von deinem Spanier," sagte Leonie.

„Nicht immer ‚dein Spanier'," bat Carry. „Ich werde noch verlegen werden, wenn ich ihn wiedersehe."

„Wenn du etwa keinen Gebrauch davon machen willst, daß er dein ist, kann ich dir nicht helfen. Aber dein ist er. Zwischen all den Zeilen all der Briefe, die er dir nach Caux und hierher schrieb, lag er dir zu Füßen."

„Ach, da hat ihn bloß deine Phantasie liegen sehen."

„Dumm eigentlich, daß der Fürst erst am Tag des Konzerts kommt und gleich am anderen Morgen wieder

weiterreist, so daß wir nicht weiter in Verkehr mit ihm kommen können. Das hätte mir fabelhaft viel Spaß gemacht. Ein Fürst! Und Nerven müssen diese Russen haben! So in einer Tour von Paris über Berlin und Warschau nach dem Kaukasus hinunter. Bloß einen halben Tag in Berlin Rast, um seinen Schützling triumphieren zu sehen. Denn es wird ein Triumph. Für Baranowitsch und mich. Aber schade, daß der Fürst nur als eiliger Passant durchreist. Ich hatte mir vorgenommen, daß er mit uns befreundet werden müsse. Denk mal, wie das unseren Gerlachshausener Freunden imponiert hätte, einen Fürsten Wladimir Lubotin-Konotop in unserer Intimität zu finden."

„Ich denke nicht, daß es ihnen sehr imponiert hätte," sagte Carry von der Chaiselongue her. Aber Leonie hörte es gar nicht.

„Wie das klingt. Fabelhaft anziehend! Ein Name, um sich darin zu verlieben! Der hat gewiß finstere Schlösser an den Abhängen der Wolga und mißhandelt seine Leibeigenen, wenn er bei schlimmer Laune ist, und überschüttet sie mit Gold, wenn er gnädig fühlt."

„Die Wolga fließt meistens durch Ebenen, und die Leibeigenschaft ist lange aufgehoben," sprach Carry.

„Schwiegermütterchen, das sagst du! Mir kommt es aber nicht so vor. Eins ist gewiß: Baranowitschs Großmutter ist noch als Leibeigene geboren und soll ein wunderschönes Weib gewesen sein, das Gnade fand vor den Augen des damaligen Fürsten Lubotin."

„Kann sein. Schade, daß von ihrer Schönheit sich nichts auf den Enkel vererbte."

„Gott — ich finde seine Häßlichkeit doch sehr interessant. Er ist so klug-häßlich, daß er schon beinahe wieder schön ist."

„Lies lieber vor, was Spanier schreibt."

„Gucke mal an, also doch vor Neugierde brennend."

Carry hatte „Spanier" gesagt und einen anderen Namen gedacht . . .

Leonie nahm eine majestätisch ritterliche Haltung an, so daß überraschenderweise ein Zug in ihrem Wesen erschien, der an Spanier mahnte. Sie versuchte, auch seine Sprechart nachzumachen.

„Hochverehrtes gnädiges Fräulein! Mit lebhafter Freude sehe ich mir meinen Kalender an. Er meldet mir, daß der Tag meiner Abreise nach Berlin bevorsteht. Seit jenem Augenblick, wo Freund Doktor und ich den Damen auf dem Bahnhof in Gerlachshausen Lebewohl sagen mußten, haben wir eigentlich nur noch kindliche Rechenkünste betrieben. Wir haben nämlich jeden Tag die Zeit gezählt und ausgerechnet, daß es wieder vierundzwanzig Stunden weniger geworden seien.

„Ich wende mich nun ganz besonders an Sie, mein teures Fräulein, um mich Ihrer gnädigen Berücksichtigung zu empfehlen. Denn unsere verehrte Frau Forsting wird mit Freund Doktor voraussichtlich eine derartige musikalische Freimaurerei betreiben, daß ich, der aus dieser mysteriösen Gemeinschaft als ziemlich Unmusikalischer ausgeschlossen, mich ganz einsam und überflüssig fühlen muß, wenn Sie sich nicht meiner gütigst annehmen!"

„Kniet er, oder kniet er nicht?" fragte Leonie amüsiert.

„Ach — laß doch. Lies weiter."

„Mir scheint auch, ich darf schon deshalb ein wenig dreist bitten, bevorzugt zu werden, weil ich nur ein paar Tage bleiben kann, während Freund Doktor ja nun Berliner werden will. Doch! Und nach harten Kämpfen! An die Aufregung der alten Frau Schmeer und den stillen Kummer des Sanitätsrats mag ich gar

nicht denken. Aber Freund Doktor muß ja wissen, was er tut. Ich bin lediglich Zuschauer und Zuhörer geblieben bei diesen Kämpfen, was ebensosehr in meiner Natur lag als in der Natur dieser Kämpfe. Ich habe keine bevormundende Richtung in meinem Wesen, vielleicht ein betrübendes Zeichen von allzu großer Gelassenheit den Angelegenheiten des lieben Nächsten gegenüber. Aber keins von Mangel an Wärme. Das bitte ich herzlich zu glauben."

Carry hörte nicht weiter. Nichts von den ergebenen und vieldeutigen Schlußworten.

Sie richtete sich auf. Sie zitterte vor Erregung.

„Er kommt und bleibt!" rief sie, „von dir gelockt — von dir . . ."

Leonie war ein wenig betroffen, fast verdutzt. Sie erbrach Axels Brief und las ihn erst für sich und wurde ganz rot beim Lesen.

Das war ja nun aber auch. . . . Wer konnte denn gleich denken, daß . . .

„Lies!" flehte Carry außer sich.

Leonie hatte einen ganz stillen Ausdruck bekommen und änderte nun auch unwillkürlich ihre Stimme, als sie las: „Meine teure, gnädige Frau! Am Sechsundzwanzigsten nachmittags kommen wir an und steigen im Hotel ab, wo ich natürlich nur so lange bleibe, bis ich eine Privatwohnung finde. Schreiben Sie uns gleich, ob wir Sie noch am Abend des Sechsundzwanzigsten aufsuchen dürfen, oder ob Sie sich vor der Generalprobe ganz ruhig zu halten wünschen. In letzterem Fall sehen wir uns am Siebenundzwanzigsten morgens nach der Probe in der Philharmonie.

„Wenn Sie noch, bevor ich selbst zu ihm gehen kann, Kleymann sehen, sprechen Sie ihm von mir. Sagen

Sie ihm, daß Sie es sind, die mich zu dem Vorsatz erhebt, mich nun der Kunst zu widmen. Alles, was Sie mir an jenem unvergeßlichen Abend in Gerlachshausen gesagt, ist wie eine Saat gewesen, und in meiner Seele ist aus ihr der starke Mut emporgewachsen zum heiligen Kampf. Und aus jedem Brief, den Sie mir seither schrieben, kam der Sonnenschein, in dem mein Wille sich kräftigte und ihm das Feuer gab, über alle Widerstände hinweg, nur auf das Ziel loszustürmen ... denn im Sturm muß ich's erringen, um bald neben Ihnen zu stehen ... oder doch nicht allzu weit unter Ihnen ...

„Ich lebe wie im Fieber. Die heitere Ruhe wird kommen, sobald die erste Prüfung bei Kleymann hinter mir liegt. Vielleicht auch kommt sie mir, wenn ich Sie wieder singen höre ... Sie ...

„Auf Wiedersehen Axel W."

Leonie wollte gewiß den Brief nicht fälschen, indem sie ihn vorlas. Dennoch aber — instinktiv — milderte sie seinen heißerregten Ton. Sie nahm alles leicht, las ohne ernste Betonung, als könne sie dadurch herausschmuggeln, was sie mit Verantwortung belud. Und das „auf Wiedersehen" schloß sie gleich an die Worte von der Prüfung bei Kleymann.

„Was hast du getan! Was hast du getan!" rief Carry und ging hin und her, die Hände faltend, als könne sie noch mit Bitten aufhalten, was schon im Werk war.

„Ich?" fragte Leonie zwischen Zweifel und Schuldbewußtsein ein wenig unsicher geworden.

„Ja du — ja du!"

Leonie dachte ernstlich nach. Sie wußte im ersten Augenblick nicht so ganz klar, was sie denn damals alles gesagt habe. Es lag so viel dazwischen. Die schöne

Reise. Und dann diese letzten Wochen in Berlin mit dem eifrigen Studium und dem Vorfieber zum Konzert und der neuen Bekanntschaft mit dem häßlichen, genialen Baranowitsch, der aus so fremder, geheimnisvoller Welt kam. Sie erinnerte sich auch nicht sofort daran, daß ihr jedesmal, wenn sie an den Doktor Axel Wernefeld schrieb, der hübsche Abend in Gerlachshausen wieder eingefallen war, an dem sie und er das alte biedermeiersche Doktorhaus mit jubelndem Gesang erfüllt hatten. Und daß sie dann, halb von dieser Erinnerung verführt, halb um ihm, den sie und Carry dankbar verehrten, eine Freude zu machen, jedesmal wieder von seiner schönen Stimme gesprochen hatte und von dem Unrecht, das er an sich begehe, mit solchen Mitteln der Kunst fernzubleiben.

Aber mit einem Schlag stand nun doch alles wieder vor ihr: die niedliche, welke alte Dame im Seidenkleid von verwischten sanften Farben, die stille Kleinwelt rund herum und die rauschende Art, wie der Mann die „Frühlingsnacht" gesungen.

„Ich weiß nicht was du willst," sprach sie eifrig, „warum ist das denn ein solches Malheur? Doktor Wernefeld hat wirklich ungewöhnliche Mittel!"

„Das glaubst du ja selbst nicht! Er sang wie ein geschmackvoller Dilettant. Ich bin überzeugt, daß seine Stimme nicht einen Saal füllen kann."

„Wer kann das sagen. Kleymann ist Meister im Entwickeln der Tragkraft des Tons."

„Und wenn selbst.... Er war doch glücklich in seinem Beruf. Er hatte es uns gesagt."

„Muß doch wohl nicht so ganz gewesen sein. Dann verließe er ihn doch nicht."

„Du hast ihn verlockt! Ihm die Phantasie vergiftet.

Nun verläßt er sein sicheres Brot. Und einen ehrenvollen Beruf."

„Oho! Er kann als Künstler viel mehr verdienen. Schätze! Konnte er das in Gerlachshausen? Und du willst doch nicht sagen, daß es ehrenvoller ist, Arzt zu sein als Künstler? Du — Peters Tochter — meine Nächste — meines Mannes Tochter!"

Sie war ganz flammende Leidenschaft und glaubte nicht anders, als mit des Doktors Vorhaben zugleich die ganze Kunst verteidigen zu müssen. Aber Carry blieb auf der geraden Linie.

„Und wenn er keinen Erfolg hat? In Not und Verzweiflung kommt?"

„Ach, er wird ja nicht!"

„Und wenn er eines Tages dasteht — ohne Beruf — die Türen des einen hat er hinter sich zugeschlagen — im anderen kann er sich nicht behaupten — was dann — was dann? Ich glaube, seine Mittel sind nur bescheiden."

„Wir würden ihn doch nie verlassen," sagte Leonie überzeugt.

„Das ist ja eine Redensart! Die dümmste, die es gibt. So oft — so sinnlos gebraucht," rief Carry und blieb vor ihr stehen. „Was denken sich die, die es sagen? Daß sie geben wollen, wenn einer in Not ist? Ja, kann der andere denn auch nehmen? Und kann er dauernd nehmen?"

„Mal dir doch nicht so was aus! Wernefeld ist sehr begabt. Du sollst mal sehen, der macht seinen Weg. Sei's im Konzertsaal, sei's auf der Bühne."

„Wissen wir nicht von Peter, welch ein Martyrium es ist, Halbkünstler sein mit vollem, kritischem Erkennen! Hat er uns nicht erzählt, was das für Jahre der heimlichen Verzweiflung waren, die er durchlitt, als er be-

griff, seine künstlerischen Mittel seien nicht so groß wie sein künstlerisches Wollen und Verstehen?"

Leonie verstand die ruhige, maßvolle Carry gar nicht. Und das Neue, diese fast noch nie beobachtete Erregung, lenkte sie einen Augenblick von dem Gegenstand des Streites ab.

„Wie bist du aufgeregt! Man könnte fast meinen, Axel Wernefeld ging dich besonders was an. Und dabei habt ihr euch beinahe gar nicht umeinander gekümmert," sagte sie ohne ernstliche Hintergedanken und nur ganz von Erstaunen über Carrys Wesen erfüllt.

Carry stand wie geschlagen. Ihr war, als habe sich ihr eine bleierne Hand auf den Mund gelegt.

In diesem Augenblick kam das Stubenmädchen und meldete die Ankunft der Konzertrobe. Die wurde als ein großer Wertgegenstand, der sie war, im Riesenkarton von einem Diener getragen und von einer Konfektionsdame begleitet.

Alles war vergessen: Doktor Wernefeld und sein kühner Entschluß, der Streit mit Carry und auch Carrys Erkältung und Pflegebedürftigkeit. Durch die ganze Wohnung hin verbreitete sich eine gewisse Aufregung. Das Stubenmädchen half der Konfektionsdame, der gnädigen Frau die Robe anziehen. Die Köchin stand voller Erwartung dabei. Wegen der Wichtigkeit des Vorganges fand die Anprobe vorn im Wohnzimmer statt, wo ja auch in der einen Ecke, sie abschrägend, ein großer Spiegel vom Fußboden bis hinauf zur Decke reichte. Die fünf elektrischen Lichter der Krone, die wie rosige Kelche aus weißen Glasblumen glühten, wurden aufgedreht, auch die Schreibtischlampe und die Beleuchtungskörper neben den Türen.

Der ganze Raum schwamm voll Licht. Und Carry,

deren Kopfschmerzen peinlicher zurückkehrten, nachdem sie in der starken Aufregung sie ganz vergessen gehabt, kauerte auf der Chaiselongue, durch das viele Licht körperlich beleidigt.

Sie sah von weitem der schönen Frau zu, die da vor dem Spiegel stand. Sie dachte an den teuren Toten: der wäre trunken gewesen vor Liebe und Stolz über den Anblick, den die Frau eben bot. Gewiß, das wäre er.

Da Leonie sich noch in Witwentrauer befand, hatte sie sich ein ganz schwarzes Kleid machen lassen. Aber es war von schweren, kostbaren Spitzen, die sich über glanzloser Seide hinbreiteten, und es umschloß sehr eng ihre schlanken Hüften und hatte eine fürstliche Schleppe. Die Mode des Tages gestattete einen erstaunlich tiefen Kleiderausschnitt, und Leonie hatte in naiver Freude an der eigenen Schönheit die Schneiderin davon einen unbedenklichen Gebrauch machen lassen. So leuchteten ihre weißen Schultern, ihr sehr enthüllter Nacken, der obere Teil der zarten Büste, die herrlichen Arme aus dem bißchen Taille wahrhaft strahlend hervor.

Die drei helfenden Frauen standen stumm vor Bewunderung.

Leonie selbst lächelte ihr Spiegelbild an in einem unbefangenen Vergnügen an ihrer Erscheinung.

„Wie stark muß ein Männerherz sein oder wie kalt, um sich hieran nicht zu berauschen," dachte Carry. Und wieder dachte sie an ihren Vater . . .

Sie allein war sein Trost, seine Liebe, seine Freude, sein Lebensinhalt gewesen nach dem Tode ihrer Mutter, nach dem Scheitern seiner künstlerischen Versuche. Ja, sie allein hatte seine Liebe besessen bis zu dem Tag, da er Leonie sah . . .

Carry entsann sich genau ihrer eifersüchtigen Tochter-

liebe! Sie war doch schon erwachsen — fast neunzehn Jahre. Und die, die nun ihre „Stiefmutter" werden sollte, war höchstens ein halbes Jahr älter als sie selbst. Und sie wollte ihren Vater nicht teilen — mit niemand. Aber weil sie verschlossener Natur war und ein maßvoller Mensch, verriet sie damals ihre Eifersucht nicht. Sie hielt sich an den Gedanken: „Ich gehe, wenn ich es nicht ertragen kann!" Und dann war sie nicht gegangen. Denn sie begriff es bald: auf ihres Vaters Liebe konnte sie nie verzichten, sie konnte sich den geliebten Vater aber nur ganz erhalten, wenn sie sich mit dem Dasein dieser Frau abfand.

Mit Eifersucht hatte sie ihr entgegengesehen, mit Mißtrauen und Ungeduld sie in der allerersten Zeit ertragen, und dann — dann mußte sie mitlieben — auf eine nie ganz entwaffnete, immer hellsehende und dennoch opferfreudige Art. Mußte lieben, wie man die Natur liebt: in Freude und Schrecken.

Und nun schien es, als wollten alle Eifersuchtsleiden jener ersten, harten Tage zurückkehren. Anders zwar — aber doch als Eifersucht!

Um des Toten willen? Dessen Wert und Wesen nicht so rasch vergessen werden sollten? Oder um eines Lebenden willen?

Ach, Carry konnte es selbst nicht auseinanderwirren in ihrem Herzen. Vielleicht war das auch gar nicht möglich. Gefühle liegen im Menschenherzen nicht säuberlich sortiert nebeneinander wie verschiedene Farben im Pastellstiftkasten des Malers.

„Na," sagte Leonie vom Spiegel her, „was sagst du?"

„Sehr schön," sprach Carry. Sie konnte es kaum klar sagen. Sie wollte eigentlich fragen, ob das Kleid nicht zu tief ausgeschnitten sei. Aber sie brachte es nicht heraus.

„Laß sie," dachte sie verzweifelt. Sie begriff es so deutlich: gegen die Schönheitsgewalt und das Zauberwesen dieser Frau gab es keine Waffen — keine, als das Erkennen.

Und würden seine Augen wohl den klaren Blick gewinnen zu dieser Erkenntnis? Ehe es zu spät war für ihn? —

Nach diesem Zwischenfall kehrte das Gespräch der beiden Frauen nicht mehr auf Axel Wernefeld zurück. Carry vermied es, weil sie davor zitterte, sich zu verraten. Sie ging früh zu Bett, von der abermals aufwallenden zärtlichen Fürsorge Leonies wie ein Kind zur Ruhe gebracht.

Leonie aber saß noch lange wach. Sie war in der belebtesten Stimmung. Sie fühlte, daß sie blendend aussah in dem Kleid, und freute sich darüber wie ein Kind an neuen und bunten Dingen. Wichtig dachte sie über den Moment ihres Auftretens nach. Davon hing ja viel ab. Der erste Eindruck entschied oft alles. Sie nahm sich vor, langsam durch die Gasse, die das Orchester bildete, nach vorn an die Rampe des Podiums zu kommen, damit nur kein Mensch denke, es sei ängstliche Unruhe in ihr. Sie hatte keine Angst, gar keine.

Was wohl Axel Wernefeld und Spanier sagen würden? Es war doch nett, daß sie extra zu dem Konzert herkamen. Axel war natürlich etwas verliebt in sie. Warum sollte er auch nicht?

Und sie lächelte vergnügt in sich hinein. Es war das Allerförderlichste, was es für den lieben, guten Doktor Wernefeld geben konnte: verliebt zu sein. Kleymann rang so oft die Hände, wenn aus dem Vortrag seiner Schüler und Schülerinnen kein Fünkchen Glut heraussprühen wollte; dann jammerte er: könnte ich

Ihnen doch eine unglückliche Liebe verschreiben wie ein Rezept oder meinetwegen auch eine glückliche, nur Bewegung, meine Kinder, seelische Bewegung! Ohne das keine Vibration. Ja, so lamentierte Kleymann manchmal.

Und Leonie hatte von der Liebe auch nur so eine ungefähre Vorstellung als von einer der Kunst höchst nützlichen, unterhaltenden, seelischen Bewegung. Sie schrieb sich gewissermaßen ein Verdienst zu, weil sie Axel offenbar in eine solche gebracht hatte. „Verliebtheit," sagte Kleymann, „ersetzt oft den göttlichen Funken." Sie, Leonie, habe den von selbst, der erzeuge Flammen, ohne einer Zündschnur zu bedürfen.

Sie wollte sehr gut zu ihm sein. Ein bißchen übereilt war es wohl von ihm, bloß so auf ein „paar Komplimente" hin gleich den Beruf wechseln zu wollen. Aber er hatte doch eine schöne Stimme und viel Talent. Warum sollte nicht aus ihm ein echter Künstler werden? Die Intelligenz dazu besaß er auch. Und alles, was sie an vorteilhaften Verbindungen erlangt hatte oder noch erlangen würde, sollte ihm auch zu gute kommen. Das verstand sich. Dafür wollte sie sorgen. Schade, daß Peter nicht mehr lebte. Das wäre so recht was für ihn gewesen, so jemand zu protegieren.

Carry nahm eben alles zu schwer. Das kam: sie hatte keine Phantasie und kein Tröpflein raschen Künstlerbluts in ihren Adern.

Die liebe Carry. Aber natürlich: wenn Carry wirklich krank wurde, sagte sie das Konzert ab und pflegte die Leidende. Das Opfer würde schwer sein — nach der Anprobe des Kleides schien es schwerer noch — aber es mußte gebracht werden. —

Leonie, die *alles* freudig tat und nur keine Lebensstille vertrug, brauchte aber dies Opfer nicht zu bringen.

Carry war am anderen Morgen wieder wohl, und es ging im Lauf des Vormittags ein Rohrpostbrief an die Herren Wernefeld und Spanier ab, der beide einlud, um sieben Uhr bei Frau und Fräulein Forsting zu dinieren. Carry hatte ihn geschrieben, ein wenig förmlich. Und an Spanier war er adressiert worden, „weil er im Hotel bekannt sei," erklärte Carry unnötigerweise. Sie hatte nur nicht an Axel schreiben wollen. Leonie lachte dazu und dachte sich, daß es Carry eben doch wohl nicht so ganz gleichgültig sei, sich von Spanier verehrt zu fühlen. Einmal hatte ja auch der „Rechte" für sie kommen müssen.

Auch Herr Sender Baranowitsch bekam eine Einladung zu dem Essen. Er verkehrte, seit er in Berlin eingetroffen war, natürlich sehr viel bei den Damen.

Er war auch am Abend der erste Gast. Immer kam er viel zu früh oder viel zu spät und störte so oder so die Ordnung. Heute aber war Carry ihm dankbar dafür. Eine fremde Persönlichkeit erleichterte durch ihre Gegenwart das Wiedersehen mit den Freunden, das Carry fast erdrückend bedeutungsvoll schien.

Baranowitsch hatte noch rasch eine wichtige Besprechung mit Leonie. Im ersten Teil des Konzerts sollte sie eine Arie mit Orchester singen aus einer noch unvollendeten Oper des Komponisten. Ihm war eingefallen, daß da ein bestimmter musikalischer Gedanke noch anders herausgehoben werden könne, und er bat Leonie, ob sie nachher nicht die Stelle zusammen durchgehen könnten, um zu erproben, ob sie als Sängerin sich noch in die veränderte Auflösung der einen Klangfigur finden könne, nachdem sie sich die erste Fassung ganz zu eigen gemacht. Aber Leonie sagte gleich, das mache ihr keine Schwierigkeiten; da sie nie etwas mecha-

Ihnen doch eine unglückliche Liebe verschreiben wie ein Rezept oder meinetwegen auch eine glückliche, nur Bewegung, meine Kinder, seelische Bewegung! Ohne das keine Vibration. Ja, so lamentierte Kleymann manchmal.

Und Leonie hatte von der Liebe auch nur so eine ungefähre Vorstellung als von einer der Kunst höchst nützlichen, unterhaltenden, seelischen Bewegung. Sie schrieb sich gewissermaßen ein Verdienst zu, weil sie Axel offenbar in eine solche gebracht hatte. „Verliebtheit," sagte Kleymann, „ersetzt oft den göttlichen Funken." Sie, Leonie, habe den von selbst, der erzeuge Flammen, ohne einer Zündschnur zu bedürfen.

Sie wollte sehr gut zu ihm sein. Ein bißchen übereilt war es wohl von ihm, bloß so auf ein „paar Komplimente" hin gleich den Beruf wechseln zu wollen. Aber er hatte doch eine schöne Stimme und viel Talent. Warum sollte nicht aus ihm ein echter Künstler werden? Die Intelligenz dazu besaß er auch. Und alles, was sie an vorteilhaften Verbindungen erlangt hatte oder noch erlangen würde, sollte ihm auch zu gute kommen. Das verstand sich. Dafür wollte sie sorgen. Schade, daß Peter nicht mehr lebte. Das wäre so recht was für ihn gewesen, so jemand zu [illegible]tegieren.

Carry nahm eben alles [illegible]er. Das kam: sie hatte keine Phantasie und kein[illegible] [illegible]ein raschen Künstlerbluts in ihren Adern.

Die liebe Carry. Aber [illegible]
lich krank wurde, sagt[illegible]
die Leidende [illegible]
der Anpr[illegible]
aber es [illegible]

Le[illegible]
stille [illegible]

Carry war am anderen [illegible]
es ging im Lauf des [illegible]
an die Herren [illegible]
einlud, um sieben Uhr [illegible]
zu dinieren. [illegible]
förmlich. Und [illegible]
„weil er im Hotel [illegible]
weise. Sie [illegible]
Leonie lachte [illegible]
doch wohl nicht [illegible]
verehrt zu fühlen. [illegible] in
für sie kommen [illegible] mit

Auch Herr [illegible] upt,
ladung zu den [illegible] odell
eingetroffen [illegible] teten

Er war [illegible] eckigem
kam er viel [illegible] en, eine
so die Ordnung. [illegible] unter fast
dafür. Eine [illegible] und blitzten.
ihre Gegenwart [illegible] die man sich
das Carry [illegible] nden, düsteren,

[illegible]
sprechung [illegible] anntschaft mit höch-
sollte sie [illegible] uhr, daß Axel einen
unvollen[illegible] ine „eminente musika-
gefallen [illegible] ar Axel jemand, der viel-
noch [illegible] ienst von seinen — Bara-
[illegible] lt und ein Interpret Bara-
[illegible] konnte.

[illegible] für ihn, was dieser aber kaum
[illegible]

[illegible] t bestem Anstand das übermäßig
[illegible] während der Mahlzeit. Und in

nisch in sich aufnehme, so bleibe sie stets von ihrem Gedächtnis unabhängig, werde nie dessen Sklavin. Baranowitsch zeigte sich wie immer entzückt von seiner Mitarbeiterin. Daß sie auch nebenbei ein sehr schönes Weib sei, hatte er wohl kaum bemerkt. Es gab für ihn nur eine Wichtigkeit: seine eigene Kunst und die Aufgabe, sich mit ihr durchzusetzen.

Die verwöhnte Leonie hatte viel Vergnügen an seiner rücksichtslosen Art und sah sein Benehmen an wie ein amüsantes Schauspiel. Danach zu streben, daß er in ihr auch die schöne Frau erkenne, fiel ihr nicht ein. Dazu war sie zu unbekümmert. Carry hatte es so oft beobachtet, als ihr Vater noch lebte: die junge Frau bereitete ihm niemals die kleinste Verstimmung dadurch, daß sie kokettierte. Sie nahm die Bewunderung der Männer hin wie Sonnenschein: den erzwingt man auch nicht, empfindet ihn aber angenehm, wenn er wärmt.

Alle Augenblicke, während die beiden musikalische Fragen mit höchstem Eifer verhandelten, sah Carry nach der Uhr auf Leonies Schreibtisch. So langsam schob sich der große Zeiger auf sieben. Dann erreichte er sie. Und er war schon ein wenig über sie hinaus, als endlich die Tür sich öffnete und die Erwarteten eintraten.

Obschon sich die ersten Minuten durchaus in dem Rahmen des Freundlich-Konventionellen abspielten, schienen sie Carry doch wie von einem Tumult erfüllt, durch dessen betäubende Verwirrung sie sich nicht zur Klarheit und Freiheit herausarbeiten konnte.

Leonie aber strahlte in reiner Herzensfreude, die beiden ihr so sympathischen Menschen wiederzusehen. Und was Axel betraf, so fand sie ihn sehr verändert: bleich, magerer, und als ob er größere, vielsagendere Augen bekommen habe.

In aufwallendem Enthusiasmus meinte sie, das sei schon der Adel der Kunst, der von seiner Stirn leuchte. In dieser Aufwallung drückte sie ihm innig die Hand und sah ihn glücklich an.

„Willkommen bei uns. Bei uns im Haus. Bei uns in Berlin. Bei uns in der Kunst! Es war der einzige Entschluß, den Sie fassen konnten! Morgen nach der Generalprobe wird Kleymann Sie prüfen.“

Herr Baranowitsch wurde vorgestellt, und wenn Axel etwa im voraus Eifersucht auf den russischen Musiker durchlitten haben sollte, beruhigte dieser Augenblick sein Herz. Sender Baranowitsch war ein kleiner Mann mit verhältnismäßig großem, häßlichem, bartlosem Haupt, das von einem bekannten Bildhauer schon als Modell benutzt worden war bei der Darstellung eines entarteten römischen Imperators. Das Gesicht von speckigem Teint hatte einen großen Mund mit starken Lippen, eine gebogene Nase, die zugleich fleischig war, und unter fast brauenlosen Stirnbogen Augen, die brannten und blitzten. Es war die mächtigste und schönste Stirn, die man sich vorstellen konnte, die über diesen raschblickenden, düsteren, scharfen Augen sich erhob.

Baranowitsch nahm die neue Bekanntschaft mit höchster Gleichgültigkeit hin, bis er erfuhr, daß Axel einen „grandiosen Tenor“ habe und eine „eminente musikalische Begabung“. Von da an war Axel jemand, der vielleicht eines Tages in den Dienst von seinen — Baranowitschs — Werken gestellt und ein Interpret Baranowitscher Lieder werden konnte.

Spanier war Luft für ihn, was dieser aber kaum bemerkte.

Er ertrug auch mit bestem Anstand das übermäßig viele Musiksprechen während der Mahlzeit. Und in

welcher Situation hätte Spanier sich nicht mit bestem Anstand zu betragen gewußt.

Er war einer jener angenehmen Egoisten, die aus dem Bedürfnis nach Behagen alles um sich herum beruhigend und friedlich beeinflussen ohne Vorsatz, nur aus der Abgeklärtheit ihres Wesens heraus. So kam nun auch durch ihn schließlich eine gute, wohltuende Stimmung in die kleine Tischgesellschaft. Carry konnte lächeln und mit voller Sammlung am Gespräch teilnehmen. Axel bezwang seine nervöse Aufregung. Leonie fühlte sich genötigt, ein wenig auf Spaniers Unbildung in musikalischen Dingen Rücksicht zu nehmen.

Es war ein feines, geschmackvolles, kleines Essen, in der Art, wie Peter Forsting es im Kreis von wenigen auserlesenen Gästen bevorzugt hatte. Es stimmte wunderbar zu Spaniers Neigungen, und dies sowie die ganze Wohnung flößten ihm höchstes Wohlgefallen ein, seine Neigung für Carry angenehm noch erwärmend. Wahrlich, es konnte gar nicht besser passen. Und ihre offensichtliche Fassungslosigkeit bei seinem Eintritt hatte mit einem Schlag all sein Lampenfieber zerstreut. Er fühlte: mit Carrys Jawort würde er zurückkehren. Und diese Gewißheit gab seinem Ausdruck Glanz, seiner Unterhaltung ein gewisses stolzes Feuer, so daß er es endlich war, der die Tafelrunde beherrschte.

Baranowitsch verfiel in große Zerstreutheit, den Teller und die Gabeln wischte er mit seiner Serviette ab wie in einer Kneipe. Es wurde ein Fisch aufgetragen. Nachdem der Mann sich bedient hatte, hob er seinen Teller empor, um zu riechen, ob der Fisch frisch sei. Er handhabte Messer und Gabel mit fahrigen Gebärden. Zuweilen vergaß er weiterzuessen und starrte mit einem bohrenden Blick ins Gegenstandslose.

Sie sahen schonend darüber weg, obschon Spanier sich empfindlich dadurch verletzt fühlte, während es Leonie beinahe gar nicht störte.

Einmal fragte Leonie, wie es denn dem reizenden alten Paar gehe, und was sie zu Axels Entschluß gesagt. Da flackerte ein Rot so dunkel über sein Gesicht hin, daß Leonie die Frage bereute. Spanier nahm ihm die Antwort ab. In ernster Haltung, aber voll Objektivität sagte er: „Die alten Schmeers haben eben in den fünf Monaten unseren Freund Doktor wie einen Sohn lieb gewonnen. Das ehrt ihn. Nun verlieren die alten Leute nicht ohne Schmerz, was ihnen noch so überraschend neuen, erfrischenden Lebensinhalt gebracht hatte. Das ist begreiflich. Mama Schmeer hat viele Reden gehalten. Vielleicht zu viele. Das wird ein Fehler gewesen sein."

„Und du," dachte Carry, „du hast vielleicht zu wenige gehalten. Und das war ein noch größerer Fehler."

„Ja," sprach Axel, „ja — zu viel! Ich wurde beinahe mit Lebensweisheit betäubt."

„Die liebe, arme, alte Frau," sagte Carry.

Das klang sehr traurig und sehr vorwurfsvoll. Axel machte eine Bewegung — wie jemand, den ein harter Tadel überrascht und verletzt. Ein rascher Trotz flammte in ihm auf. Er wollte etwas erwidern. Sein Blick begegnete dem ihren.

Sie wußte ja selbst nicht, wie zärtlich und wie kummervoll sie ihn ansah.

Und sein Trotz sank zusammen. Er schwieg.

„Jeder muß den Weg gehen, den ihn sein Schicksal heißt," sagte Leonie.

Eine schwüle Pause entstand.

In sie hinein schlug Baranowitsch mit der flachen Linken auf den Tisch.

„Es muß nach C moll aufgelöst werden," rief er, und mit der Gabel, daran ein Bissen steckte, malte er die Noten in die Luft, dabei mit rauhem Ton eine Klangfigur summend.

„Ja," schrie Leonie beinahe und war begeistert. „Das ist es! Und das mach' ich Ihnen — Sie sollen mal sehen — gerade die Töne, das sind meine Glocken, sagte mein Mann immer . . ."

Carry hob die Tafel auf. Das war immer ihr Amt. Auch zu Lebzeiten Peter Forstings was es immer gewesen, als säße Leonie nicht als Hausfrau, sondern als ein gefeierter Sonntagsgast am Tisch.

„Heute muß es sein — heute — gleich!" dachte Carry, während man im Wohnzimmer umherstand und den Kaffee nahm.

Spanier, als Mann mit Geschmack für Kunstwerke, erbat sich die Erlaubnis, diese und jene Kleinigkeit näher betrachten zu dürfen. Carry führte ihn zu einem Meunierschen Relief und von da zu dem Schreibtischservice von Riemerschmied und dann zu einer Plakette von Fritz Behn. Aber erst als sie ihm ein kunstvoll eingebundenes Buch gab, damit er den köstlichen Einband aus dem Stoff eines alten Meßgewandes bewundere, erst da konnte sie leise bittend sagen: „Ich muß mit Ihnen allein sprechen. Wenn die anderen musizieren."

Sie sah ihn an, mit dunklen, flehenden Augen.

Sein Herz klopfte. Zum ersten Male diesen Augen gegenüber, zum ersten Male in dieser maßvoll bedachten, mit Haltung betriebenen Angelegenheit.

Er verbeugte sich stumm. Die Überraschung legte ihm ihre heiße Hand auf den Mund und hinderte ihn, ein Wort zu sagen.

Was wollte Carry? War dies ein Entgegenkommen

aus ungeduldigem Herzen, das nach dem erlösenden Wort schmachtete? Aber ihre Mädchenhaftigkeit war doch eher herbe als hingebend, und wenn wirklich eine geheime Sehnsucht nach dem Mann, nach der Liebe in ihr war, würde sie verstehen, das zu verbergen.

Die Spannung auf das, was diese Bitte zu bedeuten habe, raubte ihm ein wenig von seiner heiteren und wohlwollenden Überlegenheit, mit der er sonst auf die noch in unruhvollen Zuständen sich abplagende Menschheit herabsah. Sie gab ihm eine angenehme Erregung, und es war, als werde sein Wesen von einem Nachglanz jener rühmlichen Zeit durchglüht, da sein Blick und sein Lächeln zitternden Frauenherzen Gnade bedeuteten.

Er fand Carry anbetungswürdig. Er entdeckte, fast voll Rührung über sich selbst, daß die Ruhezeit, die zwischen seinen Don Juan-Jahren und dieser schönen Gegenwart lag, seinem Herzen Jünglingsfrische und ungeahnt raschen Schlag zurückgegeben hatte.

Leonie erklärte unterdessen ihren Gästen die Wohnung und zeigte Bilder ihres Gatten, und Axel sollte sagen, ob sie nicht vortrefflich seien. Denn es war ja für Leonie längst so, als ob Axel ein uralter Bekannter des armen, lieben Peter gewesen sei.

Ein paar harte Akkorde, die Baranowitsch anschlug, störten die Unterhaltung und riefen Leonie an den Flügel ins Musikzimmer. Das war von dem großen Wohnzimmer durch einen kleinen, hübschen Raum getrennt, in dem die kostbarsten Möbel und die wertvollsten Kunstwerke standen, dem man es aber trotzdem ansah, daß er eigentlich nur als Durchgang benutzt wurde. Durch ihn hin folgte Axel der schönen Frau, die nun Aufstellung neben dem Komponisten nahm. Baranowitsch spielte mit eisernem Anschlag, fest, klar, wie Kapell-

meister und Komponisten pflegen, die nur Gedanken herausarbeiten oder nur den Sänger halten wollen, und denen es auf Schönheit des Klaviertons wenig ankommt. Er zeigte Leonie, was er wollte. Und da sie es sofort begriff, lobte er ihre musikalische Intelligenz gegen Axel. Er wollte auch hören, was Axel könne, und verlangte, daß der vom Blatt weg ein Lied von Baranowitsch sänge. Dagegen sträubte sich Axel, denn er ängstigte sich davor, traute es sich nicht zu und fürchtete, sich eine Blöße zu geben, wenn er daneben sänge. Aber er erklärte sich bereit, die „Frühlingsnacht" zu singen, trotzdem es nach dem Essen sei. So saß denn der kleine Mann, mit der Zigarette zwischen den dicken Lippen, die funkelnden Augen halb geschlossen und schlug die Begleitung zur „Frühlingsnacht" in die Tasten. Axel stand und sang und sah mit verzehrenden Blicken auf die schlanke, schwarze Gestalt. Leonie hatte sich in einen Schaukelstuhl geworfen und die Augen geschlossen.

Sie hörte nicht recht zu. Ihr Hirn verarbeitete, was Baranowitsch ihr vorgespielt. Sie brachte die neue Modulation mit dem Text zusammen. Ja, so lag es ihr viel besser. Das heiße Verlangen, das doch gerade in den betreffenden Worten der Dichtung zum Ausdruck kam, gab nun erst die kleine Umgestaltung der Melodie mit voller Leidenschaftlichkeit wieder. Was doch so ein paar veränderte Töne und Verbindungen bewirken konnten. Vorher war da ein Einschnitt gewesen. Ähnlich jener seltsamen und unverständlichen Pause in „Winterstürme wichen dem Wonnemond", die den Zusammenhang zwischen „uns" und „trennte von ihm" zu zerreißen schien. Leonie sang sich im Kopf vor, wie Baranowitsch es nun gefaßt sehen wollte.

„Lieber in Schuld und Not dein, dein,
Als in stolzer Reinheit allein ..."

Sie fühlte, es würde großartig werden, und lächelte glückselig mit voller Anempfindung an das heiße Verlangen der Musik in sich hinein.

Der Mann aber, der nur für sie sang und seine Blicke nicht von ihr wandte, glaubte, sie lächle so glücklich und so liebessüchtig zu seinen Tönen . . .

Im Wohnzimmer saßen unterdessen Carry und Spanier zusammen.

Als die harten Klaviertöne unter Baranowitschs eisernen Fingern erklangen, ging Carry rasch zurück . . . es war gerade wie eine Flucht. Sie zitterte vor den kommenden Minuten. Sie fühlte, sie würde sich verraten. Sie wußte, sie würde einem liebenswürdigen Mann weh tun, ihm sein ganzes Persönlichkeitsgefühl ins Wanken bringen. Aber es mußte sein. Sie wollte die tödliche Beschämung erleiden. Sie wollte auch unbarmherzig sein. Denn es handelte sich um ein Schicksal . . . Um eines teuren, wertvollen Menschen ganze Zukunft.

Spanier, wie von einem Frühlingsrausch erfaßt und beinahe nervös, genoß die Situation. Er wollte die Musizierenden nicht darauf aufmerksam werden lassen, daß er bei Carry zurückbliebe, und lehnte erst ein paar Augenblicke in der Tür, voll scheinbarer Sammlung zuhörend und den vollkommen Unbefangenen spielend. Gerade wie in vergangenen Tagen, wenn er wußte, daß es galt, ein Einverständnis mit einer schönen Frau zu verbergen. Ach Jugend — Jugend — kam sie also doch noch einmal wieder mit ihren süßen, schwülen Nichtigkeiten . . .

Dann ging er langsam durch das kleine Zwischenzimmer zurück, um zu hören, was sie ihm zu sagen habe, was sie etwa von ihm fordern wolle.

Carry saß auf der Chaiselongue, die linke Hand auf

das Polster gestützt, die Rechte auf die Brust gedrückt: das Bild einer Ängstlichen. Und das gab ihm auf der Stelle mit allen ritterlichen Beschützergefühlen seine Sicherheit zurück.

Fast väterlich war seine Haltung; er setzte sich neben Carry. Auf der sehr langen und sehr breiten Chaiselongue hatten sie beide nebeneinander Platz. Und das Licht aus den gläsernen, rötlichen Kelchen der Glasblumen an der Krone bestrahlte sie auch hier noch taghell, so daß dem Mann, der von Berufs wegen ein Beobachter war, kein Zug im Gesicht des Mädchens zu entgehen brauchte.

Auch aus seiner Berufsangewohnheit heraus fragte er: „Womit kann ich Ihnen dienen."

Aber er sagte es sanft und ergeben, so daß es aus dem Geschäftlichen ins Zärtliche versetzt wurde.

„Mir nicht — nicht mir — Leonie!" sprach sie rasch, „sie hat unverantwortlich gehandelt."

„Ah —" machte er.

„Verstehen Sie recht — unverantwortlich — sie hat wohl kein Organ für das Verantwortliche — man darf ihr nicht zürnen — sie hat etwas von einem Kind — mit ihrer Phantasie verführt sie sich und andere."

Er war nicht wenig neugierig. Solche Klagen erweckten in seinem Juristenhirn sogleich die Vorstellung von etwas Kriminellem: Leichtsinn in Geldgeschichten, unbedachtem Gerede, das als Verleumdung festgenagelt worden war, oder dergleichen.

„Alles läßt sich gutmachen, mein teures Fräulein," sagte er beruhigend, „ich habe erprobt, daß es fast kein Malheur gibt, das sich nicht mit Geld oder mit Beredsamkeit oder mit beiden Mitteln zusammen wieder reparieren ließe."

„Hier bedürfte es nur der Beredsamkeit und gerade der Ihrigen.“

Er lächelte wie zu einer Anerkennung.

„Es handelt sich um Doktor Wernefeld.“

Nun war es ja klar, was sie meinte, und Spanier glaubte auf der Stelle zu verstehen, daß Carry sich gewissermaßen in Leonies Seele hinein verantwortlich fühlte. Das war begreifliche Empfindung. Denn wie man sich auch zu des Doktors Entschluß stellen mochte: fiel der Wechsel des Berufs übel für Axel aus, belud es doch Frau Leonie mit einigen moralischen Lasten.

„Ich glaube nicht, daß mein bißchen Beredsamkeit ihn zurückhalten könnte. Ich habe sie deshalb auch gespart.“

„Daraus mache ich Ihnen einen Vorwurf,“ sagte Carry leidenschaftlich. „Als sein Freund hätten Sie ihn zurückhalten müssen.“

„Freund?“ dachte Spanier, „mein Gott — wir essen zusammen im ‚Reichsapfel‘ . . .“

Aber immerhin, er mochte Axel gern, und die Gefahr, in der er ihn sah, tat ihm ehrlich leid. Es war ja eine doppelte Gefahr. . . . Ob Fräulein Carry das wohl ganz erkannte? Ob sie deswegen sich so über die Sache aufregte? Gewiß, gewiß, ihr war das nachzufühlen. Er hielt einen kleinen Vortrag.

„Wenn Sie diese letzten Wochen in Gerlachshausen hätten beobachten können, was ich beobachtet, würden Sie erkannt haben, daß unser Doktor sich in einer Zwangsvorstellung befand — falls ich solchen Ausdruck von einem tüchtigen, liebenswerten und sonst so klaren Menschen gebrauchen darf. Er entdeckte in sich, daß ihm sein Wirkungskreis über alles Erwarten rasch teuer geworden war, und daß es ihn viel kostete, ihn zu verlassen, und verließ ihn doch! Er fühlte, daß er die alten

Schmeers sehr lieb hatte und leiden machte und bereitete doch ihnen und sich den Schmerz. Das nenne ich einem Zwang folgen. Darum schwieg ich. Die gute Mama Schmeer habe ich getröstet: entweder schickt der große Professor nach der Prüfung unseren Sänger wieder heim, oder er erkennt in ihm ein Phänomen. Für ersteren Fall haben wir ja in Gerlachshausen alle Vorkehrungen getroffen: Krolpas Sohn, der am 1. Oktober aus einer Assistenzarztstellung heimkam und am 1. Januar mit einem Kollegen zusammen ein großes Sanatorium in Süddeutschland übernimmt, versieht einstweilen die Praxis. Also die Rückkehr steht noch für eine kleine Spanne Zeit frei, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß unser Freund bei einer Rückkehr mancherlei Verstimmung und Vorurteile zu entwaffnen haben würde. — Im zweiten Fall ist ja so wie so alles gut, und wir werden in kurzer Zeit unseren lieben Wernefeld unter den großen Tenoristen der Gegenwart nennen hören und ihn um seine Einnahmen beneiden dürfen."

„Ein so einfaches Entweder-Oder konnten Sie sich nur in Gerlachshausen zurechtlegen," sagte sie; „ja, wenn diese Dinge von ihrer Schwelle aus so klar zu übersehen wären! Professor Kleymann hat wie fast jeder Lehrer immer ein gutes Zutrauen zur Karriere der Stimmbegabten, die zu *ihm* kommen. Talentlos sind immer nur die Schüler der *anderen* Gesangsprofessoren; er wird Axel nicht fortschicken. Er würde ihn ermutigen, zu einem Versuch zureden, selbst wenn Axel nicht so viel Stimme und Talent besäße, als er doch nun einmal hat. . . . Aber ob beides ausreicht, um damit nach oben zu kommen — nach *ganz* oben — wer will das vorher wissen! Wie, wenn er in den Niederungen bleibt — ein Proletarier der Kunst — nur

ein Chorist auf ihrer Bühne — kein Heros — unerträglicher Gedanke! Unerhörte Leiden, für ihn . . . für die . . . die ihn lieben . . ."

Die heiße Sorge überwältigte sie. Ihre Stimme wurde von den aufquellenden Tränen überschwemmt.

Der Mann neben ihr begriff . . .

Eine große Stille entstand zwischen den beiden.

Vom Musikzimmer her schwollen die Töne der „Frühlingsnacht".

Spanier horchte ihnen nach. Das war so angenehm. Es beschäftigte das Ohr. Es bewies, daß die Umwelt in ihrem Betrieb nicht stockte und nicht im mindesten Kenntnis davon hatte, daß hier eben ein Luftschloß zusammengestürzt war. Ganz unhörbar, ganz unsichtbar — wie eben Luftschlösser stürzen, die nichts totschlagen in ihrem Fall als eine Hoffnung . . .

Die letzte Hoffnung, die mit liebevollen Gärtnerhänden an den Grenzen einer Mannesjugend noch einen Rosenstrauch hatte pflanzen wollen. . . . Ja, mitten in ihrem holden Geschäft war sie erschlagen worden . . .

Er richtete sich ein wenig höher auf. Unbewußt. Wie um sich selbst zu beweisen, daß nichts imstande sei, seine Haltung umzuwerfen.

Er war sehr bleich geworden, sehr . . .

Er zwang sich ein verbindliches Lächeln ab — ein sehr melancholisch-verbindliches Lächeln . . .

Carry suchte sich zu fassen, um seinetwillen und aus Scham über sich selbst.

„Deshalb wollte ich Sie bitten — denn ich vertraue Ihnen wie keinem Mann . . ."

Er machte eine leise Handbewegung — die unwillkürliche, stolze Abwehr eines Almosens . . .

Aber sogleich wallte auch seine Ritterlichkeit auf.

„Ich danke Ihnen," sagte er herzlich.

Von fernher kamen die drängenden, hastigen Schallwellen der Klavierbegleitung, und dann setzte Axels Stimme zur zweiten Strophe ein.

„Reden Sie ihm zu . . . stellen Sie ihm alles vor . . . die Überzahl der Konzerte . . . und daß selbst gute Talente sich kaum in die erste Reihe noch vordrängen können. . . . Daß das Niveau im allgemeinen sich hob durch die größere Mannigfaltigkeit der Lerngelegenheit . . . durch den größeren Konzertbetrieb . . . aber damit auch die Unmenge der Ausübenden. . . . Man muß schon ein Genie sein . . . und ein Genie geht anders seinen Weg . . . er hat uns genug von sich erzählt, um dies erkennen zu lassen. Bei meinem Vater habe ich gesehen, wie problematisch ein Leben werden kann . . . er hat so gelitten . . . was wären seine reifen Jahre geworden ohne das Vermögen meiner Mutter? . . . O, ich mußte Ihnen dies alles sagen, damit Sie helfen — ihn überreden — ihn zwingen . . ."

Er nahm ihre Hand und küßte sie und schwieg wieder lange, ohne die Hand loszulassen.

Das war Geständnis . . . das war Verzeihung . . . das war Entsagung . . .

Und er fragte sich, ob sie die Gefahr wirklich nur als eine einseitige ansah? Ob sie das andere mit keinem Wort andeutete, weil sie es nicht sah — oder weil es ihr zu weh tat? Und doch mußte es berührt werden, um darzutun, daß es nicht an seinem Willen, daß es nur an seiner Ohnmacht liege, wenn er nichts erreiche.

Er wußte klar: er sprach ja nicht nur zu einem Herzen, das den hoffnungslos geliebten Mann in Gefahr sah. Er sprach auch zu einer zärtlich trauernden

Tochter, die des Vaters Gattin sich so bald von seinem Grab fortwenden sah . . . diese Frau, deren Wesen wie bewimpelt schien mit den Kirmesflaggen der Lebensfreudigkeit . . .

Mußte dieses liebe, warme Herz nicht von doppelter Eifersucht zerrissen sein?

Alles in ihm bäumte sich dagegen auf, daran zu rühren. Und dennoch, es mußte sein — ganz leise nur, nur mit vorsichtig hindeutendem Finger . . .

„Vielleicht, mein teures Fräulein," sprach er langsam und sah Carry innig, sehr innig an, „vielleicht träumt Freund Axel nicht nur von Lorbeeren, vielleicht ist er des Wahns, daß ihm dicht daneben auch Rosen blühen könnten . . . und von solchem Wahn befreit kein Mann den anderen . . . glauben Sie das einem Manne. . . . Es ist ein Frauenirrtum, daß man rollenden Rädern in die Speichen greifen könne . . ."

Carry hielt seinen Blick aus. Schmerzlich und gefaßt.

„Aber," fragte sie leise, „kann denn ein Mann dem anderen nicht sagen: du mußt nicht ihr in ihr Land folgen — sie muß in das deine kommen, zu dir, sonst bleibst du immer nur ein Gast in ihrem Leben. Kann das kein Mann dem anderen sagen?"

Er brauchte ein paar Herzschläge lang Zeit, um sich zu fassen . . .

In ihm quoll etwas auf wie eine heiße Rührung — ein echter Schmerz . . .

O wie viel reine, tapfere Weiblichkeit in ihr . . . Wie viel Opfermut und Entsagung!

Welche Frau wäre sie für ihn geworden — niemals, niemals fand er eine gleich ihr . . .

Wieder küßte er ihr die Hand in tiefer Bewegung, die er männlich bezwang.

„Ich will es versuchen," sagte er einfach.

Vom anderen Zimmer her jubelte die Stimme: „Sie ist deine, sie ist dein."

Und das triumphierende Nachspiel, von den eisernen Fingern in die Tasten geschlagen, klang wie ein ironisches Auflachen hinterdrein.

Achtes Kapitel.

Frau Leonie Forsting schritt langsam durch die Gasse, die von den mit ihren Instrumenten an ihren Pulten sitzenden Orchestermitgliedern gebildet wurde, nach vorn. Nicht so langsam, wie sie sich es vorgenommen gehabt hatte, sondern weil nun doch eine große Erregung ihr die Füße schwer machte. Sie fühlte keine eigentliche Angst, vielmehr nur eine Verwirrung von allen möglichen Empfindungen, die sich bis zu einer Art Rausch steigerten. Ganz deutlich war ihr die Gegenwart des Orchesters, und da stand Baranowitsch vor dem Pult wie ein Dämon, besessen von der wütenden Versenkung in seine Musik. Sie sah auch den großen, hellen Saal und all die tausend Gesichter darin, reihenweise nebeneinander wie lauter runde, helle Äpfel auf Borden.

Aber zugleich war ihr, als sei sie gar nicht Leonie, sondern das unselige Weib der Arie, das sein heißes Liebesverlangen vergeblich dem Geliebten ins Gesicht schrie, um nachher den Dolch gegen sein Herz zu führen. Sie zitterte vor der entsetzlichen Tat, die sie begehen wollte, und die unabwendbar ward, wenn sie kein Gehör fand. Sie mußte deshalb ihr ganzes Wesen, ihre ganze Kraft zusammenfassen, um diese erloschenen Gluten in der Brust des Geliebten neu anzufachen . . .

Nun stand sie vorn, im harten, unbarmherzigen Licht

all der elektrischen Lampen. Sie verbeugte sich mit fürstlicher Anmut und wartete dann ruhig.

Und in diesen wenigen Sekunden stand sie da wie ein Schaustück — den neugierigen Blicken der Menge ausgesetzt . . .

Die Bewegung, die durch den Saal raunte, entging ihr. Sie hatte in diesem Augenblick die strahlende Schönheit, in der sie prangte, total vergessen.

Sie sah Baranowitsch an, hing mit ihrem Blick an seinem Taktstock, obgleich sie gar nicht seines Einsatzzeichens bedurfte. —

In der dritten Reihe saß Carry zwischen Axel und Spanier. Carry in großer Erschütterung. All ihre Gedanken richteten sich unaufhörlich auf den einen, den doch kein Gedanke mehr erreichen konnte. Das, was sich heute begab, hatte auch er gewollt. Wie förderte er sein Weib! Von allen Gebieten her trug er voll Zärtlichkeit und Klugheit hinzu, was ihre Begabung nähren und reifen konnte. Sein Tod hatte den immer vorbereiteten Schritt um ein Jahr etwa beschleunigt und ihm den Charakter der Plötzlichkeit und der Notwendigkeit gegeben. Das war vielleicht ein Nachteil für Leonie. Zu oft hatte Carry die Unberechenbarkeit des Erfolges gesehen, um nicht zu zittern, trotz all ihrem Glauben an die Genialität und das Können Leonies. Teuflische kleine Zufälligkeiten oder eine plötzliche Indisposition konnten Gefahren bringen, die in der überraschendsten Weise die Stimmung bei den Künstlern oder beim Publikum zerstörten.

Wie würde ihr Vater gelitten haben, wie hin und her gerissen worden sein zwischen Sorge und Stolz, Eifersucht und Glück . . .

Der Ernst ihrer Stimmung übertrug sich in einer

geheimnisvollen Weise auf Spanier, der ganz genau spürte, was alles in ihr vorging, und sich ihr merkwürdigerweise seit dem Gespräch, das seine Hoffnungen totschlug, auf das intimste verbunden fühlte. Er versuchte, ihr durch seine ergebene Art, der er nun immer eine beruhigende, fast väterliche Färbung beizumischen verstand, wohlzutun. Wenn er ihr die herabgleitende schwarze Federboa wieder umlegte, war es wie eine Tat anspruchsloser Hingegebenheit. Wenn er ihr das Programm reichte, waren in seiner Haltung Fürsorge und Ritterlichkeit. Carry war zu versenkt in ihre Aufregung, um das leise Zuviel in seiner Gebärde zu bemerken und zu belächeln. Sie empfand aber, daß da jemand war, der gut zu ihr sein wollte und es nur in der Andeutung sein durfte.

Alles, was sonst hier vorging, war Spanier höchst gleichgültig. Daß das kleine Monstrum mit den schlechten Manieren, das da oben auf dem Dirigentenschemel wie ein Tintenfisch zuckende Arme ausstreckte, nach der ersten Nummer, einer symphonischen Dichtung, den rasenden Applaus geerntet und sich mit knicksenden Verbeugungen, schweißtriefend, dafür bedankt hatte, war ihm eher ein unästhetisches als ein interessantes Schauspiel.

Als dann Leonie kam, war er einen Moment doch perplex. Donnerwetter, dachte er, daran wäre man ja früher nicht vorbeigegangen! Aber jetzt war man eben zu erfahren . . .

Seine Mission an Axel gab er aber in diesem Moment ganz verloren. Zwei heftige Unterredungen lagen schon hinter ihm, und Spanier, der sonst nie mehr eifrig wurde, hatte sich dabei fabelhaft gesteigert — nicht ohne hinterher melancholisch zu lächeln, wenn er vor sich recht das Motiv seines Eifers beleuchtete. — Nach

der ersten Unterredung blieb wenigstens Axel Wernefeld als ein Unsicherer auf dem Schauplatz; bei der zweiten war er aber schon wieder ein trotzig Sicherer, denn inzwischen hatte Kleymann das Urteil abgegeben: „Berufen wie selten einer.“

Und nun? Ach man mußte schon so reinen Herzens und so keuschen Sinnes sein wie Carry, um es für möglich zu halten, daß ein verliebter Mann sich noch beeinflussen lassen würde, nachdem er die Geliebte in solchem Glanz gesehen!

Nein, nein, Spanier gab es auf. Wenn die Künstlerin mit unbedachten Worten Axels Talent rasend gemacht hatte, daß es nun dahinsprengte wie wildgewordene Hengste... Ausdauer und klug geworfene Schlingen hätten zügeln können. Wenn Kleymann, der Schülerbegierige, von „großartigen Mitteln und Pflicht gegen diese“ sprach — man hätte ein kleines Album voll von Lebensläufen gescheiterter Kleymannschüler zusammenstellen und Axel zur Kenntnisnahme zierlichst überreichen können.

Aber gegen solche schlanken Arme, solche köstlichen Schultern, solchen weißen Hals gab es — wenigstens nach Spaniers Erfahrungen und Ansichten — keine Hilfsmittel bei einem Mann von Axels Jugend und Temperament.

Neben diesen beiden, die in ihrer ernsten und gesammelten Haltung gar nichts Auffälliges für fremde Beobachter hatten, saß Axel.

Er hatte nicht den Vorsatz, sich zu beherrschen, und dachte nicht daran, daß man ihn beobachten könne, aus dem einfachen Grund, weil er die ganze Welt rund um sich vergaß.

In glücklichster Stimmung war er ins Konzert ge-

kommen. Im Gedränge vor den Saaltüren traf er Kleymann. Der trug sich heute noch mehr als sonst mit den Allüren der entschiedenen und entscheidenden Hauptperson. Seine graublonden Locken wallten auf seinen Rockkragen herab, wo immer eine kleine Ablagerung von Schuppen und Staub war. Sein rundes Gesicht unter der mächtigen Musikerstirn glänzte, sein Nietzsche-Schnurrbart war immer in Bewegung. Denn Kleymann sprach nach rechts und sprach nach links und machte gewissermaßen die Honneurs des Konzerts, einen „großen Abend" prophezeiend. So wand er sich mit seiner untersetzten breiten Gestalt durch das Gedränge und rief Axel an und scherzte, daß man übers Jahr sein Debüt erleben werde. Denn es war sein Prinzip: erst tun, als sei alles Kinderspiel, und das Ziel nur nach und nach immer weiter stecken. Von diesem Prinzip wußte Axel aber nichts, und er nahm den Zuruf hin wie ein eidliches Versprechen.

Und während der ganzen symphonischen Dichtung dachte er immer nur: übers Jahr — übers Jahr — dann stehe ich neben ihr. . . . Das Zukunftsbild war ja schon ganz fertig: sie würden zusammen reisen, zusammen singen und siegen, zusammen arbeiten — eins im anderen aufgehen, in Liebe und Kunst ineinander verwachsen, ein Künstlerehepaar! Und ihm schwebten einige große Beispiele aus Vergangenheit und Gegenwart vor. . . . Nur wagte er noch nicht, vor den Augen der eigenen Seele sich dies Bild schon ganz zu enthüllen . . . der Anblick war zu berauschend . . .

Dann kam Leonie. Im harten, grausamen, elektrischen Licht kam sie langsam nach vorn — dem reichen Glanz ihrer Schönheit konnte das kalte Licht nicht schaden . . .

Er saß atemlos. Dunkle Röte stieg ihm langsam

ins Gesicht. Ein Tumult von Gefühlen brauste durch seine Adern. Ihre Schönheit überwältigte ihn. Die Begierde brannte in seinen Adern. Aber zugleich packte ihn eine große Angst. Wovor? Er wußte es nicht. Er fühlte nur: daß alle diese Hunderte gleich ihm sich an diesem Anblick berauschen durften, war entsetzlich. Es verwirrte ihn, daß sie so unbefangen, so ahnungslos dastand, als sei es ihre tägliche Gewohnheit, tief enthüllte Schultern und nackte Arme zu zeigen.

Nun sang sie. . . . Er konnte es nicht fassen . . . war das ihre Stimme? Von der er damals gedacht, sie sei wohl unerhört beredsam, aber nur klein? Die noch gestern in der Generalprobe kaum den Saal zu füllen schien? Nun war es gerade wieder, als sei ihr Umfang genau dem Raum angepaßt — dem großen, weiten Raum... mühelos und warm und rund schwollen die Töne über die Menge hin.

Und Stille der Andacht war im ganzen Saal. Zu allen Seelen sprach die Stimme und drängte sich hinein in jedes Herz; sie lockte Tränen in viele Augen und ließ die Nerven jedes erzittern, der zu hören verstand.

Eine wilde, große Leidenschaft, die besitzen oder töten will, rief ihre Sehnsucht und ihren Zorn heraus.

Über der Größe des Vortrags und der Schönheit der Töne vergaß man, daß hier eine fast vollkommene Technik sich offenbarte.

Aber die Sachverständigen im Saal hörten es, und Kleymann weinte vor Entzücken und fühlte alles als sein alleiniges Verdienst. Im brausenden an Jubel grenzenden Beifall, der aufrauschte und wieder aufrauschte, eilte der lockenmähnige, breitbrüstige Mann schon nach vorn. Er hätte durch Nebenräume auch ins Künstlerzimmer gelangen können. Aber sein Platz war

heute durchaus und bei jedem Schritt vor den Augen der Welt. Vorn schloß er sich Axel, Spanier und Carry an, die auch ins Künstlerzimmer wollten. Kleymann beglückwünschte zwischen Podium und erster Reihe Carry und sich so laut, daß an dieser Stelle des Saales jedermann, der es etwa noch nicht gewußt haben sollte, erkennen mußte: dies waren Kleymann, der große Lehrer und Fräulein Forsting.

Axel war so bleich, daß Carry ihn nicht anzusehen wagte.

Sie traten durch eine kleine Tür neben dem Podium in einen winzigen Vorraum. Von ihm aus führten ein paar Stufen empor in das Künstlerzimmer.

Carry trat zuerst ein. Sie fiel Leonie um den Hals, wortlos, sich zusammennehmend, um nicht zu weinen. Sie wollte stammeln: „Wenn er das erlebt hätte! Denkst du an ihn?"

Denn Carry wußte es ja — ohne seine rastlose Arbeit an der Geliebten, mit ihr, hätte sie solchen Sieg noch nicht und vielleicht nie errungen.

Aber sie bezwang sich. Ihr Herz lechzte danach, daß die andere sich des Toten erinnern solle . . . mit einem armen, kleinen Wort . . . Leonie indessen war mehr berauscht als bewegt. Sie ließ sich umarmen und von Spanier und Axel die Hand küssen und war voll Eifer, Baranowitsch noch einige Winke zu geben wegen der Begleitung ihrer Lieder, die er immer und immer nicht zu Dank spielte, denn sie waren ja nicht seine Musik, sondern „bloß" Schubert. Auch Kleymann redete auf Baranowitsch ein. Der stand und knöpfte sich seinen Kragen ab, wischte sich mit dem Taschentuch rund herum den Hals trocken und langte ein kleines merkwürdiges Paket von altem Druckpapier aus seinem Paletot, der über einem Stuhl lag. Aus dem schnuddeligen Druck-

papier nahm er dann einen frischen Hemdkragen und knöpfte ihn sich so ungeschickt an, daß Kleymann helfend zugriff, während er ihn beschwor, das Tempo im „Rückblick" nicht zu überhetzen und bei dem „Lindenbaum", der als Zugabe gegeben werden sollte — und nach dem Erfolg kam es ja zur Zugabe — einen gewissen wiegenliedartigen, ruhevollen Charakter in den Schluß zu legen. Baranowitsch hörte wahrscheinlich gar nichts von dieser dringlichen Einrede, seine Augen glühten, sein Blick bohrte sich ins Unbestimmte. In der zweiten Programmhälfte sollten von ihm noch seine Iwanouvertüre und zwei Sätze aus einer Suite „russisches Landleben" gespielt werden.

Die Tür öffnete sich noch einmal, und es kam jemand herein, der ihnen allen unbekannt war. Ein schlanker, mittelgroßer Mann von sehr eleganter Erscheinung. Er hatte dunkles, kurzverschnittenes Haar und einen knappgehaltenen, unterm Kinn spitz zusammenlaufenden Bart. Sein Gesicht war sehr regelmäßig, und dunkle, nicht sehr lebhafte Augen standen darin. Alles in allem ein wenig Type etwa so, wie auf der Bühne französische Attachés dargestellt werden.

„Bravo Baranowitsch!" sagte mit harter Aussprache der Fremde, der sich gegen die Anwesenden leicht verneigte und dann dem Komponisten auf die Schultern schlug, womit er dessen zwischen Baßklarinetten, englischen Hörnern und Bratschen umhervagabondierende Gedanken in dieses Zimmer und zu seiner Person berief.

Baranowitsch stammelte einige russische Worte. Dabei schossen Tränen der höchsten Exaltation in seine Augen, und er umklammerte die Hand des Fremden.

„Stellen Sie mich der Gnädigen vor," sagte der elegante Mann auf Deutsch.

„Fürst Wladimir Lubotin —"

Leonie war entsetzlich enttäuscht. Sie hatte sich ja einen finsteren, wildbärtigen, gigantisch hoch und breit gewachsenen Russen vorgestellt zu dem Namen: „Fürst Wladimir Lubotin-Konotop". Und dieser da sah nur aus wie ein vornehmer Elegant. Nicht banal, dazu war er doch zu vornehm. Aber auch in gar keiner Weise ungewöhnlich.

Er küßte Leonie die Hand und sprach, etwas langsam und nur halblaut, was sein hartes Deutsch milderte: „Ich danke Ihnen. Ich habe eben den größten Eindruck meines Lebens empfangen."

„Das wird er wohl jeder schönen Künstlerin sagen," dachte Spanier.

Leonie stellte den Fürsten Carry vor. Sie nannte dann Axel und Spanier und Kleymann. Dieser drängte sich vor und versicherte, daß Frau Forsting seine intelligenteste Schülerin gewesen sei, und daß ihn, den Lehrer, der Erfolg in keiner Weise überrasche, sein Urteil täusche sich nie.

Abermals tat sich die Tür auf, und Hofschauspieler Lebus und Gattin erschienen. Er, Silberfäden im schwarzblanken, kurzen Gelock und auf dem blassen, scharfzügigen Römergesicht die Andeutung einer schicklich zurückgehaltenen Gemütsbewegung. Er drückte den Damen die Hand.

„Wenn das mein lieber, armer Peter hätte erleben dürfen," sagte er.

„Ja," sprach Leonie, „ja, das ist zu schrecklich . . ."

Frau Lebus, eine überreife, stattliche Frau von mütterlichem Wesen, streichelte Carry die Wange. Sie wollte ja Carry nicht weich und wehmütig machen, aber sie dachte eben zu lebhaft an den teuren, unvergeßlichen Toten. Carry schloß die Augen.

Es kamen noch zwei Kritiker, die Leonie schon längst kannten und oft Peter Forstings Gäste gewesen waren. Sie zeigten sich sehr glücklich über den Erfolg, der ihnen aus allem etwaigen Zwiespalt half.

Rundherum war ein Händedrücken und Glückwünschen ohne Ende. In das Stimmendurcheinander schwirrte ein leises Signal hinein: die Pause ging zu Ende.

Axel stand noch . . . aber er sah es, keinen Blick, kein Wort konnte er für sich allein haben. All diese Menschen nahmen ihm Leonie fort.

Lebus' bedauerten, daß ihre Einladung zu einem stillen Souper nicht angenommen worden sei. Aber Carry sagte: sie und Leonie hätten gefunden, daß eben im Andenken an ihren geliebten Verstorbenen sie gerade heute abend still für sich bleiben müßten.

Und dann drängten sich all diese Pausengäste zur Tür hinaus, eilig, wie der Augenblick forderte. Einer nicht des anderen achtend, jeder nur schon die Gedanken auf rechtzeitiges Hinkommen zum Platz gerichtet.

So bemerkte niemand, nicht einmal Axel, daß der Fürst Lubotin im Künstlerzimmer zurückblieb.

Er und Baranowitsch wechselten rasch ein paar russische Worte. Dann verschwand der Komponist, um draußen auf dem Podium wieder den Dirigentenschemel zu besteigen und seine Iwanouvertüre und seine Landlebensuite zu leiten.

Leonie war ein wenig verwundert, als sie sich so in Zweisamkeit mit dem Mann befand.

Aber sie war hier ja in einer Lage, die ihr erlaubte, auf keinen Menschen Rücksicht zu nehmen. Sie dachte auch eigentlich nicht, daß dieser Mann ihretwegen hier blieb. Er wollte, wie sie wußte, noch mit dem Nachtzug nach Warschau weiterreisen und hatte nun vielleicht den

Wunsch, am Schluß des Konzertes sofort noch Baranowitsch zu sprechen, ohne durch hinausdrängende Konzertbesucher sich aufhalten zu lassen.

Sie setzte sich bequem in einen Lehnstuhl neben dem Sofatischchen, auf dem eine Karaffe mit Wasser und ein paar leere Gläser standen. Es war sehr hell im Raum, der ungefähr den Charakter eines kleinen Wartesalons erster Klasse hatte. Von nebenan her, ganz auffallend gedämpft, erklangen jetzt die einleitenden Akkorde zur Iwanouvertüre. Fürst Lubotin nahm einen Stuhl und setzte sich der schönen Frau gerade gegenüber.

„Ach, Pardon, Durchlaucht — eigentlich darf ich jetzt nicht viel sprechen," sagte sie, „ich habe noch ein paar sehr anspruchsvolle Lieder zu singen . . ."

„Das weiß ich. Sie sollen auch schweigen. Aber Sie dürfen hören. Und ich möchte zu Ihnen sprechen. Von einer Möglichkeit. Einen Gedanken bei Ihnen anregen. Nehmen Sie ihn hin — meinetwegen jetzt in Schweigen. Aber denken Sie ihm nach . . . verwerfen Sie ihn nicht sofort . . ."

Er saß ein wenig vornüber geneigt, die Ellbogen auf den Knieen, die Hände vor sich hinausgefaltet. So sah er sie ein wenig von unten herauf an.

Leonie wurde sogleich neugierig. Sie entdeckte auch, daß der Mann wenigstens e t w a s Besonderes und Interessantes in seinem Gesicht hatte: um die Augen herum einen unergründlichen Zug. Vielleicht kam es, weil die Lider etwas groß und breit schienen und sich nur langsam zu heben pflegten. Er hatte gar keinen raschen Blick. Es war so ein stilles Warten darin. Aber kein Bitten. Gar nicht. Das Warten jemandes, der schließlich nicht viel Federlesens macht, wenn's zu lange dauert . . .

„Ich will Ihnen vorschlagen: kommen Sie nach Rußland! Zu einer Tournee mit Baranowitsch. Ich übernehme jedes Risiko. Ich kann es, weil Sie einen Triumphzug ohnegleichen haben werden."

„Ah!" sagte Leonie, und ihre Augen strahlten auf, als sähen sie ein herrliches Bild.

„Sie sollen gefeiert werden wie eine Fürstin. Ich gebe Ihnen im Lubotinpalais in Petersburg ein Fest. Andere Persönlichkeiten werden es mir nachmachen. Man ist schon sehr stolz bei uns auf Baranowitsch. Eine vollkommenere Interpretin als Sie, meine Gnädige, kann er niemals finden."

„Also wegen seines Protégés will er mich hin haben," dachte Leonie. Aber das enttäuschte sie weiter nicht. Es blieb in der Wirkung für sie ja doch das Gleiche.

„Ich muß mit meinem Lehrer und anderen Sachverständigen beraten, ob es klug ist, gleich ins Ausland zu gehen," sagte sie ehrlich, „ich natürlich möchte wohl."

„Sie sollen jetzt schweigen. Sie haben es mir selbst gesagt," antwortete er mit einem leisen Lächeln. „Ja, besprechen Sie es. Ruhm und Gold aus Rußland geholt, hat noch keiner Karriere geschadet. Petersburg und Moskau werden Ihnen zu Füßen liegen. Es wird ein Taumel sein . . . das asiatische Blut in uns ist anderer Stürme fähig als deutsches Blut."

Er machte eine Pause, während der er sie unverwandt ansah. Es war ein Ausdruck in diesem wartenden unbeweglichen Blick, der manche Frau beunruhigt hätte. Er konnte kränken dieser Blick oder erregen . . .

In Leonie weckte er ihre Phantasie auf. Und die entfaltete nun ihre perlmutterfarbenen Schwingen und nahm die bewegliche Frauenseele mit sich in eines ihrer hunderttausend Länder. Diesmal war es in ein weites,

halbbarbarisches Land. Da opferte die entzückte Menge goldene Geräte und edle Steine auf dem Altar der Kunst. Da rasten fürstliche und tyrannische Männer im Dreigespann über unendliche Schneefelder, das zitternde, entführte Weib neben sich mit Pelzen schützend. Da strahlten Lichter in byzantinischen bunten Sälen, und über den Estrich schleiften goldgestickte Schleppen . . .

Und von nebenan klang in diese Phantasie hinein eine leidenschaftdurchwühlte Musik, die die gleichen Bilder malte, in heißen, dunklen, schmerzlichen Tonfarben, in aufschreienden Klangfolgen voll Kampf und Not.

Immer schwieg die Frau, wie es ihr der Augenblick gebot. Und immer sprach der Mann, wie hineingetragen in die seltsame Freiheit dieses ungehinderten Sprechens.

Weil die Gegenrede fehlte, wurde auch das Einfache bedeutungsvoll, gewann der bloße Vorschlag schon die verführerische Gewalt eines Erlebnisses.

Er sprach viel von Baranowitsch, aber dieser Name war doch nur ein Nebenklang . . .

„Ja, Petersburg und Moskau werden in einen Taumel geraten. Man wird begeistert sein, daß eine Deutsche sich so in unseres Baranowitschs Musik hineinzufühlen vermochte. Alle Siege, die unser Komponist bisher errang, waren wie Schlachten, die den Gegner nur zurückdrängen, ihn kampfunfähiger machen, aber noch nicht völlig niederwerfen. Wenn Sie als Baranowitschs Interpretin kommen, wird es die Entscheidung sein. Der Friedensschluß muß folgen, indem der Geschlagene, der Gegner nun Baranowitsch als musikalische Großmacht anerkennt. . . . Und wenn Sie müde von Ihren Triumphen sind, wenn Ihr Ohr vom Rasen des Beifalls ausruhen will im Rauschen der Wälder, kommen Sie nach Konotop.

„Es wird Sie gewiß interessieren, einmal ein altes, russisches Feudalschloß kennen zu lernen. In den Simbirskschen Wäldern, hoch über den Ufern der Wolga haben meine Väter schon gesessen unter Iwan dem Schrecklichen. Der alte Bau steht noch, er ist kaum eine Ruine mit seinen hohlen byzantinischen Fensterbogen in braunschwarzen, düsteren Mauern. Und an den Gewölben der leeren Säle kann man noch Reste von Malerei auf Goldgrund erkennen. Nur die Kapelle des alten Baues wird noch benützt. Ihr Prunk wird Ihnen vielleicht primitiv und barbarisch vorkommen — aber es wird Sie gewiß sehr interessieren . . ."

Leonie sah sich schon in der vergoldeten blaubunten Kapelle im mystischen Licht, das durch die hohen, schmalen Glasgemälde in der Mauer fiel . . . sie stand und sang leise, mit scheuen Tönen . . . die klangen wie Fragen in die Vergangenheit voll Blut und Schrecken hinein. Und die Heiligenbilder schienen zuzuhören, und ihre sanften Duldergesichter sahen aus den Ausschnitten der vergoldeten Blechplatten hervor . . .

Sie sah dem Mann so vertieft in die Augen, als sei dieses düstere Prunkbild darin deutlich zu erkennen.

Er sprach weiter nach einer grundlosen kleinen Pause, deren Schwüle Leonie gar nicht zum Bewußtsein kam.

„Und Sie werden finden, daß man ganz menschlich, ganz zivilisiert auf Schloß Konotop lebt. Der neue Bau ist gerüstet, auch Königinnen aufzunehmen . . ."

„Ach!" sagte Leonie entzückt.

Ja, das konnte großartig werden. Einfach überwältigend. Und wer hatte nun recht gehabt? Sie, die sich gleich gedacht hatte, daß der Fürst ein düsteres Schloß hoch über den Ufern der Wolga besäße? Oder Schwiegermütterchen, die so ernüchternd sagte, die Wolga flösse durch Ebenen?

Lubotin sah ihr entzücktes Lächeln und sah, wie vertieft und ausdauernd ihr Blick dem seinen begegnete. Er betrachtete das schöne Geschöpf, das nicht im mindesten geniert schien, weder durch das Alleinsein mit ihm, noch durch seine vieldeutigen Vorschläge. War das höchste Unbefangenheit oder — etwas anderes?

„Sie haben sicherlich von Baranowitsch gehört, meine gnädige Frau," sagte Fürst Lubotin weiter, „daß es meine Absicht, ja mehr als das, meine Pflicht ist, noch mit dem Nachtzug weiterzureisen."

„Ja, leider," erwiderte Leonie.

„Ich würde bis morgen früh bleiben und die Anschlüsse, die mir dadurch entgehen, durch Extrazüge einzuholen suchen, wenn Sie mir den heutigen Abend schenken könnten," sagte er langsam, sehr langsam.

Leonie wurde sehr betrübt. Das wäre wirklich so interessant gewesen! Sie war ja schon begeistert für die russische Tournee, für Rußland überhaupt und den Fürsten Lubotin dazu. Es war ja gerade viel interessanter noch, daß er kein bärtiger Bilderbuchrusse war, sondern ein so fabelhaft eleganter, moderner Aristokrat. Welch ein Reiz des Gegensatzes zu seinem grauenvollen alten Ahnensitz, dem Denkmal von Mord und Tyrannei.

Es berauschte sie auch, daß ein Mann von Extrazügen sprach, wie andere Leute vom Taxameter.

„Es wäre zu schön gewesen," sagte sie lebhaft, „wenn wir alle miteinander zusammen heute abend hätten feiern können! Baranowitschs großen Sieg und meinen Sieg daneben und die Mäcenatengroßmut von Durchlaucht! Und der Stolz meines Professors! Und die Mitfreude meines Kreises. Ja großartig hätte es gefeiert werden müssen. Aber es geht wirklich nicht. Durchlaucht scheinen nicht zu wissen: mein armer Mann

und Fräulein Forstings Papa ist erst ein halbes Jahr tot. Und Carry meinte, es ginge doch durchaus nicht an ..."

Sie hatte es selbst auch gemeint und gefühlt, daß man heute abend, gerade heute abend von jeder Festlichkeit, auch im engsten Kreise, absehen müsse. Aber nun kam sie in einen argen Zwiespalt der Gefühle.

Sie seufzte.

Sein Ausdruck wurde ganz undurchdringlich. Er hielt die breiten, schweren Lider gesenkt und sah zu Boden.

„Es ist Unbefangenheit," dachte er.

Und dennoch spürte er irgend etwas in ihrem Wesen, das leicht verführbar war, das auf Worte, auf Gedanken, auf Blicke hin in handelnde Bewegung gerict und sie mit sich fortriß ... fast ohne daß sie sich dessen bewußt schien ...

Wer herausfand, was das war, der wurde ihr Herr — meisterte sie — hielt sie ...

Vom Saal her dröhnte das Geräusch des Zusammenklappens von Hunderten von Händen.

Lubotin hob lauschend das Haupt.

„Gott," sagte Leonie erstaunt, sie hatte inzwischen vergessen, daß sie schweigen mußte, „Gott, auch die Iwanouvertüre hat Applaus! Ich dachte, das gäbe Zischen und Kampf. Aber wenn das Publikum mal im Zug ist!"

Zwischen der Ouvertüre und der Suite verließ Baranowitsch nicht das Podium.

Die Zweisamkeit des Fürsten mit Leonie erlitt keine Unterbrechung.

Aber Leonie stand nun auf, von plötzlicher Unruhe erfaßt, der Erregung, die dem Auftreten voranging. Denn jetzt noch eine Nummer, und dann kam sie mit ihren Schubertliedern.

Sie trat auch vor den Spiegel, um zu sehen, ob ihre Haare noch ganz in Ordnung seien.

„Nun," sagte Lubotin leise, wie es die Rücksicht auf das spielende Orchester nebenan gebot, aber doch wurde durch den leisen Ton seine Sprache sehr vielsagend, „nun, ich reise also. Aber ich komme wieder! Sobald es der Zustand meiner kranken Mutter erlaubt. Denken Sie inzwischen an Rußland und — an mich."

Sie hörte die leise Stimme fast an ihrem Ohr. Sie begegnete dem Blick des unmittelbar hinter ihr stehenden Mannes im Spiegel.

Und sie wurde rot . . . vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben um eines Mannes Willen.

Aber gleich danach dachte sie „was für Unsinn". Denn es war ihr blitzschnell durch den Kopf geschossen, wenn sich der Fürst so in mich verliebt, daß er mich zu seiner Fürstin machen will? Ja, kompletter Unsinn.

Leonie war einen Augenblick ärgerlich auf sich, daß ihr immer gleich zu viel einfiel. Aber dann konnte sie an all solche Nebensächlichkeiten nicht mehr denken. Der vom Erfolg fast betrunkene Baranowitsch kam herein, stammelte seinem Mäcen allerlei russische Ausrufe vor, weinte auf und flößte Leonie die schrecklichste Angst ein, daß er schlecht begleiten werde. Fürst Lubotin sagte etwas sehr Energisches, sie erriet es aus Ton und Miene, und darauf sammelte Baranowitsch sich und zog als ihr Gefolge mit hinaus vors Publikum.

Lubotin verließ zugleich rasch das Künstlerzimmer, um sich im Gang neben der ersten Reihe aufzustellen.

Axel sah ihn nicht herauskommen. All sein Wesen hing an der einen.

Da stand sie und sang die Lieder aus der „Winterreise", die er schon von ihr gehört, bis auf den „Greisen Kopf".

Sie dachten alle drei an jenen Abend, als Carry in einer leidenschaftlichen Aufwallung von Trauer verhinderte, daß dies Lied erklang.

Spanier wünschte ihr auf irgend eine Weise zeigen zu dürfen, daß er jenes Augenblicks gedenke und mit ihr fühle, aber er konnte nur in ernster Haltung stumm neben ihr sitzen.

Er, der Unmusikalische, begriff es, wenn auch nicht aus dem Gefühl heraus, sondern mit dem Verstand des Seelenkundigen: in diesem Lied breitete die schöne, lebensfreudige, unbekümmerte Frau die Leiden eines Mannes vor alle Welt hin: seine Seelennot und seine verzweifelte Liebe.

Und vielleicht war der Mann an seiner Seelennot, seiner späten Liebe gestorben! Wer vermochte das jemals zu ergründen!

Spanier ging sparsam um mit dem Wort „dämonisch", er hatte es schon in seinen Jugendjahrren mit etwas spöttischem Lächeln aus seinem Wortschatz verwiesen.

Nun aber rieselte selbst ihm ein eigener Schauder durch die Nerven, als er die Frau sah und hörte.

Ihr Angesicht mimte nicht, was die Worte sagten. Es bewegte sich nicht anders, als wie es für die Tongebung durchaus nötig war. Aber dennoch lag ein Ausdruck darauf, der von ungeheuren Leidenschaften sprach, und in ihren Augen brannte das gleiche Entsetzen, das in den Tönen aufschrie.

Sie sang:

Der Reif hat einen weißen Schein
Mir auf das Haar gestreuet,
Da glaubt' ich schon ein Greis zu sein
Und hab' mich sehr gefreuet.
Doch bald ist er hinweggetaut,
Hab' wieder schwarze Haare,
Daß mir vor meiner Jugend graut —
Wie weit noch bis zur Bahre!

Vom Abendrot zum Morgenlicht
Ward mancher Kopf zum Greise.
Wer glaubt's? Und meiner ward es nicht
Auf dieser ganzen Reise!

Und die Todesangst vor der Unsterblichkeit der Jugend zitterte durch alle geprüften Herzen im Saal . . .

Unter der Übermacht dieses Eindrucks siegte die Großmut im Herzen des tapferen und ritterlichen Mannes vollends: er beschloß, ein Äußerstes zu wagen, um den Armen zu retten, den er neben sich schwer atmen hörte . . . um dem teuren Mädchen ein hartes Schauspiel zu ersparen . . .

Axel aber fühlte nichts als dies: sie muß mein werden, sie wird mein werden, zugleich mit der Kunst . . .

Das fieberte durch sein Hirn. Und keine Stimme erhob sich warnend in seiner Brust, ihm zuzureden: wie, wenn sie eines Tages auch dein Herzblut nimmt, um ihre Töne rotglühend zu färben? Das Leid und die Verzweiflung eines anderen Herzens kann man leicht dem Künstler als Material zubilligen . . .

Unfern, im Schatten des Ganges, neben den Stühlen der ersten Reihe stand ein Mann, der mit stetigem Blick und unbewegtem Antlitz das schöne Weib auf dem Podium beobachtete . . .

Das Konzert war zu Ende. Es schloß mit einem Triumph der Sängerin. Die Brutalität des Aufbruchs einer Menschenschar und ihr schroffes Hinausdrängen rissen Axel in den Alltag zurück.

Im Künstlerzimmer umarmte Kleymann ihn, weil er sozusagen von den Gegenwärtigen der nächste dazu war und man an Leonie vor Gratulanten nicht herankommen konnte.

Alle glaubten die Wichtigkeit des Abends durch lautes Wesen bestätigen zu müssen. Sie drängten sich damit

an die Heldin heran wie an einen Billettschalter am Sonntag. Baranowitsch, der Eile hatte, hielt in emporgestreckter Faust seinen Paletot am Kragen, um sich damit zur Tür durchzukämpfen.

In einer Ecke stand Spanier vor Carry und hielt ihre Hand. Er mußte sofort abreisen; am nächsten Vormittag hatte er einen Termin am Amtsgericht in Gerlachshausen.

Nun nahm er Abschied.

Mit seiner majestätischen Gestalt stand er zwischen Carry und den spektakelnden Bewunderern.

Er hielt ihre Hand. Er sah ihr mit einem ehrlichen Gesicht in die Augen.

Sie sollte ja das Gefühl bekommen, daß da ein ganz zuverlässiger, ganz wunschloser Freund vor ihr stehe.

„Darf ich bald wiederkommen . . . trotzdem . . .“

Ihn überraschte dies „trotzdem“. Er hatte es nicht sagen wollen. Die Empfindung quoll zu mächtig empor aus den so fest zugedeckten Tiefen der Brust. . . . Trotzdem ich dich selbst haben wollte und abgewiesen ward, ehe ich noch bitten konnte . . .

Sie sah ihn dankbar und gut an. Sie hatte ihn lieb in diesem Augenblick, wie das Vertrauen die Ehre liebt . . .

„Ja, kommen Sie bald wieder.“

„Und Sie rufen mich, wenn Sie meinen Beistand brauchen können?“

„Ja!“

Fünf Minuten später fuhren die beiden Männer dem Anhalter Bahnhof zu. Denn Axel geleitete den guten Freund bis an das Schlafcoupé.

Unter das Verdeck des Taxameters hinein sprühte eine Feuchtigkeit, die ein Zwischending von Regen und Nebel war und die ganze Luft dicht erfüllte.

Nach der Hitze des Saales und der Erregung mutete dies nun besonders kalt und unfreundlich an.

Dazu rauschte der Lärm des Straßenlebens noch einmal zu einem brausenden Forte auf, ehe ihm die Nacht ihre Sordine auf die dicken Baßsaiten setzte.

Ein Gespräch war unmöglich.

Vielleicht auch, weil ihnen beiden die seltsame Leere und Abgeschlossenheit das Gemüt beengten, die einem Abschied vorangehen.

Im schneidenden Licht der Bahnhofshalle befiel Axel die Erinnerung an jene Maiennacht, da er an eben dieser Stelle stand, mit einer zahmen soliden Aussicht auf Brot in der Tasche.

Und nun? Und nun? Jetzt wußte er es: es war doch sein Verhängnis geworden, daß er sich damals am Weg versäumt hatte — weil es seit Kindertagen her in ihm lag, bei ungewöhnlichen Ereignissen stillzustehen und den bunten Vogel seiner Phantasie darüber kreisen zu lassen...

Plötzlich fiel ihm ein Gedanke dazwischen. Der kam, obschon nicht ohne Zusammenhang, doch ganz wo anders her.

Er hatte doch in den letzten beiden Tagen zuweilen eine ferne Empfindung davon gehabt, als lebten neben ihm zwei Menschen hin, zwischen denen es so etwas gab wie ein Verstehen, einen geheimen Bund, eine Freimaurerei des Gefühls. . . . Mit einem Male war er brennend neugierig darauf, zu wissen . . .

Er konnte kaum abwarten, bis Spanier ihm nachkam. Er fand, daß der ja unglaublich viel Zeit brauche, seinen Koffer aufzugeben.

Nun endlich betrat auch er die Halle, und sie schritten zusammen auf den Schlafwagen zu.

„Sie kommen wohl bald wieder?“ fragte er.

„Ich denke."

„Darf man gratulieren?"

„Wozu?"

„Frage! Da Sie mich ins Vertrauen gezogen hatten . . .".

Während dieser knappen Reden waren sie, Schritt haltend, rasch am Zug entlanggegangen. Sie sahen sich nicht an.

Spanier reichte seine Handtasche und seinen Belegschein dem Schlafwagenschaffner, der gerade in der Tür erschien.

Dann, die Hand an der Eisenstange der Wagentreppe, stand er und sah neben Axel vorbei, mit den Blicken einer Gruppe von Abreisenden folgend.

Ein letztes Besinnen, ein bißchen bitter und ein bißchen schwer, hemmte ihm noch die Worte auf den Lippen. So endete also seine ruhmvolle Mannesjugend . . .! so schloß eine Siegerlaufbahn! Wer ihm das einmal vorausgesagt haben würde!

Und er lächelte in einem wundersamen Gemisch von Melancholie und Spott.

„Mein lieber Doktor, es gibt nichts zu gratulieren," sprach er tapfer.

„Sie haben . . . Sie haben doch nicht . . ." sagte atemlos Axel. Er wäre beinah mit der Frage herausgefahren: „Sie haben doch keinen Korb bekommen?"

Spanier horchte dem dumpfen Bluffen nach, mit dem auf einem von hier nicht sichtbaren Gleis ein Zug in die Nacht hinausfuhr, aus den eisernen Kiefern der Lokomotive Dampfatem stoßend.

Und draußen in der Nacht schrie dann die Lokomotive kurz und gellend auf.

„Der Jurist kennt nur den Tatbestand," sagte Spanier mit scheinbarem Humor, „und der ist: ich habe keinen

Korb bekommen, denn ich habe nicht angehalten. Aber der Mensch, lieber Freund, der Mensch weiß, daß es anders ist! Ich habe nur nicht gesprochen, weil ich rechtzeitig erkannte, daß Fräulein Carry mich nicht liebt."

Axel war stumm vor Erstaunen.

„Verzeih mir," dachte Spanier, „verzeih mir, holdes, reines Herz — aber es muß sein . . ."

Denn er, der Vielerfahrene, verstand sich auf die wunderlichen Kompliziertheiten einer liebeskranken Phantasie. Und er wußte, daß manches Herz unsicher und stutzig wird, wenn man ihm sagt: Du bist geliebt. Und daß manch einer schon auf seinem Lauf hinter einem Irrwisch drein innehielt, wenn er plötzlich ein echtes, ein menschliches Licht aufglänzen sah . . .

„Ja," fuhr er fort. „Ich habe es begreifen müssen: Fräulein Carry liebt einen anderen . . ."

„Einsteigen!" rief der Schaffner und ging mahnend am Zug entlang.

Spanier erstieg den ersten Tritt.

Er bückte sich ein wenig und reichte Axel seine Hand, ihm fest, ihm mit höchster Bedeutung in die Augen sehend.

Dich, sagte sein Blick, dich!

Und ganz unerwartet übermannte ihn eine Weichmütigkeit, die ihm die Stimme unklar machte . . .

„Seien Sie kein Narr," sagte er.

Und verschwand im Wagen . . .

Axel fühlte nur, daß der andere seine Hand plötzlich fahren ließ . . . er hörte die von innerster Bewegung gebrochene Stimme noch in seinem Ohr, fast wie den Nachhall einer Klage . . .

Und er stand und sah dem rasch und sacht hinaushuschenden Zuge nach.

Betäubt von dem neuen Wissen . . .

Neuntes Kapitel.

Die Zeit glich Axel in diesem Winter oft einem unbedachten Kind. Manchmal lief sie in stürmischer Bewegung dahin und riß ihn mit sich, so daß ihm schien, er sei eine große Wegstrecke vorwärts gekommen. Dann wieder versäumte sie sich bei den Nebendingen, schien trüber Stimmung und lähmte alles und alle. —

Während der ersten vierzehn Tage seines neuen Lebens war Axel wie ein Festgast: die Umwelt besorgte seine Unterhaltung, ihm ihre Fatalitäten noch verbergend.

Da war Kleymann. Seinem Prinzip getreu schien er zunächst einfach nur zu schwelgen, die Stimmmittel seines Schülers nur bewundernd zu genießen, rundherum in allen musikalischen Kreisen davon lobpreisend. Daß kein Mensch solche Verzückung über einen neuen Schüler mehr für voll nahm, wußte Axel nicht. Er hörte auch nicht, daß Leonie, ganz klar ihren Lehrer übersehend, zu Carry sagte: „Ein paar Sachen kann Kleymann, die macht ihm kein Lehrer nach: Tragkraft und Glanz der Höhe und Mundstellung und so; wenn Axel das weghat, muß er den Lehrer wechseln; vielleicht wär's überhaupt besser gewesen, Kleymann wäre wie bei mir sein letzter, anstatt sein erster Lehrer geworden."

Dann waren da die beiden Beziehungen von früher: das geheimrätlich Mahlmannsche Haus und sein Korpsbruder Doktor Ratholz. Ein akademisch gebildeter, ansehnlicher und mit musikalischem Geschmack Tenor singender junger Mann ist jedem geselligen Haus immer willkommen.

Schon drei Tage, nachdem er bei Mahlmanns Karten abgegeben hatte, fand er eine Einladung zu einer Abendunterhaltung vor.

Doktor Ratholz schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er von des Freundes Entschluß hörte. Aber er war in seiner jovialen bierfröhlichen Gutmütigkeit viel zu wenig veranlagt, anderen Leuten in ihre ernsten Angelegenheiten hineinzureden. Außerdem wollte er sich gerade mit einer reichen Cousine in Stettin verloben, stand schon mit dem Fahrplan in der Hand und verhieß fast völlige Unsichtbarkeit und Ungenießbarkeit während der schauderhaften Bräutigamszeit mit ihren gesellschaftlichen Unbequemlichkeiten und Formalitäten. Aber zur Hochzeit nach Stettin müsse Wernefeld kommen, das verstand sich, und da war noch eine Tochter in dem Haus, aus dem Ratholz sich sein Frauchen holte; eine Tochter . . . er kniff nur das rechte Auge zu und pfiff durch die Lippen — es war genug preisende Kritik! Und nach der Hochzeit mußte Wernefeld natürlich Hausfreund werden, alle Sonntag den Braten mitessen und mit der kleinen Frau musizieren, denn wenn er — Ratholz — sich recht erinnere, sollte seine Braut auch Talent haben; aber genau wußte er es nicht. Er wollte sie mal fragen.

Alle zukünftigen Sonntagsbraten bei dem Ehepaar in spe hatten für Axel ja nicht den Wert, als es im Moment ein freier, ihm zu Diensten stehender Freund gehabt haben würde. Aber da Ratholz kein einziges mißbilligendes Wort über seine Konzertsängerlaufbahn gesagt hatte, ging Axel doch mit angenehmsten Empfindungen von ihm fort.

Bei der Wohnungssuche hatte er auch Glück. Er fand in einem sonnigen Hinterhaus bei zwei älteren adeligen Damen, die von einer bescheidenen Rente lebten, ein geräumiges Zimmer. Daß es mehr kostete als seine ganze Wohnung mit Morgen- und Abendbrot bei

Schmeers, verstand sich. Aber man war ja auch nicht in Gerlachshausen, sondern in Berlin. Seine Wohnung lag in der Motzstraße, und er brauchte nur eben über den Nollendorfplatz zu gehen und rechts hinauf in die Maaßenstraße, so war er bei den Forstingschen Damen, die dort eine vornehme, teure erste Etage bewohnten.

Sie hatten es ihm erlaubt: er durfte kommen, wann er wollte.

Aber er machte bald eine überraschende Entdeckung. Trotz der tiefen Trauer, die sie von jedem rauschenden Gesellschaftsleben fernhielt, waren die beiden Frauen immer in Bewegung, oder es war Bewegung um sie herum. Fast stets fand er Besuche bei ihnen: Persönlichkeiten aus der musikalischen Welt mit großem oder mit kleinem oder gar keinem Namen. Leonies wohlwollendes Interesse auch für die, die noch mit dem Marschallstab im Tornister verborgen umherliefen, schien unerschöpflich. An jedem Menschen fand sie irgend etwas, das ihre Phantasie anregte: sie witterte ein tragisches Familienschicksal oder eine seltene und verhängnisvolle Charakteranlage oder fand Schönheiten, wo andere Menschen nur ein gewöhnliches Gesicht sahen. Kurz, mit dem bengalischen Feuer, das sie sich immer wieder neu entzündete, brachte sie alles um sich in ungewisse und anziehende Beleuchtung.

Die Damen speisten auch oft außer dem Haus. Axel begriff gar nicht, wie ein Mensch so viel freundschaftliche Beziehungen haben könne.

Und er ertappte sich auf dem unwilligen Gedanken: Das ist doch gewiß nicht Carrys Geschmack!

Darüber klopfte sein Herz, als habe der Gedanke Zeugen gehabt.

Der arme Peter Forsting hatte viel Freunde besessen,

war ein stets hilfsbereiter Mann gewesen, liebte Gespräche über künstlerische Fragen, und da seine Begabung nicht ausgereicht hatte, Erfolge zu erringen, fand er vielleicht eine Art Ersatz in dem großen Kreis des Verkehrs, der ihm für seinen Geschmack, sein Wissen eine Art Publikum ersetzte.

Natürlich — all diese Verbindungen ließen sich nicht auf einmal zerreißen. Und Carry besonders setzte sie wohl aus Pietät fort. Zufällig kam Axel dahinter, daß sie arme junge Studierende unterstütze. Der Augenblick dieser Entdeckung war für ihn freilich ein harter.

An einem Novembertag, der wie ein Filzdeckel düster und still über der gewaltigen Stadt lag, war Axel zum Fünfuhrtee in die Maaßenstraße gegangen. Er war eigentlich das erste Mal in einer Stimmung, die eines Sonnenstrahls von außen bedurfte, um wieder hell zu werden; von innen heraus konnte er sie nicht klären. Kleymann war nämlich aus seiner ersten Periode, der Schwelgerei, in die zweite getreten: der Verachtung alles dessen, was sein Schüler bisher erlernt, bei anderen Lehrern erlernt hatte.

Leider fand Axel die Frauen nicht allein. Da war Frau Lebus im Hut mit großen Straußfedern und dem Doppelkinn über dem mit Brillantsplittern umfaßten Emailbild des alten Kaisers, das als Brosche ihren gelben Halskragen schloß. Sie hielt in den fleischigen Händen die Teetasse sorglich über dem straffen schwarzen Kleiderstoff, der ihre auseinandergestemmten Kniee umspannte. Frau Lebus sprach mit leidvoller und doch gelassener Stimme über die Kränkung, die ihr Mann erfahren. Man hatte die Hauptrolle in der Novität nicht ihm, sondern dem Kayserling gegeben; das hieß ja, mit Gewalt das künstlerische Niveau drücken, wenn man

einen Lebus kalt stellte, um einen Kayserling in den Vordergrund kommen zu lassen. —

Da war eine überschlanke Geheime Kommerzienrätin mit blassen Augen und nervösen, verwaschenen Zügen, mit pariserischer Eleganz gekleidet. Sie war hier, um Leonie zur Mitwirkung bei einem Wohltätigkeitsfest anzuflehen. Der Zweck war so wichtig und gut. Leonie sagte zu. Sie hätte auch zugesagt, wenn der Zweck töricht gewesen wäre. „Diesen Winter noch," sprach sie aus.

Axel dachte dem Wort nach. Er ging zu Carry, die neben der mit orangefarbener Seide verschleierten Lampe den Teetisch verwaltete. Er fragte leise.

„Nun, da Leonie für diesen Winter noch nicht auf viel Engagements rechnen darf, hat sie noch Zeit und bedarf auch keiner Schonung," sagte Carry mit ihrem gütigen Lächeln.

„Nicht viel Engagements? . . . Nach d e m Erfolg?" Er war ganz erstaunt. Er hatte gedacht, nun kämen die Siege für Leonie Schlag auf Schlag.

„Aber bedenken Sie doch: alle Musikgesellschaften, die in der Saison große Konzerte veranstalten, haben sich schon mit Solisten versehen. Das wird im Frühling, längstens im Sommer alles abgeschlossen. Leonie kann höchstens mal einspringen, wenn irgendwo eine Sängerin krank wird. Oder auf eigene Hand Liederabende veranstalten. Der Agent wird ihr auch eine kleine Tournee zusammenstellen."

Sein Gesicht erleuchtete sich. Dann eilte sie ihm also diesen Winter noch nicht so beängstigend voraus? Das war doch wie ein Gewinn für ihn — einen ganzen, langen Winter Gewinn . . .

„Das ist — das ist schön für mich," sagte er unbedacht.

Carry veränderte ein wenig die Farbe. Aber sie

sah ihn gerade an, mit glänzenden, sich verdunkelnden Augen.

„Sie sehen daraus, wie langsam das Vorwärtskommen ist — selbst nach so großem Erfolg," sagte sie halblaut.

Er schwieg. Er war unglücklich. Er fühlte, daß er ihr wehgetan. Und er fühlte auch ihre große Sorge um ihn, die er doch von sich stoßen wollte wie ein Schwimmer die Algen, die sich um seine Füße verstricken. Er trat von ihr zurück.

Außer Frau Lebus, die in ihrer getragenen Entrüstung verblieb, und der ermüdeten Kommerzienrätin, die mit langen, weißen Fingern die Zobelschwänze ihres Pelzkragens bearbeitete, der an der Lehne ihres Stuhles herabgeglitten war — außer diesen befanden sich noch drei Herren im Zimmer.

Baranowitsch, der vergessen hatte, seine Galoschen auszuziehen, weil er in rasender Aufregung war: sein Konzert in Wien kam so gut wie gewiß zu stande. Das gleiche Programm wie hier. Natürlich mit Leonie als Solistin. Nur anstatt Schubertsche Lieder etliche von ihm selbst. Vor vier Wochen hätte Leonie sich noch dagegen gewehrt, aber da sie mit einer Arie von Baranowitsch so viel Erfolg gehabt hatte, wollte sie es auch mit seinen Liedern wagen, wenn ... Dies „wenn es mit Wien zu stande kommt" beherrschte sie und Baranowitsch fast völlig. Nebenbei erzählte er auch, daß er einen Brief vom Fürsten Lubotin habe: die Krankheit der sterbenden Fürstin könne sich noch monatelang hinziehen, so würde der Fürst sich fürs erste noch nicht um die russische Tournee seines Schützlings kümmern können. Der Gruß für Leonie, den Baranowitsch vom Fürsten überbrachte, ging an ihrem Ohr vorbei. Was waren ihr in dieser

Stimmung alle Fürsten der Welt: sie lebte und glühte in dem Gedanken, in Wien zu singen. —

Ferner war anwesend der Leutnant z. D. August von Potter, ein Amateurkomponist, der aber bei Baranowitschs Aufregung und Leonies Eifer nicht recht zu Wort kam. Er hatte Leonie Lieder gebracht, Potter opus 30 bis 35. Es waren lauter Liebeslieder. Und Herr von Potter haßte die moderne Richtung und war für „thematische Ideen" und „Anlehnung an das Volksempfinden", was sich, nach Kleymanns Ausspruch, darin kundtat, daß viele Pottersche Lieder an „Fischerin, du kleine" erinnern sollten. Leonie behauptete gutmütig, die Lieder seien ganz nett, und sie hatte Potter versprochen, auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung mal eines zu singen, denn sie wußte: er konnte einen Erfolg wohl brauchen, auch in finanzieller Hinsicht. Nun kam er mit zäher Ausdauer immer wieder vor, ein fleischgewordenes Memento. Er sah blond und ungemein militärisch gepflegt aus. Das wollte er auch. Er wäre sich deklassiert vorgekommen, wenn man ihn etwa für einen Standesgenossen von Baranowitsch gehalten haben würde.

Und endlich befand sich noch ein blasser, stiller junger Mensch im Zimmer; eigentlich sah er aus wie ein Primaner, dem das Leben noch keinen einzigen Zug scharf oder stark gemacht hat, und der sich mit seinem ganzen Wesen noch hinter den Schranken der Bescheidenheit oder der Unsicherheit halten muß. Als Axel, der vergangenen eigenen grünen Zeit gedenkend, sich freundlich zu ihm wandte, entdeckte er, daß dies Jünglingshafte nur eine äußerliche Farbe sein mußte: dunkle, tiefe Augen voll schweren Nachdenkens sahen ihn an. Der junge Mann hieß Gerbrand und war Bildhauer.

Nach einer kleinen Stunde fühlte Axel, daß er für heute auf keine ruhige Aussprache mit Leonie mehr hoffen durfte, und daß er nicht dazukommen werde, sich über Kleymanns verwandeltes Wesen auszusprechen. Er ging. Der junge Gerbrand schloß sich ihm an. Und Axel bemerkte, daß er beim Abschied einige hastige, geheime Worte mit Carry wechselte, während der sein Gesicht dunkelrot wurde, und Carry lächelte, schonend, mütterlich — jeder Zug ihres Gesichts eine Wohltat.

Auf der Straße sprach der junge Gerbrand: „Es ist wundervoll, daß es solche Menschen gibt."

„Ja, es sind auserlesene Geschöpfe. Alle beide," sagte Axel. Vielleicht sagte er nur „beide" aus seinem neuen Wissen heraus . . .

„Aber ich hoffe, ihr einmal zu danken . . . sie wird erkennen, daß sie der Kunst diente. Ich überlebte es nicht, wenn es anders würde! Ihr Vater war mein Gönner. Sie sagt, sie sieht es als sein Vermächtnis an. . . . Ich bin ja nicht der erste Künstler, den Großmut subventioniert. Aber — von jeder anderen Hand als von der ihren schiene es mir Almosen. Sie können, Sie werden mir ja nachfühlen," sprach der junge Mensch, in Überschwang geratend und voll Bedürfnis aus seiner dankbaren Ehrfurcht heraus Carry gegen einen Vertrauten zu preisen. Denn er sah in Axel einen Genossen...

„Ich?" fragte der, „ich? . . ."

„Nun — ich denke doch . . ." Der junge Bildhauer stockte. Denn er fühlte, daß es nur grenzenloses Erstaunen war, daß der Doktor Wernefeld neben ihm einfach mitten auf dem Bürgersteig stillstand. Aber er hatte es von zwei oder drei Seiten gehört: dieser Doktor Wernefeld bekommt das Geld zu dem Studium von Carry Forsting vorgestreckt.

„Was fällt Ihnen ein!“ rief Axel böse.

„Mein Gott — es sagte irgend jemand . . .“

„So berichten Sie diesem jemand, daß ich kein Almosenempfänger bin,“ sprach Axel schneidend.

Der Schmerz, die Demütigung, die er empfand, erregten ihm ein Gefühl körperlicher Übelkeit. Ihm schwindelte beinah.

Der arme junge Mensch hatte eine Ohrfeige bekommen, die ihm gar nicht zugedacht worden war.

„Finden Sie es so schimpflich?“ fragte er, und seine Augen füllten sich mit Tränen. „Um der Kunst willen kann man viel — und dann: so wie s i e gibt und hilft . . .“

Axel ergriff seine Hand.

„Verzeihen Sie mir,“ bat er, „ich wollte Sie nicht kränken. Gewiß, man darf einen Stecken nehmen, wo man ihn angeboten bekommt, wenn man ihn braucht, um bergan zu können. . . . Aber für mich wäre das anders — und besonders hier anders . . . glauben Sie mir. Man kann nicht alles erklären.“

Gerbrand war bereit, auch ohne Erklärung zu glauben. Das heilte ja am schnellsten die Verletzung seiner empfindlichen jungen Ehre. Sie hatte sich zuvor in dem Gedanken gesonnt: auch ein Mann von Titel und Wissen wie Doktor Wernefeld läßt sich vorwärtshelfen in seiner Kunst. Und ungefähr erriet auch Gerbrand die Wahrheit. Denn auf Axels Wesen blinkten alle Augenblicke Reflexe auf, die die Sonne Leonie hervorrief, und das konnte eigentlich niemand verborgen bleiben.

Freilich, wenn es so war, konnte Axel von den Frauen keinen Beistand annehmen, und dann war es auch wohl nur Klatsch, daß Wernefeld ein ganz mittelloser Mann sei.

Weil er selbst sehr litt, hatte Axel Mitleid mit dem

jungen Menschen und trachtete danach, ihm seine Sicherheit wiederzugeben. Wie alte Freunde gingen sie zusammen durch den Strom des Straßentreibens, seiner oft sich andrängenden und oft sich stauenden Fluten kaum achtend. Und sie sprachen immerfort von Carry. Sie priesen sie über alle Maßen. Denn der eine wollte ja dem anderen immerfort beweisen: von ihr darf man jede Hilfe annehmen, jede!

Dabei wurde Axel wunderlich zu Mute. Und die Bitterkeit löste sich in Wehmut auf. Er dachte, was Spanier sagen würde, wenn er ihn so Carrys Wert lobsingen hörte.... Und während er mitten im Straßenlärm neben dem fremden jungen Menschen herging, war ihm immerfort, als müsse er sich vor Carry schämen, ohne sich klarmachen zu können, weshalb denn ...

Die überraschende Entdeckung, die Axel so gemacht, vergiftete seine bisher bewahrte Unbefangenheit. Also es gab Menschen, viele oder wenige, das galt gleich, die der Ansicht waren, er lebe hier auf Carry Forstings Kosten! Diese Ansicht mußte natürlich auf das gründlichste zerstreut werden. Axel glaubte, den von Geldfragen ziemlich Unabhängigen betonen zu müssen, und wenn er mit Kleymannschülern und anderen Musikbeflissenen zusammen war, steckte er seinen bescheidenen Ausgaben nicht mehr die Grenzen wie zuerst.

Sein Budget war so genau eingeteilt. Sein bißchen Geld reichte knapp noch für ein und ein halbes Jahr. Und auch das nur, weil Kleymann ihm zwei Drittel der Stundengelder kreditierte; er sollte später von jeder Einnahme einen Anteil an Kleymann geben, bis alles getilgt war. Der Professor war dafür bekannt, daß er sich äußerst selten auf solche Vereinbarungen einließ, eigentlich nur, wo er eine „große" Karriere sicher von

seinem Schüler erwartete. Aber auf irgend eine Weise fühlte alle Welt bald heraus, daß er von Axel keineswegs so etwas erwartete. Warum also dieses Entgegenkommen? Auf diese Frage eines guten Freundes hatte Kleymann in aller Harmlosigkeit geantwortet: „Die Forstingschen Damen stehen ja hinter ihm.“ Allerhöchstens mochte das halbklare Gefühl dabei gewesen sein, „der ist mir gut — im Notfall läßt mich Carry Forsting nicht reinfallen“. Aber aus dieser Äußerung war das Gerücht entstanden.

Auf dem Abend bei Geheimrat Mahlmanns langweilte Axel sich tödlich. Er konnte nicht begreifen, wie ihm damals dies Haus zu imponieren vermochte.

Auch kam es ihm vor, daß Mahlmanns sofort kühler wurden, als er erzählte, daß er sich in Berlin keineswegs zum Vergnügen aufhalte oder irgendwo Assistent geworden, sondern Konzertsänger zu werden denke und Kleymannschüler geworden sei. Bei Mahlmanns war Professor Scheurer der „einzige“ Lehrer in Berlin, bei dem man studieren konnte. Die beiden Fräulein Mahlmann stellten Axel mit einer Entschiedenheit, als hinge sein Leben daran, vor, daß er den Lehrer sofort wechseln müsse. Sie rechneten ihm so viel Fehler der Kleymannschen Methode vor, daß es eigentlich unfaßlich wurde, wie ein solcher Charakter in der Hauptstadt auch nur zu einem halbwegs bekannten Namen hatte kommen können. Hingegen war die Methode von Professor Scheurer nach ihren Aussagen die einzige, die Erfolg garantierte.

Außer diesen Beunruhigungen verspürte er noch das Unbehagen des Unterschieds zwischen damals und jetzt. Damals war er als Sendling des Onkels und Bruders, der für ihn um „liebevolle Aufnahme“ ge-

beten, zu Mahlmanns gekommen. Jetzt war er nichts. Bloß ein „Kleymannschüler".

Leonie, der er das vortrug, redete ihm zu: das seien Stimmungen, Empfindlichkeiten, Einbildungen. Daß es gräßlich bei Mahlmanns sei, glaube sie unbesehen. Aber das sei egal für ihn. Er müsse hingehen, immer wieder hingehen. Man müsse sich Beziehungen schaffen. Er solle nur immer daran denken, daß er eines Tages Publikum für seine Konzerte brauche, und ehe man einen großen Namen habe, müßten eben die Bekannten und Freunde das Publikum bilden und heranschaffen.

Das ekelte ihn beinah an. Jetzt schon sollte er sich langweilen und seine Kunst im Salon zum Bedienten machen, der mit Vorträgen aufwartet wie andere Lakaien mit Sekt und Sektgläsern? Nur damit man ihm eines Tages ein Dutzend Konzertbillette abkaufe?

Er sah Carry an. Er fragte sie, ob es nötig sei. Ohne es zu wissen, gewöhnte er sich daran, sie nach allem zu fragen. Er sagte sich jeden Tag: Was Spanier mich da glauben machen wollte, ist Unsinn; sie liebt mich nicht, und es wäre ja schmerzlich für sie und mich, wenn sie mich liebte. . . . Aber jedesmal, wenn er aus den Fugen kam, trieb ihn eine unbestimmte Empfindung, sich an sie zu wenden. Sie meinte es doch gewiß gut mit ihm . . .

Carry mochte ihn nicht wieder ansehen bei seiner Frage, denn sie wußte, es tat ihm weh, als sie Leonies Reden bestätigen mußte.

Er fuhr auf.

„Solcher Art meine künstlerischen Geschäfte zu machen, dafür dank' ich."

Leonie lachte.

„Der Stolz gibt sich, lieber Freund."

„Nein,“ sagte Carry in ihrem tiefen Glauben an seinen Wert, „nein, bei ihm nicht. Er ist kein Handelsmann.“

Ach, er war aber auch kein königliches Genie, das sich ohne Gefahr gelegentlich bücken darf, weil der Kronreif ihm zu fest sitzt, als daß er abfallen könnte. Nein, so ein Auserlesener war er nicht.

„Gottlob nicht,“ dachte Carry weiter. Denn sie wußte es: die mit solchen Kronreifen scheinen in die Welt gesetzt, um selbst zu leiden oder andere leiden zu machen.

Und wenn Carry ihm eine häßliche Wahrheit bestätigte, wurde sie gewissermaßen ehern für ihn, legte sich ihm hart und schwer aufs Gemüt.

Zu einer immer neuen Veranlassung der Unruhe wurden auch die vielen Konzertbillette, die er bekam. Anfangs gab Kleymann ihm etliche, er hörte auch, bestrebt, von allen zu lernen, jeden Sänger und jede Sängerin an. Nach und nach, im Maß, wie er unter den Musikstudierenden bekannt wurde und die Gesichter unterschied, sah er, daß in den meisten Fällen das Häuflein der Zuhörer nur aus Freibillettbesitzern bestehen konnte. Kleymann hatte aber wohl seinen Namen der Musikalienhandlung oder der Konzertagentur aufgegeben, denn bald bekam er Karten zu den Konzerten von allem, was geigte, spielte, sang. Nur natürlich nicht zu den Konzerten der ganz namhaften Künstler, die er hören mußte. Dazu hieß es, sich dann einen Platz kaufen. Er begnügte sich dann aber nicht mit einem billigen, denn es wäre ihm unerträglich gewesen, nicht neben Leonie sitzen zu können. — Eines schönen Tages hatte er gerade dreiundfünfzig Konzertbillette auf seinem Tisch, und nur zwei davon waren selbstgekaufte . . .

Rasch, sehr rasch wurde ihm die Phantasie ein wenig

blutarm. Sie hatte nicht mehr recht die frische Kraft, ihn Abende voll Sieg und Glanz vorweg erleben zu lassen. Sie hatte eine sehr schädliche Bekanntschaft gemacht, nämlich mit der Furcht. Und das ist durchaus kein bekömmlicher, erheiternder Umgang für die holde Törin.

Aber sowie er das spürte, setzte sein trotziger Wille ein.

Er wollte siegen. Er mußte siegen. Er verdoppelte seinen Fleiß. Anstatt der ihm von Kleymann vorgeschriebenen Zeit trieb er den ganzen Tag phonetische Studien und übte Intervalle, Tonansätze, wollte Kleymann voraneilen und probte in Tönen und Lagen, die im Moment durchaus ruhen sollten, was freilich Kleymann versäumt hatte zu erwähnen, weil er es gar nicht für möglich hielt, daß ein Schüler einen Schritt ohne das Gängelband seiner autoritativen Anordnungen tun könne.

Die beiden alten Fräulein, bei denen er wohnte, litten sehr darunter, denn Fräulein von Seydebrecht I hatte oft nervöse Zahnschmerzen, die immer anfingen, sowie sie im Bett warm wurde; so schlief sie wenig und hätte es gern Tags etwas nachgeholt. Fräulein von Seydebrecht II hatte einen gänzlich unmusikalischen Hund, und der arme kleine Köter, der ohnehin an den Kompliziertheiten einer merkwürdigen Rassenmischung zu tragen hatte und zwischen der philosophischen Weisheit seines Dackelvaters und der leichtlebigen Unruhe seiner Pudelmutter sich hin und her geworfen fühlte, dieser arme kleine Köter wimmerte immer laut oder leise vor sich hin, wenn nebenan A- und O-Übungen gemacht wurden. Aber Fräulein von Seydebrecht I fürchtete beständig das Opfer eines Raubmordes zu werden und freute sich so sehr des endlich gefundenen, gebildeten, männlichen Mieters. Und Fräulein von Seydebrecht II nahm sehr gern die Konzertbillette an, die Axel ihnen

reichlich schenken konnte; sie hatte in ihrer Jugend in einem Gesangverein mitgesungen und hielt sich deshalb für musikalisch und urteilsfähig.

Aus diesen Gründen litten sie still und kündigten Axel nicht.

Das übermäßige Üben war der Klangfarbe von Axels Stimme nicht eben nützlich, und Kleymann horchte oft auf und verfiel in solch zorniges Entsetzen, daß Axel sich wie ein Sextaner vorkam. Kleymann wußte in solchen Momenten nicht, „wie er überhaupt dazu käme, sich mit einem so verschrieenen Schmalztenor abzugeben". Was freilich nach fünf Minuten durch einen Anfall des Entzückens über Axels Mittellage, und was noch aus ihr werden könne, wettgemacht wurde.

Das Konzert Baranowitsch in Wien kam zu stande. Unmittelbar vor dem Weihnachtsfest sollte es stattfinden. Und sofort nach Neujahr schloß sich eins in Budapest daran, eine genaue Wiederholung des Wiener Programms, nur daß man natürlich ein anderes Orchester haben und auch mit diesem erst proben müsse. Es wäre ein Unsinn gewesen, für die Zeit, die zwischen dem 20. Dezember, dem Tag des Wiener Konzerts, und dem 3. Januar, dem Budapester Konzerttag, lag, erst nach Berlin zurückzukehren.

Axel sah es selbst ein, daß es Unsinn gewesen wäre. Und dennoch, als er es erfuhr, wurde er still vor Schmerz.

Leonie, die nur ganz erfüllt von dem Ereignis war, kam ihm strahlend damit entgegen. Sie dachte ja gar nicht daran, daß der liebe, gute Doktor, der doch auf Carry und sie angewiesen war, nun trostlos einsame Festzeiten in Berlin verleben müsse. Sie merkte auch noch nicht gleich, wie ihn das traf.

Er stand vor ihr und sah an ihr vorbei und sah Carry

an. Die wandte rasch den dunkel gewordenen, tränenerfüllten Blick ab.

„Ich wünsche Glück," sagte Axel und zwang sich ein Lächeln ab; „es wird ein Sieg werden wie hier."

Da hörte sie an seinem Ton, daß es ihm weh tat. Sie nahm ihn an der Hand und zog ihn mit sich zu Carrys Tischchen, an dem die saß und den schwarzsilbernen Pompadour fertigstickte.

„Sag ihm, er soll mitkommen," rief sie eifrig. Denn sie sah ein betrübsames, äußerst rührendes Bild vor sich: den armen Freund einsam, am Fenster in die bestirnte Nacht hinausstarrend, hinter ihm auf dem Tisch ein dürftiges Tannenbäumchen mit drei kleinen Lichtern, die melancholisch glänzten; von fern her klang eine Drehorgel mit ihren vollen, tremolierenden, schmachtenden Tönen; und nun erlosch das letzte der drei armen Lichtlein, wie Glück und Stern erlöschen. . . . Nein, so etwas Herzzerreißendes an Weihnachtseinsamkeit sollte der arme Axel um keinen Preis erleben.

„Sag ihm, er soll mitkommen."

Carry wurde verlegen. Was sollte das heißen? Etwa, daß Leonie sich dachte, man könne ihn als Gast mitnehmen? Denn sie wußte doch, daß er kein Geld hatte, sich solche Reise zu gönnen. Es war ja aber unmöglich, ihn einzuladen.

„Ich kann leider nicht mitkommen," sprach Axel, für den Augenblick wenigstens leise getröstet durch ihren Wunsch, ihn mitzuhaben. „Ich muß arbeiten — lernen — keinen Tag darf ich versäumen. Und ich habe auch kein Geld zu solcher Reise," schloß er mit leisem Erröten.

„Wie schade! Es wird gewiß himmlisch in Wien. Und gar erst in Pest. Nicht wahr, Carry, wir werden auch in die Pußta hinausfahren?"

„Deine Phantasie brennt wieder mit dir durch," scherzte Carry.

Baranowitsch kam voll herrischen Ungestüms und fing an, sich leidenschaftlich mit Leonie herumzustreiten über ein Lied, das sie durchaus nicht singen wollte, und das er gerade als wichtigstes Zeugnis seiner Lyrik ansah.

Leutnant z. D. August von Potter machte wieder einmal Besuch und brachte Potter opus 35 bis 40 und wagte die Andeutung, ob Frau Forsting vielleicht in Wien seine „Liebesstürme" singen wolle, vielleicht als Zugabe. Darüber bekam Baranowitsch einen förmlichen Lachkrampf. Es war das erste Mal, daß man ihn lachen sah. Potter richtete sich voll ablehnenden Hochmuts auf und fixierte mit halbgeschlossenen Augen Baranowitschs wenig appetitlichen Hemdkragen.

Axel war bei Carry geblieben und ließ Leonie sich mit Baranowitsch und Potter allein zurechtfinden. Er hatte sich ihr gegenübergesetzt und spielte zerstreut mit den Silberflittern und den schwarzen Seidensträhnen.

„Freuen Sie sich auf Wien?" fragte er.

„Nein," antwortete Carry leise, „gerade dieses erste Weihnachtsfest ohne ihn hätte ich still verbringen mögen."

„So verhindern Sie diese Reise!" Er stieß es heraus. Und das Rot seiner fieberischen Erregung flackerte über sein Gesicht.

Sie sah ihn an.

Und mit einem Male dachte er an das Wort der alten Frau Schmeer, von den Augen, die in Leiden hineinsehen können.

Ja, Carrys Augen sahen in die seinen hinein . . .

„Wie könnte ich das! Ein Erfolg in Wien wird Leonie sehr, sehr nützlich sein.... Und Sie wissen es . . .

Sie besser als alle Menschen: ich darf sie nicht verlassen ... Sie haben sein letztes Wort gehört ..."

Er griff über den Tisch hinüber nach ihrer Hand. Er fühlte, daß sie litt wie er.

Sie duldete es, daß er ihre Hand umschlossen hielt wie einer, der sich halten will. Sie war sehr blaß. Aber ihre Züge zeigten einen verschlossenen, stolzen Ausdruck. —

Und sie reisten wirklich ab. Zusammen mit Baranowitsch, der in einem ganz neuen wertvollen Pelz beinah aussah wie ein polnischer Bankier. Es war ein Geschenk des Fürsten Lubotin. Nachmals wußte es Leonie sehr amüsant zu beschreiben, wie dieser Pelz während der Reise durch Zigarettenasche, Kaffeetropfen, Staub und das Anlehnen an feuchte Fensterscheiben rasch in solchen Zustand kam, daß die Damen in Wien schon verlegen wurden, wenn sie sich neben Baranowitsch und seinem Pelz auf der Straße zeigen mußten.

Übrigens prophezeite sie es ihm schon in Berlin auf dem Bahnhof bei der Abreise, und die Neckerei mit dem Pelz beherrschte die letzten Minuten. Axel hatte gewiß kein Recht, sich dadurch gekränkt zu fühlen. Für einen Abschied von vierzehn Tagen konnte er keinen Aufwand von gerührten Worten und warmen Blicken erwarten, und wenn auch das Weihnachtsfest und der Jahreswechsel dazwischen lagen. Aber er war eben schon empfindlich und verlangte eben schon zu viel. Jeden Tag mehr. Mit der Qual der Leidenschaft wuchsen ihre Ansprüche.

Tief verstimmt verließ er einsam den Bahnhof, ein letztes Winken der weißen, beringten Hand im Gedächtnis. Ja und einen traurigen Blick von Carry ...

Der machte ihn noch nachträglich weich, so gefährlich

weich, wie einem manchmal gerade ein Trostwort alle Beherrschung entwinden kann.

Er ging die Potsdamerstraße hinunter. Sie lag in jenem harten Beleuchtungswechsel von schwarzen Schatten, die der dunklen Abendstunde gehörten, und den Lichtströmen, die aus den Schaufenstern brachen und von den Bogenlampen verbreitet wurden. Weit draußen vor der Stadt mochte es kalt sein, und vielleicht lag auch ein friedlicher, dünner Schneeflaum über stillen Feldern und den gefrorenen Rasennarben der Wiesen. Hier spürte man keinen Winter. Er mußte schon mit protzigen Schneemassen kommen, um in der Stadt auftrumpfen zu können. Leise Noten wurden hier nicht gehört. Sauber, hellgrau und trocken war der breite Bürgersteig.

Also nun würde er Weihnachtsabend ganz allein sitzen, dachte Axel. Und es kam ihm so vor, als habe er sonst Familie gehabt, und als habe er sich selbst von ihr verbannt. Wie war's denn sonst gewesen? In den ersten zwei Studienjahren reiste er Weihnachten noch heim zum Vater. Dann gab es kein Vaterhaus mehr, sondern nur noch zwei Gräber. Er wurde von seiner Schwester Adele eingeladen, ganz korrekt, jedesmal wenn das Fest sich nahte. Aber da er sich mit ihr seit ihrer Geldheirat nicht mehr verstand, sagte er stets ab und verbrachte sein Fest in Jugendfröhlichkeit und Wichtigkeit mit Kommilitonen. Auch voriges Jahr hatte Adele ihn wieder eingeladen. Aber da war er im Sanatorium Mahlmann und half dem Doktorpaar den wenigen, über das Fest in Behandlung verbliebenen Patienten „Familienstimmung“ vortäuschen.

Und dieses Jahr?

Vielleicht wäre er zu Adele gefahren. Zu einem

Retourbillett dritter Klasse nach Frankfurt hätte es gereicht. Er wäre vielleicht gefahren, um vor seinen Gefühlen davonzulaufen. Aber diesmal hatten Adele und ihr Mann ihn nicht eingeladen. Der ohnehin so lose seelische Zusammenhang war fast zerrissen durch sein Beginnen, das Adele in der schroffsten Weise mißbilligte. Sie hatte gleich geschrieben, das sei Unsinn, und sie sähe voraus, daß Axel ihnen eines schönen Tages kommen werde. Seid ruhig, hatte er zu diesem Brief gedacht, ich werde euch niemals „kommen". Und übrigens war es eine alte Geschichte: Geschwister haben im Urteil von Geschwistern nie Talent.

In Gerlachshausen wäre er natürlich bei den alten Schmeers gewesen . . . darüber glitt er schnell weg. Den Klang dieses Namens erstickte er immer gleich bei sich.

Wie hatten ihm denn schließlich diese alten Leute schon so viel werden können? Ein knappes halbes Jahr war man beieinander gewesen. Es war also natürlich auch nur Stimmung, wenn es ihm zuweilen deuchte, als sei dort in Gerlachshausen seine Heimat — als möchte er wohl einmal, einmal seinen Kopf in den Schoß der alten Frau legen, wie er als kleiner Junge bei der Mutter getan, wenn ihm das Herz schwer war und er nicht wußte, warum es denn eigentlich so schwer sei.

Wie er so durch diese laute Straße hinging, fiel ihm ein, daß die alte Frau wachsam und besorgt im Bett aufsaß, wenn sie hörte, daß man ihn herausgeklingelt. . . . Mit unerträglicher Deutlichkeit sah er die Kakteen sich auf dem Fensterbrett sonnen in ihren graugrünen, stachlichten Wurstleibern . . . in der friedlichen Stube. . . . Er trat an das Schaufenster, das gerade lockte. Anderes sehen, anderes denken . . .

Es war das Schaufenster einer großen Kunsthandlung. Da stand eine grünliche Bronzestatue in etwa halber Lebensgröße — in feinster Farbenharmonie stand sie vor und auf einem samtartigen, bräunlichen, dunklen Stoff, der auch allerlei künstlerischen kleinen Geräten als Unterlage diente. Von sanftem Licht war alles klar beleuchtet. Axel stand wie ein Käufer, der vertieft die Wahl trifft, und sah doch eigentlich gar nichts. Und endlich streifte sein Blick an der Gestalt von Bronze hinauf, die als großes Mittelstück die Auslage beherrschte.

Er erschrak, wie man sonst nur beim Anblick eines lebendigen Menschen erschrecken kann.

Es war die Bacchantin. Das Original der Statuette, die ihm Leonie und Carry damals geschenkt aus Peter Forstings Kunstschätzen ... gerade diese, weil der Verstorbene sie sehr geschätzt habe ...

Und er glaubte wieder wie in jener schwülen Augustnacht die Ähnlichkeit zwischen diesem schlanken, sich leidenschaftlich vorwärts drängenden Frauenleib und Leonies Gestalt zu erraten ...

Er mußte lange vor dem Fenster stehen bleiben. Die Erinnerung an seinen glühenden Traum brannte zu heiß und schwer in seinen Adern ...

Und wie ein geschlagener Mann ging er endlich heim.

Er fühlte: langsam wuchs das Elend. Und sie? Ob sie wohl viel an ihn dachte? Gewiß, dachte er. Weil er so denken mußte! War sie denn nicht immer gütig zu ihm — von einer intimen, strahlenden Güte, wie ein Weib nur gegen den sein sollte, den es liebt?

Und als eine ganz vorsichtige Stimme in ihm dagegen fragte: Ist sie aber nicht mit jedem so, der im Augenblick ihr Interesse erweckt, einerlei ob Weib oder Mann, ob jung oder alt? fuhr er gegen diese Stimme

gewaltig auf. Das war reine Eifersucht, wenn er so etwas dachte. Und nur nicht eifersüchtig sein auf eine so glänzende, so künstlerisch begabte Frau! —

Ein paar schwere Tage schlichen hin, an denen sich Axel derart mit Arbeit betäubte, daß sogar Fräulein von Seydebrecht I mit weinerlichem Lächeln meinte, Herr Doktor sollten sich etwas Ferien gönnen, und Fräulein von Seydebrecht II ein Konzertbillett ablehnte mit dem Seufzer, sie sei zur Zeit etwas nervös und könne Musik nicht recht aushalten. Axel merkte leider nichts. Und die guten Damen konnten es gar nicht fassen, daß er nicht Freunde oder Verwandte hatte, zu denen er reiste. Sie hatten sich so auf Weihnacht gefreut gehabt ... aber entgelten ließen sie es ihm nicht, und am 24. Dezember lag sogar ein brauner Pfefferkuchenmann neben seiner Kaffeetasse, der sehr sinnig eine Lyra im Arm trug, die durch weiße Zuckerfäden angedeutet war. Und auf dem Postament, das die dicken, nach Kuchenmännerart ganz auswärts gesetzten Füße trug, stand: „Singe, wem Gesang gegeben."

Natürlich war sein Festtisch nicht allein mit diesem Pfefferkuchenmann bedeckt. Adele schickte ihm eine Nickelmaschine zum Teebereiten und ein Dutzend elegante Taschentücher. Frau Leonie Forsting hatte auf ihre Visitenkarte geschrieben: „Fröhliche Weihnacht" und ihm ein sehr schönes Tintenfaß gekauft, Carry Forsting dazu die Schreibmappe gegeben. Beide Gegenstände waren von den Damen natürlich vor ihrer Abreise für ihn gekauft und verloren dadurch ganz unbeabsichtigterweise den Charakter der liebevollen Aufmerksamkeit.

Mit einem geradezu naiven Egoismus hatte er sich eingebildet, daß wenigstens Carry trotz der Ferne, die zwischen ihnen lag, ihm ein Wort zuzurufen verstehen werde — ein gutes, ermutigendes Wort . . .

Und am Nachmittag traf ein Paket ein, das er nur zu sehen brauchte, um zu wissen, woher es kam. Ein Paket von unregelmäßiger Form, mit allerlei wunderlichen Auswüchsen, mit viel zu dickem Bindfaden umschnürt und mit vielerlei Siegeln versehen — wie alte, flinke und doch schon ein bißchen unsichere Hände packen, ein Paket, wie es Leute machen, die der Post denn doch nicht so ganz unbedingtes Zutrauen schenken.

Zu den selbstgestrickten Strümpfen und dem grauleinenen Zeitungshalter, die mit ihrer Weichheit den Kern des Pakets, Pfeffernüsse, vorm Zerkrümeln geschützt hatten, schrieb die alte Mama Schmeer:

„Lieber junger Doktor!

„Sie haben uns ja manchmal geschrieben. Aber es stand eigentlich gar nichts drin in den Briefen. Ich sagte zu Schmeer, daß sie so wenig Inhalt haben, kommt gewiß davon, daß sein Leben zu viel hat. So Gegensätze gibt's.

„Schmeer und ich, wir schauen uns manchmal an und warten, und es ist uns gerad, als müßt' droben im Flügelzimmer eins an zu singen fangen. Aber es fängt keins an. Und es ist recht still bei uns.

„Nun kommt ja der neue Doktor in drei Tagen. Er soll nicht bei uns wohnen. Aber es ist gut, daß er kommt. Denn der junge Krolpa muß bald fort wegen seinem Sanatorium; es soll was Großmächtiges sein. Und den alten Krolpa hat's seit der Lungenentzündung. Schmeer sagte es gleich: Einer, der immer gesund war und kriegt in die hohen Sechziger so was, da ist kein völliges Erholen mehr.

„Der Spanier hat sich was Neues angewöhnt: er kommt jeden Nachmittag mit Schmeer Halma spielen. Das ist mir recht lieb, da kann ich immer ein bißchen von Ihnen reden und vom lieben Fräulein Carry, die

Sie schön grüßen können. Sonst ist er aber ganz wie immer.

„Manchmal möcht' ich hineingucken können in Berlin, so von oben her, wie wenn man vom Topf den Deckel hebt und sieht, ob's schon kocht. Hoffentlich sähe ich nur Gutes. Dies wünschen Schmeer und ich auch fürs neue Jahr. Und vergessen Sie nicht ganz

die zwei Alten in Gerlachshausen."

Wenn Axel diesen Brief in einer reichen Stunde bekommen hätte, würde er ihn vielleicht als ein drolliges Schriftstück belächelt und zu Leonie getragen haben, damit sie sich auch daran freue.

Aber der Brief kam zu ihm in einer sehr armen Stunde, in der er war wie ein Bettler. Denn die Gefährtin seiner Jugend, die holde Törin Phantasie, hatte ihn gerade ganz verlassen und ihre Schwester, die Hoffnung, mitgenommen. Mit ihren unsichtbaren Händen hatten sie all seine Schätze davongeschleppt — den Krösusbesitz der Kämpfenden: die Zukunft. Ihm kam vor, als habe er keine mehr — und nun flüsterte der Brief zu ihm mit den Stimmen der Güte und des Friedens.

Er trat an das Fenster. Von dem aus sah man am Tage auf allerlei unerklärliche Hinterhauswände, die sich so durcheinanderschoben, daß man nicht bestimmen konnte, wohin sie gehörten. Dazwischen tauchten die braunen Reiser unbelaubter Wipfel auf. Und diese alten Bäume, die man schonend zwischen all dem Mauerwerk hatte stehen lassen, kamen Axel immer vor wie Indianergreise, die stolz vereinzelt zwischen Bleichgesichtern noch lebten. Jetzt war alles zugedeckt von der sternenlosen Finsternis eines Dezemberabends. Aber irgendwie hinter den kargen Fenstern dieser stummen Mauer glühte ein Licht.

Axel starrte dahin. Und der von schwerem Schneegewölk verhangene Dezemberhimmel wandelte sich in die leuchtende Blaufinsternis einer liebkosend warmen Augustnacht. Und das Licht quoll aus einem Gartenhäuschen, darin er getröstete Menschen und ein aus Todesnot gerettetes Kind zurückgelassen . . .

Er legte seine Stirn gegen die kalte Fensterscheibe und schloß die Augen, um das Licht nicht mehr zu sehen, das ihm Tränen in die Augen trieb . . .

Zehntes Kapitel.

Mit einer neuen Losung war Leonie von Wien zurückgekehrt, und die hieß: Bayreuth. Zwei erste Geiger, die sie in Wien kennen gelernt, hatten ihr in den Kopf gesetzt, daß sie dahin müsse. Es war ja stets ihr Wunsch gewesen. Aber der liebe, arme Peter sagte immer: Noch nicht! Er meinte, sie solle noch erst reifer und fester werden. Aber inzwischen hatte sie doch so viel erlebt: den schrecklichen Tod des armen Peter und den Erfolg in ihrer endlich zum broterwerbenden Beruf gewordenen Kunst. Sie kam sich geradezu uralt vor in manchen Stunden. So viel hatte sie erfahren.

Es wurden also, da für diesen Sommer Festspiele bevorstanden, zeitig Plätze genommen, und zwar für die Schlußvorstellungen. Natürlich nahm auch Axel sich solche, denn der Gedanke, daß Leonie einen solchen Eindruck haben solle, ohne daß er ihn teilen dürfe, dieser Gedanke war nicht zu ertragen. Man würde eine Parsifalvorstellung und den ganzen Ring sehen. Es war für Axel eine Ausgabe, die er geradezu mit Entsetzen sich vorrechnete. Aber er redete sich ein, daß er sie nicht allein um Leonies willen mache. Er würde viel lernen . . .

Leonie hatte ihm ganz offen geraten, es doch zu machen wie Herr von Potter, der sich vom Berlin-Potsdamer Wagnerverein Freibillette bewilligen ließ.

Aber Axel besaß nicht die Beziehungen zu jenen Kreisen wie Herr von Potter.

Und er sah auch Carry erröten bei Leonies Vorschlag.

Er selbst, mein Gott, er selbst war schon ein wenig müde und demütig geworden. Sie aber dachte vielleicht daran, daß es für ihn, der schon in angesehener, auskömmlicher Berufsstellung gewesen, doch wohl etwas anderes sei wie für einen jungen Musikschüler, sich um Freibillette zu bewerben . . .

Wie er sich so von Carrys Erröten beeinflußt fühlte, kam es ihm auf einmal zum Bewußtsein, daß er jetzt fortwährend darauf achtete, wie sie ihn und seine Taten ansähe.

Er wurde ganz erbittert gegen Spanier. Hätte der doch geschwiegen. Nun war die angenehme Unbefangenheit dahin, in der er früher mit Carry verkehrt hatte, und es gab noch eine Beunruhigung mehr im Leben. Denn unwillkürlich beobachtete er fragend: Ist es wahr, ist es möglich, was Spanier mich erraten lassen wollte?

Baranowitsch schwor es ab, jemals einen Fuß nach Bayreuth zu setzen. Er hatte ein leidenschaftliches Eifersuchtsgefühl gegen Wagners Kunst. Aber eines Tages kam ein Telegramm aus Tiflis, worin Fürst Lubotin den Ankauf von Plätzen befahl für sich und seinen Schützling Baranowitsch, den er vielleicht als musikalischen Führer neben sich haben wollte. Ob dies Telegramm eine Antwort auf eine Mitteilung von Baranowitsch war, erfuhr man nicht. Der Komponist mußte sich dem Wunsch des Gönners wohl fügen. Axel hörte es mit

Gleichgültigkeit, daß auch Fürst Lubotin die gleichen Vorstellungen besuchen werde. Seit er gehört hatte, daß für diesen Winter aus der russischen Tournee nichts werden könne, war Rußland mitsamt dem Fürsten ihm wieder ein leeres Wort ohne Schrecken geworden. So große Herren werfen in gnädiger Laune Gedanken hin, die sie schon anderen Tages vergessen, dachte er.

Er wußte nicht, daß der Fürst in der Tat seine sterbende Mutter nicht verlassen konnte, der die Ärzte noch bis zum März oder April das Leben zu verlängern hofften. Und weiter wußte er nicht, daß der Fürst Baranowitsch mit Gewalt verhindert hatte, die Konzertreise zu organisieren. Er, Lubotin, wollte dabei sein, wollte die schöne Frau auf ihrem Triumphzug durch Rußland geleiten, deshalb mußte gewartet werden bis zur nächsten Saison.

Der Winter ging hin, wie es Axel schien, in großer Einförmigkeit trotz all der Bewegung, die es beständig gab. Und so hatte der Lauf der Tage etwas Mechanisches, gleich dem Vorwärtseilen eines Zuges.

Leonie verreiste noch ein paarmal. In zwei großen Städten konnte sie für einen erkrankten Solisten in letzter Stunde von dem für sie stets wachsamen Agenten eingeschoben werden. Auch hatte ihr der Agent in fünf Städten je einen Liederabend eingerichtet; das Risiko freilich mußte sie selbst tragen. Endlich sang sie auch noch einige Male in Berlin bei Wohltätigkeitsgelegenheiten, auf einem eigenen Liederabend und auf einem Kammermusikabend bei einer bekannten Triovereinigung. Der Erfolg war jedesmal sehr bedeutend.

Voll Triumph zählte Leonie auch am Schluß des Winters ihre Einnahmen auf: sie besaß eintausend-

siebenhundertfünfundfünfzig selbstverdiente Mark und war glücklich wie ein Mensch, der das große Los gewonnen hat.

Der Mann aber, dem sie voll kindlichen Vergnügens dieses Resultat vorprunkte, saß blaß vor Enttäuschung ihr gegenüber. Solche Erfolge! Solche Kunst! Solche Mittel! Und so wenig Geld? Wie viel würde denn er verdienen im ersten Jahr . . .

Leonie rechnete ihm, seine Fragen und ihren Hintergrund gar nicht richtig erfassend, im Detail vor: in den Baranowitschen Konzerten hatte sie natürlich umsonst gesungen, dankbar für so günstige Gelegenheit des ersten Auftretens. Wo sie eingesprungen war, hatte sie einmal vierhundert, einmal sechshundert Mark Honorar erhalten. Die fünf Liederabende hatten nicht viel Überschuß ergeben; zwei schlossen mit Unterbilanz ab, einer glich Kosten und Einnahmen leidlich aus, zwei brachten einen Gewinn von einhundertundfünf Mark sechsundsiebzig Pfennig. Über die sechsundsiebzig Pfennig freute Leonie sich am meisten. Die Kammermusiker bewilligten ihr zweihundertundfünfzig Mark. Den Rest schaffte der Liederabend in Berlin, der somit ein nettes „Geschäft“ gewesen war.

Diesen „Abschluß“ hatte Leonie eines Abends nach dem Essen teils an den Fingern gemacht, teils auf die Kante der Zeitung in unleserlichen Ziffern hingerechnet. Carry saß still dabei.

Als Leonie nachher einmal das Zimmer verließ, sprach Axel gequält: „Es ist doch sehr wenig — man kann nicht davon leben.“

Er lechzte danach, ein ermutigendes Wort zu hören. Ihm war wieder einmal, als sei Carry in der Welt, um ihn zu trösten.

Und sie wünschte so sehr, ihm Mut machen zu dürfen. Es tat ihr bitterlich weh, wahr sein zu müssen.

„Leonie hat nicht ganz richtig gerechnet," sagte sie, „sie zog gar nicht die Reisekosten ab."

Er machte eine Bewegung. „Wahr. Nur zu wahr. Aber dann bleibt ja wenig nach — fast nichts."

„Natürlich," setzte Carry eiligst hinzu, „wenn man erst einen großen Namen hat! Da wird es anders. Leonie wird sicher nächsten Winter sehr gute Einnahmen haben — obgleich — Reisekosten, Toiletten — das nimmt viel weg. Die Saison ist kurz. Kaum achtundzwanzig Wochen. Der Durchschnitt hat längst nicht für jede Woche einmal ein Engagement. Und die ganz Großen, die so an tausend Mark für eine Arie und ein paar Lieder fordern dürfen, die können wieder nicht von sehr vielen Konzertunternehmungen bezahlt werden. Geiger oder Pianisten von Weltruf, die einen geschickten Impresario haben, die machen Vermögen. — Finger halten ja auch mehr Strapazen aus wie eine Kehle. Man kann auch geigen, wenn man im Eisenbahnwagen ein bißchen heiser wurde. Es ist schon so, für den Konzertsänger von mittlerem Ruf bleibt doch immer das Stundengeben die sicherste Basis. Viele geben schließlich nur noch Konzerte, um ihr Lehrerrenommee frisch zu erhalten."

„Das Stundengeben?" rief Axel. Der Gedanke war für ihn so schreckhaft, daß er ihn gar nicht gleich ganz bewältigen konnte. Seine Neigungen wichen gerade dieser Tätigkeit weit, weit aus. Und wenn es ihn schon niemals gelockt hatte, einen wissenschaftlichen Lehrberuf zu ergreifen, Gesanglehrer werden, eine Figur à la Kleymann abgeben, das deuchte ihn entsetzlich. Denn er sah in seinem Schrecken an Kleymann und vielen anderen nur

die kleinen grotesken Nebenerscheinungen. Das sollte also das Ende sein, das?

Und eine Ernüchterung fiel über ihn her, die seine Seele demütigte und sie zwang, zu sinken, immer noch zu sinken . . . und sie war doch schon so fern ab von den Siegeshöhen der Hoffnung.

Es wurde Frühling, und der Mai kam und jener Tag, an dem vor einem Jahr sich Axels Schicksal entschieden.

Durch einen Zufall! dachte er rückblickend.

Ihm war es Zufall. Vielen wär's nur Zwischenfall gewesen. Es kommt nicht aufs Ereignis an, sondern auf die Neigung zum Stehenbleiben oder die Kraft zum Vorübergehen.

Das alte Wort fiel ihm ein: den Abenteurer suchen die Abenteuer. Das war zu hart. Und dennoch, dennoch — es steckte eine bittere Wahrheit darin . . .

Um den Todestag Forstings herum kam Leonie ganz in lebendigste Erinnerungen an den lieben, armen Peter hinein. An seinem Grab war sie so außer sich vor Kummer, daß Axel sich beängstigend fragte: Liebt sie ihn noch, oder leidet sie in Selbstvorwürfen, weil sie ihn nicht mehr liebt, nie geliebt hat?

Die nächste Zeit schien ihm zu beweisen, daß es ein leidenschaftliches Hervorbrechen von Selbstvorwürfen gewesen sei. Denn der arme, liebe Peter verschwand wieder aus den Gesprächen, und Leonie war so voll Zutrauen, so voll Innigkeit gegen Axel, daß er es in heißer Gewißheit fühlte: sie liebt mich.

Sie hatte plötzlich das Bewußtsein bekommen, daß sie doch sehr verantwortlich für Axels künstlerischen Werdegang sei, und fühlte sich verpflichtet, Kleymann zu ergänzen, das heißt, Axel zu lehren, was der Professor

ihm nicht beibringen konnte. Es gab auch ihren Tagen, die nach dem Schluß der Saison sonst viel leere Stunden gehabt hätten, sehr unterhaltenden Inhalt. Sie fand ferner sofort heraus, daß man beim Lehren immer noch selbst lernt. Mit großer Ausdauer widmete sie sich der Aufgabe und übte täglich mit ihm. Es waren reiche Zeiten, die auch durch Kleymanns Verzweiflungsausbrüche über den hinschwindenden Wohllaut von Axels Organ nicht getrübt wurden. Denn man wußte ja: das war Kleymanns immer wieder gespielte Komödie. Der Schüler mußte erst so weit seelisch klein gemacht werden, daß er nachher in Kleymann seinen Schöpfer sah, der alles gut gemacht hatte, was die früheren Lehrer verbrachen.

Axel kam in einen Zustand glückseliger Qual, schwüler Spannung, den er genoß wie den Vorgeschmack aller Seligkeiten.

Er hatte jeden Tag seine ganze männliche Kraft nötig, um ihr nicht einfach um den Hals zu fallen. „Ich bin noch nichts, ich habe noch nichts," sagte er sich und biß die Zähne tapfer zusammen.

Deshalb war es an ihr, die doch verstehen mußte, wie es mit ihm beschaffen war, ihm zu zeigen: Sprich trotzdem — ich will es auch mit dem armen Mann wagen.

Aber sie gab kein solches Zeichen. Sie blieb immer die gleiche: so voll glücklicher Lebensfreude, daß der, der gerade mit ihr war, fühlen mußte: Ich bin es, der sie ihr erweckt!

Und dann war unversehens der August da, und die Koffer für Bayreuth wurden gepackt.

Herr von Potter wollte und konnte nur dritter Klasse fahren, wünschte dies aber nicht einzugestehen und sprach

davon, daß Axel und er doch besser vorausführen, weil sie noch keine Wohnung hätten. Baranowitsch, für den Geld nie eine Rolle zu spielen schien, konnte den Damen als Reisebegleiter dienen.

Und in dieser Zweiteilung verließ dann auch die kleine Gesellschaft Berlin.

Axel verabschiedete sich, als gälte es eine Trennung. Ihm kam ein wunderliches Vorgefühl, als müsse mit der neuen Umwelt auch der ganze Zustand ein anderer werden. In dieser süßen Liebeserwartung konnte er nicht länger so hinleben, das hielten seine Nerven nicht aus. Das hielt kein Mann aus. Und er glaubte gewiß: dort, bei den großen berauschenden Eindrücken, würde auch Leonie widerstandslos überwältigt werden von dem Gefühl, das sie zusammentrieb.

Leonie lachte ihn aus, daß er noch Abschied nehmen kam, und trug einige wunderbare Kleider herbei, die förmliche Gedichte seien, und die sie in Bayreuth tragen wolle. Carry hatte ihr stolzes, verschlossenes Gesicht, und ihm kam vor, als sei Härte in ihrem Ton. . . . Und er dachte: Leidet sie? Ist sie eifersüchtig, weil sie sieht, das Glück kommt auf mich zu? Aber er schämte sich in einem letzten Rest von männlichem Stolz dieses eitlen Gedankens.

Herr von Potter war ihm insofern ein angenehmer Reisegefährte, als auch er Sparsamkeit mit Standesrücksichten zu verbinden suchen mußte und darin während seiner Leutnantszeit sehr viel Praxis bekommen hatte, mehr als Axel sie besaß. Schon als Leutnant kannte Potter nur eine Leidenschaft und Verschwendung, die, seine Kompositionen drucken zu lassen. Seit einiger Zeit sprach er aber stolz und doch mit einer gewissen geschäftlichen Selbstverständlichkeit von „seinem Verleger“, denn

Leonie hatte wirklich einmal bei einem Wohltätigkeitsfest zum Besten eines Säuglingsheims die „Liebesstürme" von Potter mit solchem Erfolg gesungen, daß es im Saal von da capo-Rufen brauste, und am anderen Tag fand wenigstens dies Lied einen zahlungsfähigen Verleger. —

Die beiden Männer fuhren die Nacht durch, was auf den harten Bänken der dritten Klasse ein wenig strapaziös war. Axel hätte aber auch auf den weichsten Kissen nicht ununterbrochen schlafen können. Immer wieder, selbst in kurze Träume hinein, kam das glückselig beruhigende Vorgefühl: Ich fahre der Entscheidung entgegen.

Die Unruhe steigerte sich zu einer merkwürdigen Aufregung, als er in Bayreuth ankam.

Der Gedanke war ihm gräßlich, nach Wohnungen umherzulaufen, vom Preis des Morgenkaffees zu sprechen und mit Herrn von Potter die voraussichtliche Güte der Betten und Reinlichkeit der Vermieter zu erwägen. Er überließ alles dem Reisegefährten, der als Pedant höchlichst damit zufrieden war, ungestört durch einen nervösen Menschen besonnen und berechnend wählen zu können. Axel hatte nur noch erinnert: in der Nähe der Jean Paulstraße! Wo die war, wußte er nicht, aber daß Leonie ihre Wohnung dort nehmen werde, das hatte er genau im Gedächtnis. Sie verabredeten, sich zum frühen Mittagessen im Café Sammet zu treffen, und sie trennten sich dann. Das Gepäck blieb einstweilen auf dem Bahnhof, und Axel konnte mit dem Inhalt seiner Handtasche im Waschzimmer die Spuren der Nachtreise aus seinem Äußeren vertreiben. Er frühstückte und ging dann in die Stadt hinaus.

Das Gefühl, an einem der außerordentlichsten Plätze der Welt zu sein, überflutete ihn. Sein Herz war er-

weicht von Sehnsuchtsleiden und allen großen Eindrücken noch widerstandsfähiger hingegeben als sonst.

Er atmete auf wie in einem Seufzer. Die reine, kräftige Luft tat ihm wohl. Es war noch Morgenfrische darin, der letzte Hauch einer Gewitterstunde. Klar stand der blaue Himmel. Aber an Busch und Baum und an der Feuchtigkeit der Straße, von der es kühl aufstieg, sah man's noch, daß die Natur in der Tagesfrühe unter Blitz und Donner eine Dusche genommen hatte.

Die häßlichen Alltagshäuser rundherum und an den Straßen störten Axel gar nicht. Die Erregung gab seinem Auge den großen Blick. Jenen, der über das Geringe hingleitet und nur die leuchtende, elementare Ganzheit sieht, sich an ihr berauscht. Er sah nur, obschon sie zu dieser Morgenstunde und am spielfreien Tag nicht sich auf den Straßen drängte, er sah nur die Menge, die aus allen Ländern herbeiströmte, von der Kunst des einen gerufen! Und er fühlte sie als überwältigendes Kulturereignis, das tausendfache Kräfte erweckt hatte und in Bewegung erhielt.

Er stand vor Wahnfried. Still und vornehm lag es zwischen dem dunkelkräftigen, nassen, besonnten Grün der Bäume.

Axel hatte das Gefühl, es dürfe nicht bewohnt werden, nicht einmal von der großen Frau, die den Namen des Unsterblichen trug und über seinem Werk wachte.

Dieses Haus mußte ein schweigendes Haus sein, dem Gedächtnis einer ungeheuren Seele geweiht . . .

Seine Bewegung wuchs und wuchs. Er fand ohne Fragen den Weg zum Grab. Es war, als leite ihn das Gefühl und lasse ihn nicht fehlgehen.

Im tiefen, feuchten Schatten lag der flache, glänzende große Stein mit dem Namen voll eherner Gewalt, der da eingemeißelt stand, als habe ihn die Geschichte hineingegraben. Der kühle, schwarzgrüne Efeu umwucherte ihn in breitem Kranz, und die Wipfel der Bäume schlossen sich ineinander über ihm.

In das Kirchenschweigen ringsum rauschte zuweilen ein leiser, feiner Tropfenfall, wenn ein zaghaftes Lüftchen durch die düsteren Wipfel strich und mit zarten Fingern die Regenperlen vom Laub wischte.

Axel stand erschüttert. Seine arme, kleine Sterblichkeit fühlte sich in diesen Augenblicken höchster Andacht an die Leiden und an die Größe des Unsterblichen heran.... Emporgehoben durch seine Leidenschaft und ihre Not zitterte er in dem ahnungsvollen Erkennen, daß im letzten Grunde der Genius sich von dem, der ihn versteht, nicht anders unterscheidet wie der Hall vom Widerhall ... nur daß der Hall so mächtig sein kann, daß der Widerhall zugleich ein Zerbrechen ist ... wie die Mauern von Jericho fielen beim Schall von Josuas Posaunen ...

Er riß sich aus seinen Gedanken. Er fühlte, daß sein Herz heute war wie ein Gefäß, das nicht stark genug gewandet ist für seinen brausenden Inhalt. Und alles, was er sah, und all sein Wissen über das, was er sah, wurden ihm wie Hefe: zugleich gärend und doch auch bitter. Denn zum Übermaß seiner Empfindungen schien sein Los ihm so klein. Das war ein jämmerlicher Zwiespalt ...

Er schritt durch den Hofgarten dahin. Sonnenflecken lagen auf seinen Wegen und Rasen und tigerten auch die Gruppen der Büsche und malten helle Schilder an die Baumstämme.

Es war eine hochmütige Würde in diesem kleinen Park, eine etwas bedürftige Vornehmheit. Und so sprach er als der merkwürdigste Gegensatz zu Axels erregten Nerven.

In düsterem, drohendem Schweigen lag hinter ihm das Grab eines, der Welten zerbrochen und Welken aufgebaut hatte.

Und hier trippelte im Sonnenschein das Phantom einer zierlichen, kleinen, engen Erinnerung, eines Höfchens mit ausländischem Geschmack und ein bißchen gewissermaßen aus Standesrücksichten anempfundener Liederlichkeit . . .

Axel ging über das Brückchen, das den den Hofgarten der Länge nach durchziehenden Graben überschlug, und folgte der Ulmenallee, an deren Ende die hohen, vielscheibigen Glasfenster und Türen des Rokokoschlößchens weiß schimmerten.

Eine Männergestalt kam ihm entgegen. Groß, stattlich, im hellgrauen Saccoanzug und gelbbraunen Schuhen, im besten Geschmack der Morgenstunde gemäß gekleidet.

Ja, war es denn möglich?

Und der andere schwenkte schon den leichten weißgrauen Filzhut . . .

„Spanier!“ rief Axel.

Es war dem Rechtsanwalt nie passiert, auch von seinen besten Freunden nicht, daß ein Mann ihn umarmt hatte. Seine majestätische Person und seine halb humoristische, halb abgehärtete Art wehrte wie von selbst jeder Sentimentalität.

Aber Axel umarmte ihn. Aus seinem erschütterten Wesen heraus war es ihm natürlich, in aufwallender Rührung dem Mann um den Hals zu fallen, der ihm plötzlich als sein nächster Freund auf der Welt erschien.

„Jawohl,“ sagte Spanier, nachdem er Axel wohlwollend und beruhigend auf den Rücken geklopft hatte, „da bin ich. Es verstand sich von selbst. Ich kenne das Milieu hier. Musikalische Leute sind mir immer verdächtig. Hier können sie furchtbar werden. Wenn Sie und Potter und der so wie so schon halbverrückte Baranowitsch vom Furor Bayreuthicus gepackt werden, dann fehlt's den Damen an jemand, der Ellbogen hat. Und zu den Essens- und Auffahrtsstunden können hier manchmal streitbare Männer erwünscht sein.“

Axel ging neben ihm her, plötzlich unbegründet in der glücklichsten Stimmung.

„Was denn? Sie kennen das Milieu? Davon haben Sie ja nie was gesagt! Sie waren schon hier?“

„Nicht so eigentlich wegen Richard Wagner,“ sprach Spanier mit Bedacht, „es war eine andere Sache.“

Er lächelte vor sich hin, beinah liebevoll, wie man eine sehr hübsche Erinnerung anlächelt. Aber das schloß er mit einem ganz kleinen Seufzer ab.

„Was für Wert haben zuletzt solche hübschen Erinnerungen,“ dachte er, „sie sinken schließlich vor einem selbst im Preis wie ramponierte oder gefälschte Antiquitäten, mit denen man sich hat anschmieren lassen, und über die man doch in der Stunde des Erwerbs die vollste Sammlerglückseligkeit hatte.“

Er wandte seine ganze Aufmerksamkeit nun Axel zu. Als der ihm so entgegengekommen war, hatte er ihm einen schlechten, abgemagerten Eindruck gemacht. Er stand still und sah ihn sich gründlich und sachlich an.

„Mein Lieber,“ sagte er, „man sieht Ihnen an, daß Sie nicht mehr im ‚Reichsapfel‘ aus der trefflichen Küche unserer schönen Wittib gespeist werden. Sie sind Arzt, und deshalb brauch' ich Sie ja wohl nicht erst darauf

aufmerksam zu machen: auch eine Stimme will ernährt sein. So hab' ich's wenigstens immer von klugen Leuten gehört: schlechte Verpflegung schade dem Organ. Sie sehen nach einem Fünfzigpfennigmittagstisch aus."

„Ich lebe ordentlich, fast besser, als ich nach meinen Finanzen dürfte."

„Wenn es also nicht der Hunger ist, dann ist es der Kummer," stellte Spanier in scherzhaftem Ton fest. Aber in seinem klugen Auge war ein scharfer, ernster Beobachterblick.

Der spaßige Ton gefiel Axel aber nicht, und hochmütig fragte er: „Was sollte ich wohl für Kummer haben?"

„Den landläufigen," sagte Spanier phlegmatisch. Und unmittelbar daran schloß er in der harmlosesten Weise von der Welt die Frage: „Wann kommen die Damen?"

Er wußte es zwar genau, denn er hatte heute morgen in seinem Hotel eine Depesche von Carry gehabt.

Axel erzählte. Gegen Abend kämen sie mit Baranowitsch, und er sei jetzt auf dem Weg, Potter zu treffen; den Nachmittag wolle er verschlafen, es sei eine so entnervende Nacht gewesen, heiß, auf harten Bänken.

„Nehmen Sie es mir übel, wenn ich nicht mit Ihnen esse? Ich habe meinen Tisch im ‚Anker'. Das Beste dort ist noch das Essen. Sonst immer die alte Geschichte mit den Bayreuther Unzulänglichkeiten in allerlei Dingen, die der Europäer und Kulturmensch gewohnt ist. Selbst in meiner sonst sehr netten Wohnung am Luitpoldplatz. Als verachtenswerter Materialist, der ich nun mal bin, leid' ich davon. Umsomehr brauche ich für meine erträgliche Stimmung zur Basis ein anständiges Diner. Überdies ist Herr von Potter nicht mein Genre. Das ist doch der blonde Liederautomat, von dem man immer

den Eindruck hat, daß er absolut verkehrt angezogen ist, bloß weil er keine Infanterieuniform anhat?"

„Ja, das ist er. Aber er ist ein netter, harmloser Mensch."

Spanier stand wieder still.

„Wie kann man einen Menschen harmlos nennen, der kein Talent hat und sich zur Kunst drängt! Er fällt lästig und schädigt andere. Denn irgendwie und -wo nimmt so ein Achtelkönner einem Ganzkönner doch ein bißchen Luft, Sonne, Einnahme weg."

„Glauben Sie?" sagte Axel, „glauben Sie?"

Und sein Herz klopfte vor Kränkung. Er dachte. Spanier hätte es anzüglich gesagt — für ihn mit. . . . Aber das war Spanier nicht von fern eingefallen, und er wußte ja auch nicht, daß dem armen Kerl, der da so plötzlich bedrückt neben ihm her ging, die Hoffnung und der Glaube so kränklich geworden waren, daß ihnen unaufhörlich mit der Medizin ermutigender Reden aufgeholfen werden mußte.

Im Hofgarten, in der geraden Ulmenallee und auf den wenigen Seitenwegen zeigten sich nach und nach mehr Menschen. Engländerinnen in Hemdenblusen und dunklen Röcken, den kleinen weißen Strohhut auf den gebauschten Haaren; Engländer, schlank, schwer und sich ein wenig gebeugt tragend, mit bartlosen Sportgesichtern von unbestimmbarem Alter. Französinnen in sehr modernen und kunstvoll hergestellten weißen Kleidern, an denen Spanier nicht vorbeikam, ohne sie beifällig anzusehen. Zierliche, dunkle und selbstbewußte Franzosen. Deutsche, die aus dem Gebirge kamen oder dahin wollten und in Bayreuth mit dem Federstutz am Lodenhütchen und dem wasserdichten Bergkostüm umherzogen, und von deren weiblichem Teil Spanier voraussagte, daß sie ihr „bestes

Seidenes" in der Pappschachtel mithätten, um es an den Festspielnachmittagen anzuziehen.

Zu einem vertraulichen Wort kam es nicht, wie es Spanier nach dem Aufwand von gerührter Freude beim Wiedersehen eigentlich erwartet hatte. Und allmählich gab er es auf, Axel zu zerstreuen.

Er sah es: der befand sich in einer gefährlichen Stimmung, in jener ungleichen, empfindlichen, schwülen Stimmung, in der man sich selbst noch unerträglicher ist als anderen.

Es wurde auch für Axel Zeit, Herrn von Potter zu treffen.

Kaum daß sie aus dem Hofgarten auf die Straße traten, so spürten sie die Glut, die unterdes den Tag zu erfüllen begonnen. Der heiße Atem des Mittags hauchte jeden an, der sich im blendenden Licht zwischen den Häusern hinbewegte.

Axel begriff gar nicht, woher ihm der hohe Schwung gekommen, in dem sein Wesen sich wie berauscht gefühlt. Jetzt war Bayreuth eine häßliche, heiße, kleine Stadt, an der es an vielen Stellen recht schlecht roch. Und unter den Lindenwipfeln des Café Sammet saß man stimmungslos wie in einem Berliner Biergarten und aß hartes „Tellerfleisch" und stöhnte über die Hitze.

Aber auf die unerträglichen Stunden folgte die eine, in der wieder alles Größe und Glück werden mußte.

Der Augenblick kam, wo die Lokomotive des Zuges, der Leonie brachte, aus dem Blaudämmer des sinkenden Abends mit zwei großen Feueraugen heranglühte.

Auf dem Bahnhof, auf allen Bahnsteigen, in den Tunnels, in den Wartesälen, überall war Menschenfülle. Man mußte sich drängen, und darüber verloren Axel und Spanier den sie begleitenden Herrn von Potter.

Nun brauste der Zug am Bahnsteig entlang und stand dann mit Ruck und Stoß und Gegenstoß.

Die wachsamen Blicke beider Männer waren über alle vorbeiziehenden Wagenfenster geglitten.

„Baranowitsch!“ schrie Axel auf, als sei der es, auf den er hier so fiebernd wartete.

Es war schwer, dem Wagen rasch zu folgen, an dessen einem Fenster der Komponist stand und nach dem Kofferträger schrie, den Spanier aber schon gemietet hatte.

Endlich traf man sich. Ein Wiedersehen nach vierundzwanzig Stunden. Wenigstens für Axel.

Spanier aber stand und beugte sich über Carrys Hand, und über sein Wesen kam eine merkwürdige Stille.

Leonie schüttelte Axel die Hand und sagte gleich, daß sie vor Spannung fast umgekommen sei. Und eine sehr unterhaltende Reise hätte sie gehabt. Der Fürst Lubotin —

Aber da stieg er auch schon aus.

In Berlin war er unvermutet mit Baranowitsch auf dem Bahnhof erschienen. Ob die Herren sich noch erinnerten! Aber nein, das war fast unmöglich. Doktor Wernefeld war dem Fürsten allerdings vorgestellt worden, damals im Künstlerzimmer, aber man konnte nicht verlangen, daß Durchlaucht sich entsannen, oder daß Axel es noch im Gedächtnis bewahre. Und sie stellte nochmals vor . . . sie wollte auch sofort wissen, ob Axel schon an Wagners Grab gewesen sei, und was er für Eindrücke gehabt habe.

Aber es blieb unentschieden, ob sie seine Antwort noch hörte, denn gerade sprach der Fürst zu ihr.

Und dann ging sie mit ihm voraus. Spanier und Carry folgten.

Axel konnte hintendrein gehen mit Potter, der sich wieder dazufand. Wie ein Bedienter, dachte er erbittert,

weil er auch zufälligerweise die winzige kleine Handtasche Leonies trug, die er vor einer Minute beglückt sich von ihr hatte in die Hand drücken lassen.

Vor dem Bahnhof gab es noch ein allgemeines Hin- und Hergerede. Der Fürst und Baranowitsch sollten in einem Privathaus an der Bürgerreutherstraße, am Weg zum Festspielhaus, wohnen. Da man also sehr über die Stadt hin zerstreut hauste, schlug Spanier vor, im „Anker" als dem Mittelpunkt zusammen zu soupieren. Aber Fürst Lubotin lud die ganze Gesellschaft zum Souper bei Richenstahl ein.

Herr von Potter lehnte gleich ab, mit der Unfreiheit des vornehmen Armen, der sich sagt, daß eine Erwiderung ihm unmöglich ist. Am liebsten hätte Axel auch abgelehnt, teils aus der gleichen Empfindung heraus, teils weil ihm schien, als sähe der Fürst über ihn hin wie über die nebensächlichste Erscheinung von der Welt. Und er erbitterte sich darüber und war nicht gesonnen, sich die Stunden oder gar die Tage in Bayreuth schmälern zu lassen durch diesen fremden Menschen. Mit einer steifen Verbeugung nahm er an.

Die Damen hatten sich überraschend schnell umgekleidet, und noch vor neun Uhr saß man beim Abendessen zusammen, in den sanft erhellten Räumen, die ihren provisorischen Charakter nicht verbargen, aber doch die zugleich anspruchsvolle und diskrete Stimmung eines vornehmen Restaurants bewahrten.

Sie waren sechs Personen, und Baranowitsch saß neben Axel. Es blieb unentschieden, ob der Russe aus einer Anwandlung von sklavischer Liebedienerei gegen seinen Herrn sich Axels bemächtigte. Vielleicht hatte er auch wirklich das Bedürfnis, aus seiner immer heiß kochenden Erregung heraus sich wieder einmal leidenschaftlich

gegen Wagner auszusprechen und nahm Axel als das sich gerade darbietende Hörrohr, in das er hineinsprach. Axel konnte sich nicht dagegen wehren ohne plumpe Auffälligkeit, und die wäre umso überflüssiger gewesen, als Leonie ganz und gar mit dem Fürsten Lubotin beschäftigt war.

„Alles Neue ist ihr wie ein Spielzeug, nur weil es neu ist," dachte Axel. Und er nahm sich zum hundertsten Male, seit er Leonie kannte, vor, nicht eifersüchtig zu sein, diese ihre lebhafte Art, sich das Neue voll fröhlicher Wißbegier zu beschauen, nicht zu schwer zu bewerten.

Aber seine zerquälte Seele wollte dem Verstand nicht gehorchen.

Er sah die glänzenden Augen aufstrahlen bei den halblauten Erzählungen des fremden Mannes, er hörte ihre eifrigen Fragen, ihre bewundernden Zwischenrufe. Und er wußte es: nun flog ihre Phantasie wieder auf und davon . . .

Und die Eifersucht rann ihm schwer durch die Adern.

Wenn sie sich wenigstens dann und wann ihm zugewandt hätte! Oder nur einmal mit voller Sammlung!

Aber er schien einfach nicht für sie da zu sein.

Er kam auf den häßlichen Gedanken, daß Leonie sich am Ende seiner, des so bescheidenen Freundes, schäme vor dem reichen Mann mit dem großen Namen.

Er wußte noch immer nicht, was für ein merkwürdiger seelischer Vorgang sich in Leonie vollzog, wenn sie von einem neuen Interesse hingenommen war: sie vergaß dann ganz einfach die übrige Menschheit. Daß irgend jemand Anspruch an sie erheben könne, fiel ihr nicht von fern ein. Wer sie im Moment nicht beschäftigte, beschäftigte sich auch nicht mit ihr. Das war ihre unbewußte Empfindung.

Er sah Carry und Spanier an. Sie unterhielten sich mit einer herzlichen Ruhe, ernsthaft, gleichmäßig. Sie schienen auch keine Gedanken für ihn zu haben.

Seine Erbitterung wuchs. Durch ihn hatten sich doch diese beiden kennen gelernt, sie hatten also kein Recht, einfach über ihn hinzugehen. Höflich mußten sie bleiben. Das war das wenigste.

Und was Carry wohl über das „Betragen" von Leonie dachte?

Hatte sie gefühlt, daß er, voll Fragen und Vorwürfen ganz in Ungerechtigkeiten verstrickt, sie ansah?

Sie begegnete seinem Blick. Und ihm fiel wieder das Wort der alten Frau Schmeer ein: sie sieht in Leiden hinein . . .

Ein verlorener, verdorbener Abend, dachte er, als er dann zu Bett ging. Aber eben nur ein Abend. Am schwarzblauen Himmel standen die Goldpünktchen der Sterne. Die Nachtkühle hatte wieder die träge Glut in den Straßen niedergeschlagen. Zum offenen Fenster herein kam ein sachtes, frisches Lüftchen und redete den Nerven gut zu, bis sie endlich wieder empfanden, wie sie sollten.

Und Axel war schon in der Stimmung derer, die Beweise brauchen: wenn die Tatsachen anfangen, bedrohlich zu werden, tut ein milder Sommerhimmel dar, da es ja doch unmöglich ist . . . daß die Welt, diese Welt süßer Hoffnungen, nicht untergehen **kann**!

Am anderen Vormittag gingen Potter und Axel früh in die Jean Paulstraße. Durch enge Gassen kamen sie in eine stille Gegend, wo alte Häuser sich in weitläufigen, altmodischen Gärten versteckt hielten, während gegenüber die dunklen Ulmen des Hofgartens das Straßenbild abgrenzten. Da gab es hohe Gitter, hinter denen

geschorene Taxuswände standen; Mauern, über deren Köpfe runde, mütterliche Obstbaumwipfel ragten. Und in Gittern und Mauern mächtige Einlaßpforten, deren Flügel sich einst für pomphafte Karossen geöffnet haben mochten, die auf hohen Federn schaukelten, und auf deren Brett hinten Lakaien sich am Gurt hielten. Neben den großen Toren standen kleine Türen, und in eine solche traten die beiden Männer, nachdem Herr von Potter noch erst die Nummer an der Mauer mit der Nummer auf dem Zettel in seiner Westentasche verglichen hatte.

Axel wußte auf der Stelle: das war ein Garten für Leonie.

Am besonnten breiten Kiesweg zogen sich kurze Strecken dicker, verschnittener Taxushecken hin. In deren Lücken standen Kübel mit kugeligen Lorbeeren. Oder es öffnete sich ein Weg. Oder eine graue Sandsteinfigur auf rundem Sockel lächelte geziert ihr Gegenüber an. Es waren Göttinnen mit unglaublich langen Beinen, in sehr mangelhafter Bekleidung, mit kleinen Köpfen und einer Haartracht, die das Rokoko antikisierte. Auf den grauen Gestalten brannte die Sonne, und der ausgedörrte, trockene Stein war so porig, daß die Göttinnen nicht anders aussahen, als hätten sie die Blattern gehabt. Um ihre Postamente blühten buntfarbige Blumenstauden.

Diese Anlage schien die Mitte des Gartens auszumachen, denn rechts und links in den Tiefen drängte sich Gebüsch um alte Bäume, die sich die Sonne auf den Buckel scheinen ließen und ganz still dazu hielten.

Plötzlich öffnete links eine der Lücken den Blick auf das Haus. Man bemerkte eigentlich nur die großen, blinkernden, weißgefaßten Scheiben einer Verandawand. Und neben ihr, vor dem letzten Streckchen Hauswand,

eine Markise, orangefarben und weißgestreift. Unter ihr, in bequemen tiefen Korbsesseln, saßen zwei Personen: Leonie und der Fürst Lubotin.

Axel erschrak, daß er sich verfärbte. Potter, der ihn verstohlen ansah, bemerkte es wohl.

Aber warum eigentlich erschrecken? War denn hier nicht infolge der frühen Mittagstunde und des zeitigen Beginns der Festspiele die sonst übliche Tagesordnung auf den Kopf gestellt? Wenn er und Potter den Damen halb elf Uhr ihren Besuch machten, weshalb sollte Lubotin nicht wenige Minuten früher auf die gleiche Höflichkeitspflicht verfallen sein?

Und wie schön Leonie aussah. So neu, so überraschend . . . in einem weißen Morgenkleid! Zum ersten Male!

Für diesen Mann? Nicht eifersüchtig sein, dachte Axel verzweifelt. Er hatte doch selbst gehört, wie Leonie vor Wochen sagte, sie werde bald Weiß tragen; der arme Peter, wenn er noch etwas erlauben könnte, würde es gewiß erlauben.

Sie rief den beiden gleich entgegen, ob es hier nicht bezaubernd sei. Und gerade eben habe ihr der Fürst erzählt, daß er in der Nähe von Warschau eine große Besitzung habe, deren Park ganz in diesem Stil angelegt sei, sein Ahn sei damals Gesandter in Paris gewesen und habe Versailles gesehen und es ein wenig nachahmen wollen.

„Und wenn ich komme, nach meiner russischen Tournee mit Baranowitsch — dann wird der Fürst dort ein Fest für mich geben — Gäste und Dienerschaft alles Louis quinze gekleidet — es soll sein, als kehrten wir über anderthalb Jahrhundert in der Zeit zurück. . . . Ist es nicht herrlich? — Oh, ich kann es kaum erwarten —

Sie werden sehen, Fürst, ich werde mich benehmen, als habe ich niemals wo anders gelebt als in Versailles. . . . Wenn ich so ein fremdes Gewand anziehe, ist mir's wie von selbst, als sei ich ein anderer Mensch."

Der Fürst stand mit einem kaum erkennbaren Lächeln dabei, ihrer lebhaften Rede zuhörend, wie ein Mann, der voll Ergebenheit nur die Befehle seiner Königin erwartet.

„Aus dem Leben kann man aber kein Maskenspiel machen!" sagte Axel heftig und sah Leonie voll Zorn und Schmerz an.

Und das kam so unerwartet und mußte vor allem für den fremden Mann so zusammenhanglos scheinen, daß eine kurze erstaunte Stille eintrat.

Fürst Lubotin wurde durch diesen unerklärlichen und vorwurfsvoll betonten Ausruf auf Axel aufmerksam — überhaupt erst aufmerksam. Bisher war dieser junge Mensch für ihn nichts gewesen wie ein „Kleymannschüler", der zufällig auch in Bayreuth war. So hatte Baranowitsch ganz nebenbei den Doktor Axel Wernefeld erklärt, als Fürst Lubotin ihn fragte: „Spanier, Wernefeld, Potter — was sind das eigentlich für Menschen, muß man sie in den Kauf nehmen beim Verkehr mit der schönen Frau?"

In Spanier, der ihm sehr wohl gefiel, sah der Fürst einen Bewerber des Fräulein Forsting. In Potter und Wernefeld Mitläufer in der Kunst, wie es deren überall gab; Statisten, die im Salon der schönen Frau gelegentlich mit Spiel und Gesang aushelfen mochten und daher gewissermaßen zu ihrem Hofstaat gehörten.

Und nun benahm sich einer von diesen beiden „Statisten" so auffallend?

Lubotin wandte seinen langsamen, eindringlichen Blick Axel zu und sah sich den Mann genau an. Kalt-

blütig dachte er: „Es ist zu ergründen, ob dieser ein Recht hat . . . oder bloß eine Hoffnung . . .“

Wenn es nur eine Hoffnung war . . . der Fürst zuckte die Achseln, und die Andeutung eines Lächelns huschte um seine Lippen.

Leonie aber wußte nicht, was denn eigentlich Axel ankam. Er war doch sonst gleich Feuer und Flamme, wenn sie von hübschen Möglichkeiten plauderte und eine Reise oder einen Erfolg oder ein Fest sich schon vorweg ausmalte.

„Wo ist das gnädige Fräulein?“ fragte Potter in die Pause hinein.

„Zeigt Spanier den Gartensaal, der zugleich unser Salon, Frühstücks-, Wohn- und auch ein bißchen mit Ankleidezimmer ist, ich fürchte, da liegen Fächer und Hüte und so allerlei herum — die Schlafzimmer sind eben ein bißchen eng. Der Gartensaal hat nämlich auch seinen Charakter. Er ist himmlisch.“

„Sie erlauben, daß wir Fräulein Carry begrüßen,“ sagte Axel steif. Er war noch immer ganz blaß und suchte sich aus den Gedanken: „Ich habe mich verraten — meine Liebe, meine Eifersucht“ — zu retten, indem er sich eine sehr zeremoniöse Haltung gab.

„Bitte,“ sagte Leonie und setzte sich wieder mit ihren schmiegsamen Bewegungen behaglich in den Korbsessel.

Durch die Veranda gingen Axel und Potter in den Gartensaal, der sich mit drei hohen Bogentüren von Glasscheiben in den luftigen Vorbau öffnete.

Axel hörte genau: Spanier sagte, als er die Schwelle der mittelsten Tür betrat: „Da ist er!“

Und er sah es ebenso genau: Carry wurde rot, und ihre Augen schienen noch naß oder vor kurzem Tränen vergossen zu haben.

Hier hatte es also irgend eine besondere Zwiesprache gegeben. Hatten Spanier und Carry sich dennoch gefunden? Würde sich ihnen gleich ein Brautpaar vorstellen?

Darüber hätte er lachen können — lachen —

Spanier hielt einen schwarzen Spitzenfächer in den Händen, breitete ihn aus, faltete ihn wieder zusammen und sah dem Spiel ernsthaft zu.

Nun sagte Carry herzlich Guten Morgen und suchte Axel zu unterhalten, indem sie ihm die steife Malerei des Saales zeigte, dessen Wände Rosenkränze zierten, die untereinander durch sehr flatternde, himmelblaue Bänder verbunden waren. Auch war da ein Kamin von hellgrauem Stein mit bemalten Porzellanvasen, in denen abscheuliche Kunstblumen steckten.

Aber sie spürte es wohl, Axel hörte und sah nichts. Seine Augen leuchteten wie die eines Kranken, und seine Unruhe konnte er nicht verbergen.

Spanier erzählte, daß er am nächsten spielfreien Tag zwischen dem „Ring" und der letzten Parsifalvorstellung, die sie sehen sollten, die Freunde zu einem kleinen ländlichen Ausflug, nach „Fantaisie" etwa, einzuladen hoffe, und bat Axel, sich doch mit geeigneten Vorschlägen nützlich zu machen.

Axel hatte gar nicht verstanden. Und da Spanier mit einem gewissen ermahnenden, schweren Ton, der vielleicht heißen sollte: „Nimm dich zusammen!" die harmlosen Worte wiederholte, traf Axels Blick zufällig mit dem des Freundes zusammen . . .

Er glaubte so viel Sorge, so viel Mitleid darin zu erkennen, daß es ihn durchfuhr wie Entsetzen . . .

„Was geht hier vor? Geht überhaupt etwas vor?"

Seine Stirn feuchtete sich.

„Es ist heiß in Bayreuth, unerträglich . . ." murmelte er.

Draußen aber, unter der orangefarben und weißgestreiften Markise, lehnte die schöne Frau voll fröhlicher Behaglichkeit im tiefen Stuhl. Die Sonne schien auf den Kiesweg und auf die komische, langbeinige, schmachtende Göttin drüben, um deren Postament in verwittertem Relief Amoretten mit geschwollenen Backen und Waden tanzten. Und die Taxuswand roch herbe nach öligem Wacholder. Ein paar rote Farbenflecke von blühenden Pelargonien glühten im Sonnenschein zu Füßen des grauen Postaments.

Es war sehr, sehr angenehm, faul dazusitzen und in dies Stückchen Welt wie in ein Bilderbuch hineinzugucken.

Der fremde Mann, der immer karg und zurückhaltend in seinen Äußerungen schien, selbst wenn er sprach, beobachtete ein paar Augenblicke noch still das Gesicht der schönen Frau. Es war unbesorgt und unbehelligt im Ausdruck . . .

Dann fragte er: „Was ist Ihnen dieser junge Mann?"

„Oh," sagte Leonie eifrig, „ein lieber, netter Freund. Ein rührend guter Mensch. Er war es, der dem armen Peter Forsting die Augen zudrückte. Dafür schulden wir ihm ewigen Dank."

„Er will Sänger werden?"

„Gott — ja — leider! Und ich hab' ein bißchen schuld. So Dilettanten nehmen es immer gleich für feierlichen Ernst, wenn man ihre Mittel lobt. Und es schien auch so, als ob sie reichen könnten. . . . Nun, bei ihm ist ein Scheitern ja nicht schlimm. Er kann immer wieder hingehen und Pillen und Mixturen verschreiben," erzählte sie und war ganz vergnügt, denn eben, indem sie's erzählte, fiel es ihr ja erst ein. Axel konnte ja immer

wieder zum verlassenen Beruf zurückkehren. Und das war doch ein sehr angenehmer, erleichternder Gedanke. Er nahm ihr mit einem Male jedes Verantwortungsgefühl.

Lubotin ließ keinen Herzschlag lang den Blick von ihr.

„Dieser Doktor ist in Sie verliebt," sagte er langsam.

Leonie lachte.

„Das kommt mir auch manchmal so vor. Das schadet ihm nichts. Haben Sie je einen Musikschüler gesehen, der nicht verliebt war?"

„Er ist auch eifersüchtig," stellte der Fürst fest, ohne seine gedämpfte, ruhevolle Art zu sprechen auch nur ein bißchen zu erwärmen.

„Ach — nein?" sagte Leonie verwundert mit einer Frage, sozusagen ins Blaue hinein. „Wieso denn? Dazu hat er ja gar kein Recht? Und auf wen sollte er wohl eifersüchtig sein?"

„Auf mich," sagte Lubotin.

Leonie wurde rot. Dieser Ton, der so sicher und scheinbar ganz kalt etwas feststellte . . . und dazu dieser stetige Blick . . . der sie ansah wie . . . ja — wie denn?

Und die flinke Phantasie war wieder da und erhob sich mit rauschendem, schimmerndem Flügelschlag, der durch die Lüfte schwirrte, und Funken von Licht und Goldstaub sprühten ab von ihren Schwingen und blendeten den Blick . . .

Ja, dieser kalte, gelassene Mann sah sie an wie ein Herr seine Sklavin . . . oder wie der Bändiger das zitternde Tier.

Und er begehrte sie mit einer heimlichen, wilden Leidenschaft, finster und groß wie seine Heimat. . . . Unter dieser glatten Oberfläche des modernen Aristokraten glühte in ihm der Barbar, der sich das Weib

nimmt, ohne zu fragen, ohne Erbarmen für ihre Tränen, ohne Mitleid für ihre Scham. Der es zu seiner Sklavin erniedrigt oder zu seiner Königin erhebt, nach seinen furchtbaren, herrischen, heißen, unfaßlichen Launen . . .

So geliebt zu werden, im wilden Zwang wieder lieben zu müssen — das war Leben — das war ein Rausch von Geheimnissen, von Furcht, von asiatischem Reichtum und barbarischer Pracht . . .

Sie sah den Mann an. Sie sah kaum noch den sonnendurchglühten Ziergarten voll Enge und Strenge ringsum, der eine kleine, übersichtlich ängstliche Welt schien . . . sie sah sich allein mit ihm, in einem weiten goldenen Saal, hinter dessen Türen stumme Sklaven lauerten, bereit, auf einen Ruf ihres Gebieters mit dem Schwert oder mit Geschmeide hereinzustürzen . . .

Ihre Nasenflügel bebten, ihr Mund öffnete sich ein wenig. Und ihre Lider schlossen sich halb — wie in Furcht — wie in Hingegebenheit an ein beklemmend süßes Gefühl.

„Ja?" fragte der Mann leise.

„Ja!"

Elftes Kapitel.

Unter den Linden der sacht hügelansteigenden Bürgerreutherstraße schob sich gemächlich in der Nachmittagsglut der hellbunte Menschenschwarm dahin. Manche Hand trug den Hut, der die Stirn hätte decken sollen. Und manche Frauenbrust hob sich aufseufzend unter dem dünnen Sommerkleid. Wohl warfen die Linden, die ihrer ersten Jugend zu entwachsen begannen, schon stattlichen Schatten. Aber in der unbewegten Schwüle des Tages spürten die Fußgänger auf den dunkel überfleckten Stellen des Bürgersteigs kaum eine Erquickung.

Daneben, auf dem chaussierten Fahrdamm, zogen mit nickenden Köpfen die Pferde ihre Wagen schwer hinter sich drein. Die Herren und Damen, die in den Equipagen saßen, schauten müde und träge in die Welt hinaus, erschlafft, teils von der Hitze, teils von dem hinter ihnen liegenden Mittagsmahl. Nur ab und zu sah man's einer Dame an, daß ihr Bewußtsein, prangend schön angezogen zu sein, alle Müdigkeit überwand. Oder man erkannte an freudig enthusiasmierten Gesichtern die vor Spannung erregten Neulinge, die zum ersten Male ihre Bayreuthwallfahrt unternahmen.

Ein Himmel von so fettigem Blau, als sei er mit Ölfarbe angemalt, sah in derber Sommerstimmung auf die heiße Erde hernieder. Die Luft selbst schien zu träge, um sich in Bewegung zu setzen.

Die Natur gab all diesen hügelanwandernden und fahrenden Menschen keinerlei frischen Antrieb, und es konnte fast scheinen, als ließen sie sich in stumpfem Zwang von irgend einer Macht treiben.

Auch Axel trug seinen Strohhut in der Rechten und fuhr sich alle Augenblicke mit der Linken, die ein weißes Taschentuch hielt, über die Stirn, obgleich kein Tröpflein auf ihr perlte. Hinter ihr, so war es Axel, brannte die gleiche trockene, verzehrende Fieberglut, die in seinen Adern zitterte.

Seit dieser Morgenstunde im altertümlichen Garten, wo graue, zerfressene, schmalleibige Göttinnen zwischen besonnten Taxushecken standen, seit dieser Morgenstunde, wo Leonie ihm so fremd und so schön und von aller Witwenschaft befreit, jungfräulich im weißen Kleid erschienen war — seitdem taumelte seine Seele wie in Trunkenheiten. In keinen seligen, zärtlichen. Ein häßlicher Rausch hatte ihn erfaßt, er fühlte Unsicherheiten

ringsum, alles schien zu schwanken, und er hatte das deutliche Gefühl, daß dies nur die Folge davon sei, daß er selbst nicht feststehe . . .

Er nahm sich zusammen. Er wollte als Mann handeln! Diesen dumpfen Vorsatz konnte er aber nicht klar formen, sich keinerlei Wort oder Tat vorschreiben. Er wußte nur: so konnte es nicht bleiben! Und wenn er auch nur ein armer Kämpfer war, einer, auf den gewiß mehr Niederlagen als Siege warteten: Leonie mußte sich zu ihm bekennen! Ihm und aller Welt deutlich zeigen, wie sie es mit ihm meinte.

Ein armer Kämpfer war er ihretwillen geworden. Durch sie verlockt, hatte er sich von seinem warmen Platz hinweggewagt, hinaus in die Not und Qual der Kunst. Und darum hatte er Anrecht an sie und ihr Leben.

Sie gehörte ihm, weil sie ihr Gewissen mit seinem Schicksal beladen hatte. Sie sollte und mußte es teilen.

Und so war sein zähneknirschender Vorsatz, „als Mann zu handeln", vielleicht nur ein pomphafter Gedanke, mit dem er unmännlichen Trotz, ängstliches Aufbäumen vor sich selbst verkleidete.

Er ging, mit seinem ganzen Wesen sich in die unbestimmten Entschlossenheiten hineinarbeitend, rascher und rascher, so daß der arme Herr von Potter neben ihm sich endlich wehrte.

Und gerade fuhren Lubotin und Baranowitsch an ihnen vorüber. Der Komponist grüßte freundschaftlich mit winkender Hand, wie kleine Kinder zu grüßen pflegen. Der Fürst lüftete zerstreut seinen Hut.

Aber Axel war dennoch gleich beglückt, befreit. Nur weil er diese beiden Männer allein sah. Er hatte sich eingebildet gehabt, sie würden die Forstingschen Damen abholen.

„Der Fürst hat mir versprochen, meine Lieder in Rußland zu protegieren, mir dort einen Verleger zu verschaffen," erzählte Herr von Potter. „Es ist doch sehr schön, wenn Leute in dieser Lebensstellung und mit solchen Mitteln einer Kunst ihr förderliches Interesse zuwenden."

„Wenn es in der Tat der Kunst gilt . . ." sagte Axel halblaut und böse.

„Ah — unsere Damen..." rief Herr von Potter wichtig und froh.

Ja, da zogen sie vorüber, langsam, im Wagen thronend — heiter, lächelnd, schön. Selbst Carry lächelte den beiden zu, die stehen blieben und gewissermaßen Front machten.

Natürlich saß Spanier ihnen im Wagen gegenüber. Ungefähr wie ein Ministerpräsident oder ein Standesherr. Jovial, stattlich und überlegen.

„Von dem Mann kann man was lernen," sagte Potter fast bewundernd, denn ganz konnte er doch Spanier nicht anerkennen, weil diesem das eigentliche Kriterium höchsten Menschentums, nämlich das Musikalische, fehlte.

Axel freute sich, als er Spanier mit den Frauen sah. Ihm war, als seien sie dann unter der Obhut von Ehre und Kraft.

Und wie schön Leonie aussah. Ähnlich wie damals erschienen ihm die Frauen, als sie in sehr modischer Kleidung mit großen, federüberwallten Hüten in das Abteil des Zuges traten, um Peter Forsting zu geleiten. Denn zum ersten Male wieder überwog das weltlich Vornehme in ihrer Erscheinung die Note der Trauer. Sie trugen weiß und schwarze helle Gewänder mit unerklärlich viel Spitzen und Hüte, von deren Form und

Möglichkeit Axel nichts verstand; er sah nur, sie kleideten schmückend.

Und neben ihm sagte eine derbe, fremde Männerstimme: „Donnerwetter, ist das 'ne schöne Frau!"

Nun halfen Herrn von Potter kein Mahnruf und kein Schelten mehr: wenn er mit Axel zugleich oben ankommen wollte, mußte er trotz der Luft, in der die Hitze still schwelte, frisch vorwärts marschieren.

Axel war von dem einzigen Gedanken besessen, die Frauen zu treffen, bevor der Fürst sie fand oder sie den Fürsten sahen. Denn davon war Axel überzeugt: wenn Leonie den nur irgendwo von fern zwischen der Menge bemerkte, würde sie unbedenklich ihrerseits auf ihn zu eilen. Er war ihr ja das Neue! Er hatte ja ihrer Phantasie mit seinen abenteuerlichen Geschichten Spielzeug gegeben . . . deshalb war er das Interesse des Augenblicks . . .

Auf dem Festspielhügel hielt die Schutzmannschaft die Gasse frei für die auffahrenden Wagen, die wie eine Prozession schrittweise hintereinander anrückten. Die Menschenmauer, die die Gäste einschloß und alle Neuankommenden sogleich in sich aufnahm, ließ sich von der Sonne bestrahlen, unempfindlich gegen ihren Brand, ganz hingenommen von dem Vergnügen an dem bunten Schauspiel. Die Terrassen und Veranden der Restaurationen waren voll besetzt von Menschen, die dort gespeist hatten und nun beim Nachtischkaffee sich die Auffahrt ansahen als eine „Nummer" im Programm eines Festspieltages.

Drüben, jenseits des Fahrweges, etwas höher noch als die Restaurationen, lag das besonnte, rote, primitive Haus; aus einem Komplex ziemlich niedriger Umbauten erhob sich hoch in harten Linien, schmucklos, mit der

Kargheit des nur Notwendigen, Zweckentsprechenden, das Bühnengebäude.

Das war das Festspielhaus — das . . .

Immer noch sah es in seiner erhabenen Dürftigkeit auf diese Menge aus allen Ländern des Erdballs, die sich um seinen Fuß drängte — immer noch ein Zeugnis von Not, Kampf und Sieg.

Über Axels Seele flutete eine große Bewegung hin und nahm für die Freiheit einiger tiefer, andächtiger Minuten all sein heißes Leiden mit fort.

„Wer möchte anstatt dieses Baues nicht dort einen Palast aus Marmor und Gold sehen! Und doch: welche Hand möchte, dürfte wagen, dieses Haus, das die Tränen und das Jauchzen eines Unsterblichen sah, niederzubrechen . . ."

„So versunken?" sagte hinter ihm eine fröhliche Männerstimme, die Spaniers.

Axel fuhr herum.

„Wo haben Sie die Damen?"

„Bin ich bestellt, sie zu hüten? Der Fürst hat sie getroffen."

„Immer er und er! Dieser Mensch verdirbt mir Bayreuth," sagte Axel.

„Ach — Doktor! So irgend etwas mußte ja doch einmal kommen."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Axel erblassend.

„Nichts, als was Sie selbst sehen können," antwortete Spanier und fuhr unmittelbar fort: „Aber da ist ja Fräulein Carry. Nicht wahr — fabelhaft interessant? O — rasch, sehen Sie — die dort — in blaßgelber Chiffontoilette — natürlich Paris — herrlich. Ja, dafür hab' ich nun ein Auge. Anstatt Rechtsanwalt in Ger-

lachshausen hätte ich Kompagnon von Worth werden sollen."

Carry nickte ihm lächelnd zu. Sie sah so heiter, so gütig aus . . .

In all seiner Qual bemerkte Axel es doch. War sie entschlossen, Spanier anzugehören? Auch sie — wankelmütig nach Frauenart über den Mann, dem ihr Herz gehörte, fortgehend? In seinem töricht kranken Zustand hatte Axel den Wunsch, sie solle leiden, treu sein . . . es gab kein Glück — sie sollte doch nicht wähnen, es finden zu können . . .

„Ich werde noch verrückt," dachte er, denn er sah gerade Leonie, die strahlend auf den Fürsten einredete. Und er sah den sicheren, stetigen, begehrenden Blick des Mannes . . .

Carry dachte sich wohl, an welchem Schauspiel sich sein Auge entsetzte, das so stier an ihr vorbeischaute.

„Lieber Doktor," sagte sie herzlich, „ich freue mich: wir werden alle ziemlich nah beieinander sitzen. Wenn man sich auch nicht spricht, vielleicht kaum sieht, es ist doch ein gutes Gefühl, sich die nahe zu wissen, mit denen man sich versteht."

„Und vielleicht," scherzte Spanier, „dringt dann von all der Begeisterung um mich herum ein erleuchtender Strahl in meine arme Seele."

„Ich begreife nicht: Sie kommen schon zum zweiten Male! Und ohne eine Spur von Interesse?" sagte Potter.

„Ja — das erste Mal . . ." Spanier räusperte sich. „Und nun das zweite Mal . . ." er räusperte sich wieder. Und beinah hätte er mit seiner etwas melancholischen Ironie gesagt: „Das Ganze könnte man betiteln: Don Juans Glück und Ende." Aber er unterdrückte den Scherz, und er dachte: „Es ist ein erhebendes Ende —

trotz allem ...“ dabei sah er Carry fast väterlich an, so daß sie errötete.

„Weshalb verbieten Sie Leonie nicht, sich so von diesem Menschen den Hof machen zu lassen?“ fuhr Axel dazwischen.

„Wie könnte ich ihr etwas verbieten. Sie ist doch ihre freie Herrin. Sie kennen doch ihre muntere Art,“ sagte Carry.

Spanier machte ein finsteres Gesicht, und Potter horchte gespannt. Das alles klang ja, als ob die Klatschmäuler, die den Doktor Wernefeld den „Freund“ der schönen Frau nannten, nicht ganz unrecht hatten. Wenn ein Mann sich herausnehmen darf, so aufzutrumpfen, muß er ja wohl Rechte haben, dachte Potter.

Axel aber sprach heftig: „Ihr Vater hat Sie angefleht — ich habe es gehört — mir hat er es gesagt — es war sein letztes Wort: Sie sollen sie nicht verlassen ...“

Carry veränderte ihre Farbe. Sie hob das Haupt ein wenig stolzer. Und ihr Gesicht bekam den verschlossenen Ausdruck geheimer Leiden, den das Gesicht des Toten gehabt ...

„O mein Gott,“ dachte sie, „wie muß es in ihm aussehen, daß er mir mit diesem Wort kommt — jetzt — hier ...“

Sie sah Spanier an — als wisse sie, dort sei Rat und Halt zu finden. Und sein ernster, ermutigender Blick gab ihr wirklich die Kraft, den Gequälten noch mehr zu verwunden ... es mußte sein ...

Sie antwortete scheinbar voll Ruhe: „Mein lieber Vater kann nur gemeint haben, ich solle sie nicht verlassen, solange sie mich und sein Andenken nicht verläßt.“

In ihr letztes Wort hinein hallte ein Trompetenton, der durchdringend, schwellend, hellfarbig über die Köpfe

der Menge hinvibrierte. Vom Balkon des Vorbaues am Festspielhaus wurde das Signal geblasen.

Herr von Potter ergriff ohne weiteres Axel am Arm und zog ihn mit sich.

Und der ließ sich führen wie ein Knabe — betäubt war er, als hätten ihn Carrys Worte narkotisiert . . .

Es sang und klang ihm in den Ohren . . . war es sein brausendes Blut? . . . Oder die in die Sommerhitze hineinschwellenden, seltsam ergreifenden Trompetentöne, die die Nerven erschütterten wie der Weheruf einer Seele?... Was wollten all diese Menschen, die drängten, in Eile, Wichtigkeit und Spannung rücksichtslos wurden?...

Und dann auf einmal dies kühle Halbdämmern im matt erleuchteten, klassischen Raum — wie jäh hineingeschleudert in eine antike Welt voll feierlicher Erwartung war man . . .

Axel saß auf seinem Klappsitz, stand ein paarmal wieder auf, setzte sich mechanisch wieder, spürte den Veilchenduft einer an ihm vorbeidrängenden, stark parfümierten, üppigen Dame, sagte „Pardon", weil ihm einmal vorkam, als sei er nicht aufgestanden, und immer war er wie ein Mensch ohne klare Gedanken.

Was wollte Carry sagen? Daß Leonie sie verließ und das Andenken des Toten?

Warum verließ? Um wessentwillen?

Und plötzlich war es Axel, als seien sein Recht und sein Begehren und sein Unglück und seine Eifersucht eins mit dem des Toten. Und er forderte von Leonie, daß sie diesem treuer und würdiger nachtrauere . . .

Aber nein — wenn sie das tat, konnte sie ja nicht die Seine werden. . . . Und das würde auch Carry nicht verbieten, verhindern wollen.

Rührung über das edle Herz des selbstlosen Mäd-

chens machte ihn weich — sekundenlang — nur weil sein Gemüt, mutlos, jämmerlich, elend, nach Rührung lechzte — weil es überweich und widerstandslos war in der unmännlichen Not.

Nein. Carry konnte nur gemeint haben, daß Leonie das Andenken des Toten verließ um jenes fremden Mannes willen . . .

Wer war das? Ein Fürst. Ein russischer obendrein. Also vielleicht ein Abenteurer? Heute ein Krösus. Morgen ein Bettler? Aber nein. So konnte es doch nicht sein. Also in Wahrheit war der ein großer Herr! Einer, der sich in Sultanslaune heute mit einer schönen Frau ein wenig beschäftigte, um sie morgen zu vergessen. . . . Machte sich denn Leonie das nicht klar? Wies ihn nicht voll Hochmut zurück? War sie denn nicht von Gottes Gnaden? Mehr als alle Fürsten der Welt? Schön — begabt — an der Schwelle unerhörter Triumphe stehend? In wenig Jahren vielleicht reich und gefeiert und berühmt?

Und dennoch für einen Fürsten „unebenbürtig".

Oder war diese Beschäftigung dem Mann mehr als ein Spiel für die Tage von Bayreuth?

Hoffte er etwa, daß man mit dieser schönen, lebhaften Frau ein Abenteuer erleben könne? Mißverstand er ihr Wesen — dies unbefangene, von tausend bunten Lichtern ewig überspielte Wesen — das die Welt ansah mit den Augen der holden Törin Phantasie?

Hoffte er etwa aus Leonie seine Geliebte zu machen?

„Eher schieße ich ihn nieder," dachte Axel, und in seine Verzweiflung kam etwas Neues: eine seltsame, kalte, eisenharte Feindseligkeit.

Bei diesen furchtbaren Gedanken war er angelangt, als sich plötzlich Dunkelheit über das Haus legte.

Die gefolterten Nerven des Mannes erschraken darüber.

Und dann löste sich plötzlich die Härte in ihm ... Er zitterte — seine Augen feuchteten sich.

Wie aus scheuer Ferne, leise, vorsichtig, schwebte ein Ton aus unterirdischen Tiefen herauf —

Es klang, als ob eine Seele sich enthülle und in feierlicher Erhabenheit von den Geheimnissen ihrer Leiden anhöbe zu sprechen ...

Mit der priesterlich tröstenden „Liebesmahlmelodie" hob das Vorspiel an und schwoll durch das Haus ...

Die Klänge kamen auf den Mann zu — und er legte sein krankes Wesen in ihre Geisterhände, die ihn voll Ernst und Güte liebkosten und führten ...

Er begriff es wieder, daß jedes große Kunstwerk ist wie eine Kirche, in die der Elende seine Leiden trägt, und die er für sich in Anspruch nimmt, als sei sie ganz allein für ihn erbaut. In diesen Stunden war der Parsifal für niemand auf der Welt gedichtet als ganz allein für ihn — für ihn ...

Er ward Amfortas und litt unter der Speerwunde sündhafter Begier. Er ward auch Gurnemanz und erlebte mit mildem Schmerz, daß alle Leidenschaften eines Tags für das Alter nur sind wie ein Schauspiel ...

Wohl erkannte er: es sei groteske Anmaßung, wenn etwa ein an den Welträtseln Umhertastender sich gleich einem Faust dünkte; oder ein zwischen Venus und Maria in sinnlicher und in frommer Inbrunst Hinundhergerissener sich mit Tannhäuser vergleiche oder sich als Parsifal fühle, wen süße, berückende Verlockung bedrängt ...

Seine erschütterte Seele fürchtete sich davor, aus dieser Kirche, in die sie sich hatte flüchten können, herausgezerrt zu werden ...

Er suchte mit keinem Blick die eine, die er liebte und vielleicht schon zu hassen begann, weil er durch sie litt . . .

Er mied die Gesellschaft auch der Freunde.

Ein Einsamer trieb er sich während des ersten Zwischenaktes umher, das Menschengewühl verlassend, den Weg gegen die Wirtschaft zur Bürgerreuth und ihren Waldhintergrund zu nehmend.

Jeden Ton und jedes Wort genoß er noch einmal nacherlebend.

Und eine große Demut kam in sein Herz.

Er wußte selbst nicht wie — da war ja gar kein Zusammenhang zwischen dem Werk des Gewaltigen und seinem bißchen Künstlertraum. Aber dennoch: unter dem auflösenden, vernichtenden Eindruck zerrann ihm dieser Traum ... er wußte mit einem Male, daß er niemals ein großer Sänger werden könne. . . . Und mehr noch: ihm war, als habe er das immer gewußt und es eigentlich niemals ernstlich gewollt . . .

Als die Töne des Signals zum Beginn des zweiten Aktes sein Ohr von fern erreichten, kehrte er zurück.

Er stieß auf Baranowitsch und Potter. Der Komponist redete unter wilden Gebärden auf Potter ein; der stand reserviert, den Daumen der Rechten in die Hosentasche gehakt, und hörte verachtungsvoll zu. Baranowitsch bewies die Greisenhaftigkeit des Werkes, und daß der ganze Wagner nur ein Seitensprung sei; die Entwicklung gehe von Liszt weiter. Und Potter sagte, daß man von fanatisierter Feindseligkeit sein müsse, um zu verkennen, daß vom Tannhäuser zum Parsifal eine gerade Linie laufe; indessen sei zuzugeben, daß . . .

Axel war dies alles äußerst unerträglich.

Und er kam sich in all seinem Elend reicher vor, weil er waffenlos vor Größe zu knieen vermochte . . .

Als er sich wieder setzte, sah er Leonie — mußte sie wohl sehen. Denn nur zwei Reihen vor ihm stand sie, und zwischen ihnen die Plätze waren noch leer. Sie stand neben Carry, und an ihrer anderen Seite befand sich Lubotin. Sie wandte dem geschlossenen Bühnenvorhang den Rücken und musterte voll Interesse das Haus und die amphitheatralisch aufsteigenden Sitzreihen, die sich mit der wieder hereinströmenden Menge zu füllen begannen.

Auch Leonie bemerkte nun Axel. Sie nickte ihm strahlend zu. Wie sie immer gestrahlt hatte — vom ersten Tag an — selbst unter dem dichten Schleier ihrer frischen Witwentrauer. . . . Fremd erwiderte er den Gruß . . . leidend, weil diese Fremdheit, mit der er sie zu strafen dachte, ihm selbst bitterlich weh tat.

Er sah Carry an . . .

Und vor dem tiefen, schmerzlichen Blick, der ihn aus ihren Augen traf, errötete er.

Nun füllten sich die Plätze zwischen ihnen. Allerlei Gestalten schoben sich hin und her vor seinem Auge. Potter kam und sagte, daß Baranowitsch gewiß ein Genie, aber vor Neid auf Wagner fast krank sei. Und dann kam wieder die Dunkelheit und mit ihr das Kirchenschweigen, und der zweite Akt begann.

Axel saß in glücklichen, erhebenden Leiden und hörte...

Die ungeheure Szene zwischen Klingsor und Kundry zog vorüber, und die Bühne ward zum Zaubergarten.

Die süßen Lockungen der Blumenmädchen, die auf Parsifal eindrangen, empfand Axel in körperlicher Qual. Wie ein roter Nebel, schwül und verwirrend, legten sie sich um ihn und weckten all sein Sehnen in ihm auf, und jede Blume dort oben hatte Leonies Gesicht, und jeder weiße Arm, der sich verlangend ausstreckte, war

ihr Arm, jeder schmachtende, liebesbegierige Ton hatte den Klang ihrer Stimme. . . . Diese Melodieen wurden zu Liebkosungen und setzten sein Blut in Flammen, daß es brannte in unlauterer Glut . . .

Und sein Blick fühlte die eine. . . . Nur als eine schwarze Silhouette saß sie da. Gerade im Ausschnitt zwischen zwei vor ihm sitzenden schmalen Männern. . . . Aber er erkannte sie . . . und erkannte, wie sie ihr Gesicht zu dem Mann wendete, der neben ihr war . .

Und was die tiefe Dämmerung im Raum ihm verbarg, sah er mit dem visionären Blick heißer Eifersucht, er wußte, nun war ihr ganzes Wesen in der dämonischen Verwandlungsfähigkeit, die ihr eignete, wie Fleisch und Blut gewordene Verführung — sie war so sehr in der Szene, daß sie sich fühlte wie eine von den lockenden Huldinnen dort oben. . . . Und so glänzten ihre Augen den fremden Mann an.

Und in sein entflammtes Blut schoß der Eisstrom des Hasses . . .

Irgend jemand stieß ihn leise warnend an.

Er wußte nicht, daß er einen stöhnenden Laut getan, und daß ihm Potter deshalb ein Zeichen zur Ruhe gab.

Kundry erschien. Und Axel kannte ja das Werk genau.

Aber in lechzendem Verlangen wünschte er, Parsifal solle unterliegen und untergehen . . .

Seine Seele, von unkeuschem Zorn, von Liebeshaß und von namenlosem Jammer erfüllt, kämpfte gegen das Werk.

Aber das Werk schritt mit hehrem Gang weiter.

Und es offenbarte dem unseligen Mann, dem es deuchte, als sei es ganz allein für ihn geschrieben, daß nur der als Sieger aus dem Lebenskampf hervorgehen kann, der das Weib überwindet — der Starke, der be-

mitleidet . . . nicht der Schwache, der um seiner kleinen Sinnennot willen sich als bemitleidenswert erscheint . . .

In Schauer der Andacht versunken, von andringender Erkenntnis und von zäher Leidenschaft in stürmische Erschütterungen gebracht, saß Axel.

Er ließ die Menge sich hinausdrängen. Einsam saß er, auf die Stimmen seiner Brust lauschend. Bis er sich endlich eines verzehrenden Durstgefühls bewußt ward und mit Anstrengung sich erhob, um hinauszugehen. — Unter der Veranda, vorn vor dem Restaurant, saß die kleine Gesellschaft, deren Mittelpunkt Leonie und Carry waren. Spanier und Lubotin hatten dort einen Tisch gesichert, und nun wollte man sich bei kaltem Fleisch und Champagner von den geistigen Anstrengungen erholen.

Aber von den sieben Stühlen blieb der eine unbesetzt: Axel kam nicht.

„Wo bleibt der Doktor?" fragte Baranowitsch.

„Ja, der hat richtig den Furor Bayreuthicus," scherzte Spanier, „ich sah, daß er wie entgeistert sitzen blieb. Wir sind ihm zu profan."

Und leise, voll Ernst fragte er Carry: „Soll ich nach ihm sehen? Ihn suchen?"

„Nein," flüsterte sie zurück, „lassen Sie ihn . . ."

Leonie war sehr blaß, und ihre Augen leuchteten in einem Glanze ohnegleichen. Sie sah so schön aus in ihrer offenbaren Hingerissenheit, daß sie der Gegenstand der Aufmerksamkeit wurde, wo sie ging und stand. Alle Männer sahen nach ihr.

Sie empfand von dem ganzen Werk eigentlich nur die Gestalt der Kundry.

„Oh," sagte sie im Hinausgehen zum Fürsten, „es lohnte, zur Bühne zu gehen, um eines Tages die Kundry zu spielen."

„Haben Sie nie daran gedacht, zur Bühne zu gehen?“ fragte er.

„Doch — gewiß. Aber mein Mann hätte es mir nicht erlaubt. Da seien zu viel Gefahren für mich, sagte er. Und jetzt würde Carry es mir nicht erlauben.“

„Hängen Sie so sehr von Fräulein Carry ab?“

„Oh — nicht etwa, weil ich sozusagen als ihr Gast bei ihr lebe — im nächsten Jahr werde ich gewiß schon Geld in Hülle und Fülle einheimsen — oh, nein. Nicht so abhängig! Aber dennoch ganz und gar. Ich war eine arme kleine Musikschülerin. Alles haben mir die Forstings gegeben: ihren Namen, Liebe, Wohlleben, Bildung. Nie möchte ich was tun, was nicht im Sinn des Toten wäre,“ sagte Leonie mit wirklichem Ernst.

Ihr war so heilig und groß zu Mute.

„War er ein Egoist?“ fragte Lubotin, sich sehr nahe neben ihr haltend, „würde er Ihnen kein neues Glück gönnen? . . .“

Sie erglühte. Sie war stolz auf des Toten Selbstlosigkeit.

„Jedes! Wenn ich es voll Stolz der Welt zeigen kann.“

Sie gab die Antwort ohne jede Berechnung, weil sie in einer erhaben reinen und hohen Stimmung war . . . in einer Parsifalstimmung . . .

Der Mann neben ihr verstummte.

Und so kamen sie an den für sie vorbehaltenen Tisch, und Leonie ergab sich ihrer Begeisterung.

Lubotin, der merkwürdig farblos aussah, und um dessen Mund zuweilen ein Zug wie von Ungeduld oder irgend einer nervösen Erregung ging, fühlte, daß die Gedanken des holden, wunderschönen Geschöpfes weit von ihm fortglitten . . .

Und er sagte plötzlich halblaut: „Ich werde den alten Theatersaal auf Konotop renovieren lassen. Sie können da die Marfa in Baranowitschs ‚Iwan‘ singen. Und die Szene der Kundry mit Parsifal und alles — was Sie wollen — auf — auf — Ihrem eigenen Theater …“

Leonie schrie fast auf.

„Carry,“ sagte sie, „Carry, hör doch . . .“

„Still — bitte!“ befahl der Fürst leise.

„Was ist?“ fragte Carry.

„Oh — nichts,“ sagte Leonie und war ganz verwirrt. Ja, gewiß, es ging nicht an, hier von solchen Plänen zu sprechen, die dartaten, daß sie die Gattin des Fürsten Lubotin werden sollte . . .

Aber dies erzwungene Verschweigen war ihrer lebhaften Natur sehr schwer. Jedermann sah ihr an, daß sie vor Freuden und heißem Leben glühte.

Und eigentlich war nun dies ganze künstlerische Ereignis, das „Bayreuth“ hieß, für sie in die zweite Linie gerückt. Vorn stand die Zukunft und winkte und hielt die Hände voll farbenglühender Wunderblumen . . .

Der Mann neben ihr sah ihr zu, mit sicheren, begehrlichen Besitzerblicken.

Carry gab sich den Anschein, nichts zu bemerken. Spanier aber als nur zu erfahrener Mann sah da ein Einverständnis wetterleuchten und verstand, was aus den Augen des Fürsten und aus dem erregten Wesen der Frau hervorglühte.

Er wußte nur noch nicht: Standesamt oder Abenteuer?

Baranowitsch und Potter sahen in der Tat nichts. Der eine schlang eine Menge Fleisch hinunter und trank hastig viele Gläser Sekt aus, der andere, dem solch Gebaren zuwider war, genoß nur ein paar Bissen. Dann begaben sie sich unter die Menge. Baranowitsch mußte

sich gegen die ihm bekannten Musiker, und was ihm sonst in den Weg kam, austoben, und Potter ließ sich, wo es ging, den gerade unbeschäftigten Sängern und Sängerinnen vorstellen, um ihnen auf Grund der Bekanntschaft später seine Lieder schicken zu können.

Beide hatten sich bald kleinen Gruppen von „Bayreuthern" angeschlossen, wo man eifrig den üblichen kleinen Wahnfried- und Kulissenklatsch erörterte oder voll diplomatischer Vorsicht einander Entzücken über die und jene Leistung, dies oder das szenische Detail vorheuchelte, denn eine abfällige Kritik konnte Frau Cosima hinterbracht werden . . .

Axel kam an einer solchen Gruppe vorbei, und er hörte gerade Barcknowitsch zu einem Sänger sagen: „Mein Bester, das meinen Sie ja gar nicht — das können Sie ja gar nicht meinen — aber es gibt hier eben keine Künstler mit Rückgrat."

Er schritt rasch vorbei und näherte sich der Veranda.

Carry und Spanier saßen mit dem Gesicht gegen das Festspielhaus und sahen ihn kommen.

Sie hielten beide fast den Atem an . . .

Nun sah auch er sie und sah das Paar, das ihm den Rücken zuwandte.

Er trat nicht an die Veranda heran. Er ging auf den Kiosk zu, wo Sekt und Eis verkauft wurden.

Dort stand er — mit trockenem Mund — verschmachtend — mit fieberisch jagenden Pulsen. Und er sah, wie dieser fremde Mann das Weib, das er in seinen Träumen schon als sein Weib besessen, anschaute, so nah, so dreist — — mit den zudringlichen Wünschen des großen Herrn, dem die schöne Sängerin vielleicht eine pikante Eroberung schien — leicht zu nehmen, schnell zu lassen . . .

Oh nein — hier stand noch einer, die Schutzlose zu verteidigen, dem Frechen zu sagen: Du irrst dich — sie lacht nicht dir — sie lacht nur dem Leben . . .

Die rasende Eifersucht packte seine Seele und riß sie aus den Kirchenhallen des erhabenen Werks, darein sie sich geflüchtet gehabt . . .

Und wieder schwoll eine vibrierende, schmerzlich eindringliche, kurze Folge von Trompetentönen über die Köpfe der Menge hin. Sie verschwebten in der Luft, in der die Hitze entkräftet vor dem leisen Heraufdämmern des Abends versank.

Die Frauen erhoben sich. Sie gesellten sich zueinander, ohne Absicht die eine, absichtsvoll die andere. Denn Carry sah den Mann bleich, hager, mit entstelltem Gesicht, wartend zwischen der Menge. Und sie fürchtete, er werde mit einem sinnlos erregten Wort auf Leonie zugehen . . .

Die Männer folgten.

Da trat Axel mit raschem Schritt an den Fürsten Lubotin heran.

„Mensch, wo stecken Sie denn?“ rief Spanier etwas forciert, um vorzubeugen . . .

„Ein Wort, Fürst Lubotin,“ sagte Axel mit kaum verständlicher Stimme.

Der blickte ein wenig erstaunt und sehr abweisend auf.

„Sie wünschen, Herr Doktor?“

„Doktor!“ sprach Spanier ernst und griff nach Axels Hand.

„Ich wünsche Ihnen zu sagen, daß Sie sich irren.“

„Worin — wenn ich bitten darf?“ fragte Lubotin langsam und sah dem Erregten unverwandt und sehr ruhig in die Augen.

„In einer Frau, die mir zu hoch steht, als daß ich

sie von dem ersten besten durch ein Gebaren kompromittieren lassen sollte, das . . ."

„Doktor!" sagte Spanier nochmals befehlend und umgriff Axels Hand mit eisernem Druck.

Er fühlte es gar nicht — er ließ seine Hand umklammern — ohne die Mahnung, den Druck auch nur von fern zu spüren.

Er wußte nichts — er sah nichts außer diesem einen: der fremde Mann mußte von ihm zu Boden geschlagen werden . . .

Mit seinen Fäusten hätte er es mögen — oh, am liebsten mit seinen Fäusten . . .

Lubotin zuckte die Achseln und wollte weitergehen.

„Keinen Schritt, bis Sie mir versprechen . . ."

„Sie sind verrückt. S i e beleidigen die Dame, nicht ich. Verrückt oder betrunken," sagte Lubotin mit der vollkommensten Gleichmütigkeit.

Und gerade diese war es, die Axel vollends rasend machte.

„Und Sie sind unverschämt," sagte er hart und laut, so daß ein paar Vorübergehende hinsahen.

„Ah . . ."

Es klang betroffen. So, als ob Lubotin bis jetzt kein Wort ernsthaft genommen. Und nun verstehe . . .

„Wie Sie wollen," sagte er kalt.

Und fast in dem gleichen Atem sich an Spanier wendend, sprach er: „Unsere Damen stehen und warten . . ."

Damit ging er ihnen nach. Gelassen, mit völlig unbewegtem Gesicht.

Axel aber atmete tief auf.

Er war glücklich. Seine Züge verklärten sich wie im Triumph. Er kam sich wie ein Sieger vor.

„Ich werde ihn erschießen," murmelte er.

Spanier legte seinen Arm in den des Freundes und führte ihn mit unauffälliger Haltung fort.

Der Platz um das Festspielhaus entleerte sich. Zum dritten Male klang der schmerzliche Ruf durchdringend in den linden Abend hinein.

Spanier brachte Axel nach der Bank, die auf dem großen Plateau, das vor dem Theater sich breitet, stand und den Blick hinab gewährte auf das rotgraue Häusergehocke der Stadt und das weite, dem Abendfrieden entgegendämmernde Land.

Spanier sank förmlich auf den Sitz nieder.

„Mensch!" sagte er, „Unglücksmensch, was haben Sie getan . . ."

„Dieser Mann beleidigt mich — weil er die Frau beleidigt, die ich anbete . . ."

„Aber woher wissen Sie denn, daß er sie beleidigt?"

„Ich sehe es."

„Sie sehen, daß er verliebt in Leonie ist. Sie sind es auch — wo ist der Unterschied?!"

„Ich hoffe, eines Tages ihr Gatte zu werden," rief Axel leidenschaftlich, „und er — und er . . ."

„Hofft höchstwahrscheinlich das gleiche," sagte Spanier.

Axel verstummte ... vor grenzenlosem Erstaunen, das sich erst ganz allmählich in eisiges Entsetzen wandelte.

Das — das sollte möglich sein? Und sie?

„Sprechen Sie. Sagen Sie mir, was Sie wissen. Die Wahrheit!" flehte er mit gebrochener Stimme.

„Ich weiß nichts und kann nichts sagen. Aber es erscheint mir nicht wahrscheinlich, daß ein Mann, und wenn er selbst ein Nabob aus russischen Hinterwäldern ist, vor Fräulein Carrys Angesicht auf den kecken Gedanken kommen könnte, mit Frau Leonie sein Spiel zu treiben."

Die Worte wirkten auf Axel ganz anders, als sie

sollten. Sie befreiten ihn von seinem Entsetzen. Sie ließen Spanier als etwas kleinbürgerlichen Seladon erscheinen, der sich einbildete, die Dame seines Herzens gelte auch anderen als hehre Priesterin. . . . Fast hätte er gelacht.

Oh nein, dieser Fürst — mein Himmel, russische Fürsten waren billig wie Brombeeren — dieser Mensch dachte sich mit seinem Golde — Gott mochte wissen, woher ihm das Gold kam — die Gunst der schönen Frau zu erkaufen.

„Sie gehört mir," sprach er, „es ist mein Recht, sie zu schützen. Um ihretwillen hab' ich alles verlassen . . ."

„Das war eben Ihre Torheit!"

„In ihre Welt hat sie mich hineingelockt . . ."

„Ach, lieber Freund — bleiben Sie gerecht. Sie haben sich von ihr verlocken lassen, weil ein Tröpflein wilden Blutes in Ihnen rumort. . . . Aber kommen wir doch zur Sache. Was denken Sie sich nun? . . . Sie werden revozieren?!"

„Unter keinen Umständen! Ich bitte Sie, die Sache in die Hand zu nehmen und mit Herrn von Potter mein Sekundant zu sein."

Der reifere und ruhigere Mann, der neben ihm im tiefer und tiefer werdenden Abendgrau saß und aufmerksam zusah, wie aus dem weiten Land ringsum alle Farben verwischt wurden, dieser Mann, der selbst mancherlei erfahren hatte, begriff genau: es begab sich wieder einmal die uralte, unlogische Geschichte. Eine leidenschaftliche Begierde sah sich um die Erfüllung betrogen und raste deshalb in Vernichtungsgelüsten gegen sich und den anderen — im knabenhaften Wahn, durch solches Umsichschlagen die Männerwürde wiederherzustellen, diese gar nicht beeinträchtigte Männerwürde . . .

Und mit einem kleinen Seufzer seine Betrachtungen abschließend, sagte Spanier, daß Axel ganz auf ihn rechnen könne.

„So schnell als möglich und unter so scharfen Bedingungen als möglich," bat Axel leidenschaftlich.

Und dann saßen sie wieder still.

Spanier bedachte die Lage. Ob sie dem Fürsten wohl lächerlich und langweilig erschien? Oder beunruhigend? Ob ihm ahnte, daß dieser hier entschlossen schien, ihn, den Rivalen, sozusagen vor der Schwelle von Leonies Tür niederzuknallen?

Und woher sollte er seine Zeugen nehmen? Baranowitsch erschien in solcher Aufgabe fast als groteske Figur — aber wenn auch — daß Lubotin außer seinem Schützling hier noch irgend jemand kannte, hatte Spanier nicht bemerkt. —

Spanier war kein Mann der Vorahnung. Aber wenn er den Zustand seines jungen Freundes bedachte, wurde ihm das Gemüt doch recht schwer. Und er hatte das deutliche Gefühl, daß Axel es sein würde, der mit seinem Blut zahle. . . . Und wofür?

Bei dieser Frage kam ein kräftiger Zorn belebend über den Mann.

„Und um diese Frau!" sagte er unwillkürlich.

Axel brauste auf.

„Wollen Sie damit sagen, daß sie ein nichtiges, leeres Geschöpf ist?" rief er heiser.

„Leer? Die leer? Bei Gott nein! Nur zu voll ist sie von buntem Inhalt. Wie ein Kaleidoskop voll von farbigen Glassplittern ist, die sich immer rasch zu einem anderen, neuen Bild zusammenschließen, wenn man's mit geschickter Hand ein wenig rüttelt."

„Ich bitte Sie . . ." bat Axel.

Und die Qual in seiner Stimme rührte den anderen Mann. Der wußte es ja auch und hatte es damals Carry gleich gesagt: von seinem Liebeswahn befreit kein Mensch den anderen . . .

„Gehen Sie," sagte Spanier, „ich suche Sie nachher noch auf. Ich werde die Damen noch sehen — ihnen irgend etwas vorschwindeln — Potter mit mir nehmen — — kurzum: machen Sie nur, daß Sie nach Haus kommen . . ."

Axel erhob sich sofort. Er reichte dem Freund stumm die Hand und preßte sie ihm wieder und wieder . . .

Dann nahm Spanier Aufstellung vor der Restauration. Dort mußte ihm seine Gesellschaft in die Arme laufen. Man hatte verabredet gehabt, hier oben zu soupieren . . .

Er brauchte nicht lange zu warten. Die Wagenburg, die auf dem Platz hielt, geriet in rückende Bewegung, die Befehlshaberstimmen der Schutzleute erschallten, zwischen Rädern und dunkelgleißenden Pferdekruppen hindurch schlüpften schon einzelne Gestalten, mit hastigen Sprüngen den gefährlichen Übergang bewerkstelligend. Lichter von Wagenlaternen huschten, und eine große Unruhe erfüllte die Sommernacht.

Da kam Potter.

„Warum ist denn der Doktor den letzten Akt draußen geblieben?"

„Sie erfahren gleich alles. Ernste Sachen. . . . Ich bitte Sie, sich mir anzuschließen — wir werden sofort hinunterfahren — still — da kommt Fräulein Carry . . ."

Sie kam voll Eile — eine Lücke zwischen der Wagenabfahrt benutzend — Leonie und der Fürst hatten den guten Moment wohl nicht so rasch wahrnehmen können . . .

Und sie stand schon vor Spanier — sehr bleich, wie

ihm schien — von all ihrer gewohnten Beherrschung verlassen.

„Warum blieben Sie mit ihm draußen?" fragte sie rasch.

„Er ist nicht wohl, und ich fahre jetzt mit Freund Potter zu ihm — ich wollte mich nur bei Ihnen beurlauben . . ."

„Das ist nicht wahr!" sagte sie bestimmt und sah ihn durchdringend an. „Ich habe es wohl bemerkt . . . Lubotin und er hatten einen Wortwechsel . . ."

„Und wenn! Ist's da nicht am klügsten, man geht sich aus dem Weg? Gute Nacht. Empfehlen Sie mich unserer schönen Frau."

Vor diesen Augen ward ihm die Heuchelei ein wenig mühsam, und die seinen bekamen einen unsicheren Blick.

Da fragte Carry nichts mehr . . .

Zwölftes Kapitel.

Über die Landschaft ging ein Schein vorzeitiger Herbstesstimmung, wie über ein noch schönes Angesicht ein Zug der Ermattung fliegen kann, der vom herannahenden Welken spricht. Die dunkelgrüne Kraft der Hochsommerfarben zerbrach an der zähen Ausdauer der gelben, flimmernden Sonne.

Trotz der Menschenmenge, die Bayreuth füllte, war es in den Vormittagstunden still in den Straßen, denn auf den Bürgersteigen fühlte man die Hitze der Steine unter den Sohlen, und von dem schattenlosen Licht ward jedes Auge geblendet. Auf dem kleinen, verträumten Platz an der Friedrichstraße strömte das Denkmal Jean Pauls aus seinem erzenen Körper förmliche Ofenwärme. Und in der bescheidenen Blumenanlage zu

seinen Füßen lagen die farbigen Blütenleiber erschöpft von der allzu heißen Augustliebe dieser Tage.

Auch in den wunderlichen alten Garten der Jean Paulstraße kam das Ungeheuer geschlichen, das seinen gleißenden, schwülen Leib geradeswegs aus den Tropen hierher getragen zu haben schien.

Manchem Regensturm, der ihnen gelbe, nasse Blätter ins Gesicht geworfen, hatten die langbeinigen Göttinnen getrotzt, still hatten sie unter dicken Schneebewürfen auf ihren üppigen Schultern und ihren zierlichen Köpfen gefroren; sich auch von mancher heißen Sonne liebkosen lassen.

Über dem Grün der geschorenen Taxuswände lag im Sonnenschein ein grauer Dunst, gleich einem feinen Schleier. Auch der Kies auf dem breiten Weg zwischen den Taxuswänden flimmerte, als sei er von zermahlenen Edelsteinen.

In dieser Hitze, kaum ihrer bewußt, ging Carry langsam hin und her, zwischen den harzigduftenden Mauern, den Sandsteingöttinnen und den Lorbeerkübeln, immer auf und ab — auf und ab — wartend, ohne sagen zu können auf was, auf wen. Ein großer weißer Gartenhut deckte ihr Haar; sie hielt die Hände auf dem Rücken gefaltet — wie man im tiefsten Sinnen tut. So schritt sie auf und ab, und die Schleppe ihres weißen Kleides streifte mit leisem Rauschen den Wegeskies.

Sie rechnete sich zum unendlichsten Male jede kleine Beobachtung vor, die sie seit zwei Tagen gemacht hatte oder sich einbildete, gemacht zu haben.

Auch eine unbefangene Seele mußte ja spüren, daß alles aus dem Gleichgewicht gekommen war. Selbst Leonie sagte gestern einmal: Weiß Gott, was die Männer haben . . .

Seit dem Parsifalabend sah man Axel nicht mehr.

Und sie fragte nicht einmal nach ihm . . . sie wollte von Spanier keine Lüge . . . aber Leonie fiel es doch auf. Und da mußte Spanier natürlich etwas sagen. Er hatte die Geschichte von einer Unpäßlichkeit Axels, die gar nichts weiter Beunruhigendes sei, nicht mit seiner gewohnten überlegenen Sicherheit vorgebracht. Wie konnte er auch — denn er mußte ja aus Carrys Schweigen herausfühlen, daß sie etwas ahne . . .

Und doch glaubte Carry, einmal von fern, abends bei der Herunterfahrt, Axel gesehen zu haben. Im Rheingold und gestern in der Walküre waren sein und Potters Platz von Fremden besetzt gewesen. Herr von Potter sagte, er habe den seinen zurückgegeben und noch einen Galerieplatz dafür bekommen. Carry dachte sich, daß Axel es wohl ebenso gemacht habe.

Herr von Potter zeigte sich selten und war ungemein zeremoniell. Besonders gegen den Fürsten Lubotin.

Dieser bekam vorgestern, gerade als man zusammen im Hotel speiste, ein Telegramm. Sein Diener brachte es ihm.

Als Lubotin es gelesen, überreichte er es Spanier, der es mit einer ernsten Verbeugung zurückgab, nachdem er Einsicht genommen.

Und dann tauchten gestern plötzlich zwei Freunde Lubotins auf. Sie waren aus Berlin gekommen; der eine ein Vetter und Landsmann Lubotins, als Attaché der russischen Botschaft angehörend, der andere ein junger Franzose, den Lubotin von Paris her kannte, und der sich gerade in Berlin aufgehalten hatte.

Es zeigte sich, daß diese beiden gar keine Plätze zu den Festspielen hatten.

Was wollten sie also hier? Weshalb waren sie gekommen?

Und dann hatte auch Lubotin gestern den ersten Akt versäumt, und selbst Spanier war unsichtbar geworden.

Später, nach der Walküre, speisten sie mit Lubotin, Baranowitsch und den beiden Neuangekommenen.

Carry fühlte sich wie ein fremder Gast an diesem Tisch. Einsam und traurig. Und ihr schien auch, als sei Leonies Lebhaftigkeit nicht von so unbefangener Freude an Welt und Menschen durchstrahlt wie wohl sonst.

Die beiden Fremden zeigten unverhohlen, daß sie die schöne Frau anbetungswürdig fanden. Aber es schien Carry, als sei Lubotin zerstreut . . . als lege er sich gewaltsam Zurückhaltung auf . . .

Dann hatte sich noch etwas begeben an dieser kleinen Tafelrunde.

Der Vetter Lubotins erzählte, daß auch er damals dem Konzert beigewohnt, in dem Frau Forsting und Baranowitsch sich zum ersten Male den Berlinern vorgestellt, und er pries voll Überschwenglichkeit die Kunst Leonies, worauf der junge Franzose den dringlichen Wunsch aussprach, Madame endlich auch einmal hören zu dürfen . . .

Leonie, die solche Redensarten immer für großen Ernst nahm, lud eifrig die Herren ein, am Vormittag zu ihr zu kommen: sie wolle singen, so viel man befehle. Denn hauptsächlich war es so: sie vermochte in dem Zustand höchster künstlerischer Erregung, in den die Kundry sie versetzt, kaum mehr ihren Wunsch, zu singen, sich in Rausch zu steigern, andere hinzureißen, niederzukämpfen, und lechzte förmlich danach, sich vor einem, wenn auch noch so kleinen Publikum hören zu lassen.

Diese Einladung aber hatten die Herren — abgelehnt. Der junge Franzose, an den Leonie sich gerichtet, sah sekundenlang mit einem ratlosen Ausdruck

auf Lubotin. Und dann erklärte dieser mit der merkwürdigen ruhevollen Höflichkeit, die ihn nie verließ, daß sie leider verhindert seien — — Er gab auch Gründe an, die plausibel scheinen konnten ... er habe mit dem Vetter eine Familienangelegenheit zu besprechen ...

Und Leonie schien sogar von dieser Ausrede irgendwie ganz befriedigt zu sein ...

Carry aber wußte es, als habe es ihr jemand gerade ins Gesicht gesagt: Lubotin und Axel würden sich schlagen. Diese beiden Freunde hatte Lubotin durch ein Telegramm herbeigerufen, ihm als Sekundanten zu dienen ...

Sie hatte auch in jenem verhängnisvollen Augenblick auf dem Festspielhügel zu genau gesehen, wie sinnlos erregt, wie brutal fast Axel an Lubotin herangetreten war ... mit den Mienen eines, der am liebsten den Gegner auf der Stelle niederschlagen möchte ...

Und nun ging sie hier in dem besonnten Garten hin und her und dachte immerfort: Vielleicht ist er schon tot ...

Denn sie wußte und glaubte: bei solchem Würfelspiel, wo es um das Schicksal geht, verliert der, dessen Hände vom Fieber des Hasses zittern — kalt muß sein, wer das Geschick meistern will ...

Vom Haus her klang der samtweiche, dunkle Ton einer Stimme schwellend hinaus in die heiße Luft. Leonie übte an der Partie der Kundry. Mit unerhörter Leidenschaft sang sie es heraus:

„Nur eine Stunde mein —
Nur eine Stunde dein —:
Und des Wegs —
Sollst du geleitet sein!“

Carry konnte es nicht ertragen — jetzt nicht.

Sie ging auf die Veranda zu und trat hastigen

Schrittes über die Schwelle des Gartensaals, von dessen bemalten-Mauern die Stimme prachtvoll widerhallte.

„Singe nicht — nur jetzt singe nicht!" flehte Carry.

Die andere drehte sich auf dem runden Sitz des Klavierstuhls herum und machte das ärgerliche Gesicht eines Menschen, den man aus einer Ekstase herausgerissen hat.

Aber ärgern war ein Gefühl, das ihrer beweglichen Natur zuwider ging; das ist für Gemüter, die am Kleinen lange haften können.

„Ja, was ist denn? Hast du Kopfschmerz? Aber natürlich — ich höre auf mit der Singerei."

Und wie ein Kind, das den Stuhl schlägt, an dem es sich gestoßen, klappte sie strafend den Deckel des Klaviers zu.

„Aber schade — ich sage dir: die Kundry liegt mir ... großartig ..."

Sie stand auf und reckte sich. Nun sah sie erst recht Carrys Gesicht. „Schatz, du siehst miserabel aus. Es ist zu heiß. Davon kommt es."

„Leonie," sagte Carry und faltete die Hände zu ihr hin, „hast du denn gar kein Gefühl dafür, daß etwas Außerordentliches vorgeht? ..."

Leonie wurde rot. Sie fiel Carry um den Hals. Auf dies erste Wort hin schon gleich wehrlos.

„Bist du mir böse? Sei mir nicht böse. Denke nicht, daß ich kein Vertrauen zu dir habe ... aber ich weiß ja selbst nicht: kann ich schon sprechen, muß ich noch schweigen."

„Du weißt, was vorgeht!" rief Carry und hielt die andere an den Oberarmen fest vor sich und schüttelte sie förmlich, „und du kannst singen ..."

„Mein Gott ... ist es nicht das Natürlichste? ..."

„Das Natürlichste wär' es, du lägest auf den Knieen und weintest und betetest, wenn um deinetwillen Blut fließt," sprach Carry hart.

„Was? Was — sagst — du da?" brachte Leonie verständnislos erstaunt heraus und stand und sah mit ihren großen Augen ganz unschuldig aus.

„Du weißt doch, weshalb Lubotin sich diese beiden Männer kommen ließ?"

„Ich glaube — mir ahnt — sie sagten doch, daß sie eine Familienangelegenheit besprechen wollten . . . Gott, Carry — dir, gerade dir, mein' ich, sollte ich erst von der entschiedenen Gewißheit sprechen — aber du bist nun so sonderbar — ich seh' schon, du nimmst es als Mangel an Vertrauen — vielleicht hast du auch erraten . . . sieh mal, Carry — ich kann doch nicht ewig Witwe bleiben — der liebe, arme Peter, den ich nie vergessen werde, nie! der hätt' es nicht gewollt, gewiß nicht. Er war so selbstlos. Und ich glaube, Lubotin will seinem Vetter sagen, daß ich seine Frau werden soll — der Fürst hat es mir zu verstehen gegeben — ganz klar — daß er mich möchte. . . . Und ich könnte doch nicht nein sagen. Ach, das könnt' ich nicht! Das würdest du nicht verlangen."

Sie sank in einen Stuhl und litt, denn ihr kam vor, als stehe sie in seelischen Kämpfen und könne doch ihr Glück nicht verscherzen, das Carry ihr vielleicht im Namen des Toten streitig machen wollte.

Sie lehnte das schöne Haupt zurück und schloß die Augen und dachte, wie tragisch es sei, daß die heiße Liebe des Toten gleichsam noch aus dem Grab nach ihr die Hände ausstrecke . . .

Die arme Carry aber ging sacht an die Tür und stand unter ihrem Bogen, sich leicht an den Pfosten zur

Linken stützend. Da sah sie lange und still hinaus in den von der grellen Hitze überflimmerten Garten . . .

Also Leonie wußte doch nichts . . . ihr ganzes Wesen war erfüllt von anderen Gedanken ... von Hoffnungen ...

Carry hatte die ja aufschießen sehen, rasch und üppig wie Treibhausschößlinge. Aber sie wußte nicht: besaßen sie Lebenskraft? Erkühnte der fremde Mann sich ihres Vaters Witwe mit unreinlichen Absichten zu huldigen? Oder wolle er Leonie zu seinem Weib machen?

Ja, es schien so. Leonie erwartete es . . .

Und Carry fragte gar nicht: Liebst du ihn? Sie fragte gar nicht: Hast du den Gatten, der dich so grenzenlos liebte, schon vergessen?

Sie wußte ja: diese Seele konnte man nicht fragen. So wenig wie die Blumen, die dort glühten, warum sie in brennendem Rot schimmerten. So wenig wie den Sommertag, warum er mit heißem Atem die Welt ermüde.

Sie hatte es ja auch immer gewußt: die unbesorgte Lebensfreude, die im Wesen dieses phantasievollen Geschöpfes pulste, mußte es bald hinwegführen von dem Grab.

In Carrys Herzen, das vor Weh zitterte um den von ihr Unvergessenen, immer neu Beweinten, mischten sich die Empfindungen seltsam durcheinander.

Sie dachte an Axel, und wie ihn die Gewißheit treffen würde. . . . Schon als er die Annäherung des fremden Mannes sah, nur erst die Annäherung, riß die Eifersucht ihn zum äußersten Schritt hin . . . die Gewißheit würde ihn töten . . .

Aber vielleicht erfuhr er sie gar nicht mehr. Vielleicht hatte ihn zu eben dieser Stunde schon das ewige Schweigen aufgenommen . . .

Da kamen eine sinnlose Angst über sie und zugleich ein blinder Zorn . . .

Die, die dies alles verschuldet, sollte auch zittern ...

Sie trat vor Leonie hin.

„Die beiden, die Lubotin sich kommen ließ, brauchte er als Sekundanten ...“

Leonie schrie auf.

„Ja,“ sagte Carry, „ja, ich weiß es gewiß, ganz gewiß, mir hat es niemand gesagt — ich weiß es aber doch gewiß ...“

Das wiederholte sie — in einer stumpfen Angst — sich immer wieder bestätigend: Es ist wahr, es ist wahr...

„Mit Axel?“ stammelte Leonie.

„Um deinetwillen!“

„Nein, nein!“

Das murmelte sie mechanisch nur vor sich hin — sie wollte sich nicht verteidigen ... sie fühlte keine Schuld. Sie wollte auch nichts abwehren — sie fühlte: es war wahr. Und eine Fülle von Vorstellungen kam an sie heran und überströmte ihre Gedanken. Eine heiße Erregung bemächtigte sich ihrer, und ihr war, als käme nun eine große Schicksalsstunde, in der sie sich als vollkommene Heldin zu bewähren habe und einer Fürstenkrone entsagen müsse, um sich des armen Herzens zu erbarmen, das so treu für sie schlug und das Leben wagte, ehe es sich in die Entsagung fand ... Tränen rannen über ihre Wangen ... heiße Tränen ...

Carry ging auf und ab — auf und ab ...

Nun das Furchtbare ausgesprochen war, hatte es vollends eine bestimmte Gestalt angenommen. —

Im großen Raum, an dessen Wänden die blauen, flatternden Bänder die gemalten Rosenkränze miteinander verbanden, war es schattig. Die verhängte Veranda vor ihm hielt alle Sonnenstrahlen ab.

Niemand sprach. ... Die eine erlebte tragischen

Verzicht auf Glanz und tausendfältig reizvolles, fremdartiges Neuleben und trug schon tapfer Kampf und Not und lächelte kraftvoll und rührend dem treuesten Mann zu, der sterben würde, wenn sie sich ihm nicht gab ...

Die andere fühlte nur: Wie soll ich es tragen, daß er stirbt ... und wie soll er es tragen zu leben ...

Und mit einem Male dachte sie: Ich will sie auf den Knieen bitten, von diesem fremden Mann zu lassen. Ich will ihr sagen, daß sie den beglücken muß, den sie hinweggelockt hat aus seinem Leben voll Ehre, Frieden und Segen. ... Ja, das muß sie! Das wird, das kann sie! ... Wenn man das rechte Wort findet, ihre Phantasie damit zu entzünden. ... Und wenn sie zu ihm kommt: er, der Mann, er wird vielleicht gar nicht spüren, daß ihre Seele nur die Flügel der Phantasie nahm, um den Weg zu seinem Herzen zu finden ...

Wie einst der, der es nicht gespürt hatte oder nicht hatte spüren *wollen*, der nun schlief ... und glücklich war, trotz allem. ... Glückselig zu besitzen ...

Ja, lieber noch einmal dies erschütternde Schauspiel erleben — noch einmal still verzichtend in den Schatten treten, als *ihn* sterbend, elend, verzweifelnd zu wissen.

Sie stand und starrte hinaus ... von der Schwere und Gewalt ihres Entschlusses noch gelähmt ...

Und dann stieß sie einen leisen Ruf aus ...

Um die Ecke der Taxuswand kam ein Mann und schritt auf das Haus zu ... langsam, ernst, und sein Angesicht schien merkwürdig ermüdet und hatte einen scharfen Zug.

Spanier!

Sie flog dem Freund entgegen.

„Er ist ... er ist ...“ stammelte sie und griff nach des Freundes Hand.

Er legte den Arm um die Fassungslose und führte sie über die Schwelle zurück.

Drinnen stand auch Leonie, bleich, aber in wunderbarer Gefaßtheit . . .

„Aber Fräulein Carry!" sagte Spanier liebevoll, „was haben wir denn? Ja, mein Gott, fast ohnmächtig . . ."

Er brachte sie zu einem der Lehnstühle am Tisch und hielt ihre eiskalte Hand besorgt zwischen seinen beiden ruhigen Händen — fest, brüderlich tröstend . . .

Sie sah ihn nur an, und dieser dunkle Angstblick aus den tiefliegenden Augen erschütterte ihn. Er las all die Fragen. Und er mußte ja sprechen. Wahrheit und Lüge — wie die Lage es nun einmal forderte . . .

„Unser Freund Doktor," begann er und nahm die eiskalte Hand noch fester, „unser armer Axel — ja, der hat nun einen Unfall gehabt . . . es Ihnen zu verbergen, wäre ja unmöglich. . . . Wir hatten eine kleine Landpartie gemacht . . . er hat sich verletzt . . . er untersuchte ein Gewehr, das in der Wirtsstube hing . . ."

„Er ist tot!" sagte Carry und schloß die Augen.

Der Mann beugte sich zu ihr herab — er nahm sie in seine starken Arme und trug sie einfach auf das lange, breite Sofa.

„Wein!" befahl er. „Rasch!"

Leonie stürzte hinaus, um im Haus Hilfe zu suchen.

Aber Carry war nicht bewußtlos, ein paar Sekunden lang nur schien ihr, als fiele sie in schwarze Tiefen hinab, schwindlig ob des Abgrunds, in den sie versank . . . mit großer Willenskraft hielt sie sich, schlug wieder die Augen auf und machte, schon in Spaniers Armen, eine abwehrende Bewegung.

E saß nun neben ihr auf einem Stuhl und hielt ihre Hände wie ein Arzt an einem Krankenbett. Und

er biß die Zähne zusammen, weil ihm ein bißchen unmännlich zu Mute war und ihm eine große Weichherzigkeit die Augen gar naß machen wollte.... Und es hieß doch, den bangen Blicken standhaft begegnen ...

„Er ist tot!“ flüsterte Carry.

„Nein. Glauben Sie mir doch. Er ist nicht tot.“

„Aber er wird sterben — wenn sie dem andern Mann angehört — sie muß verzichten — ich will sie bitten — betteln will ich ...“

Der Mann hörte es, und ihm war, als mache sein Leben eine Pause.... Er hatte geglaubt, die Frauen zu kennen ... manch zitterndes Herz hatte ihm geschlagen ... viele großen Worte von Leidenschaft und Hingabe waren an seinem Ohr vorbeigegangen ...

Er fuhr auf aus seinen Sinnen — glaubte, Gott weiß wie lange gedankenverloren hier gesessen zu haben — und dieses andachtsvolle Staunen hatte ihn doch nur ein paar Atemzüge lang in Bann geschlagen gehabt ...

„Nein,“ sprach er fest, „das werden Sie nicht erbetteln!“

Da kam Leonie zurück mit Wein und hinter ihr die Frau des Hauses mit vielen Anerbietungen und schuldbewußten Klagen über die Hitze, als sei sie gegen das Mietverhältnis und bedeute fast eine Betrügerei seitens der Vermieter.

Carry machte eine Bewegung mit der Hand, die Spanier veranlaßte zu erklären, es sei nichts. Und sie dankten für jede Hilfe.

Aber Leonie natürlich, die konnte er nicht hinausjagen, und die kniete nun neben Carry und war außer sich vor Sorge und Kummer.

„Süße Carry — liebe Carry,“ schmeichelte sie, „rege dich nicht auf — es kommt nur, weil du dich über mich aufregtest. Sieh, ich will alles, was du willst: auch

verzichten! Du weißt wohl worauf! Und alles tun, gutzumachen, wenn du wirklich meinst, ich habe die Pflicht. Ich habe mich schon ganz hineingedacht, du sollst sehen, ich kann jedes Opfer bringen, und er soll es nie spüren — nie . . .“

„Willst du,“ flüsterte Carry, „wirklich — willst du?“

„Ich schwöre es dir!“

Leonie sprang wieder auf.

„Wir wollen uns um Axel bekümmern — es ist unsere Pflicht — ich will hin zu ihm . . .“

Auch Spanier hatte sich erhoben, denn er sah, Carrys Farbe kehrte zurück, und auch die letzte Spur der Ohnmachtsanwandlung verflog.

„Ich muß Sie bitten, meine gnädige Frau,“ sprach er etwas kalt, aber sehr bestimmt, „hiervon abzusehen, denn ich kann die Verantwortung dafür nach keiner Hinsicht übernehmen — nach keiner!“ schloß er mit der bedeutungsvollsten Betonung.

„Oh!“ Leonie stand ganz erstaunt. Und ganz ernüchtert.

Denn in ihre Flammen durfte kein Gegenwind hineinblasen — davon erloschen sie stets sofort . . .

„Carry, was meinst du?“ fragte sie zweifelnd.

Die saß nun aufrecht und suchte sich zu fassen.

„Wir müssen doch erst hören — wir wissen ja noch gar nichts . . .“

„Es geschah um halb sechs Uhr heute früh, im Wald hinter dem Siegesturm. Ich habe den Verwundeten zu mir genommen, seine Wohnung war klein und dumpf — das Krankenhaus wollten wir vermeiden — es sind alle Vorbedingungen da, daß — daß der Unfall vollkommen unbekannt bleibt. Ich habe auch an Mama Schmeer telegraphiert,“ sprach Spanier.

„An die alte Sanitätsrätin!“ rief Leonie, und Carry

machte große Augen, und über ihr Gesicht flog ein leiser Schein der Freude.

„Nun ja," sagte er, „die alte Dame ist sehr rüstig, und die Reise ist nicht weit. Und Mama Schmeer hat mir zum mindesten zehn lange, längere und aberlängste Reden gehalten, deren Orgelpunkt immer der war: wenn das, was ihn peitscht, die Macht verliert, wird er eines Tags umfallen, wie der Kreisel tut, der ausgewirbelt hat, dann ruft nur mich, denn ich hab' ihn nun mal lieb, und ich helf' dann aufrichten. So hab' ich ihr telegraphiert. Denn eine Sache von Wochen kann es werden," schloß er zögernd.

In diesem Augenblick klopfte es, und die eben hinauskomplimentierte Hausfrau steckte wieder den Kopf zur Tür herein.

„Darf ich? Hier ist etwas für die gnädige Frau . . ."

„Bitte."

Und sie kam mit einem Strauß gelber Rosen, denen ein Brief beigegeben war. „Der Diener wartet auf Antwort."

Leonie wurde sehr rot. Sie nahm die Rosen und las den Brief und sagte: „Lassen Sie den Mann einen Augenblick warten." Sie reichte Carry das Blatt hin.

Und Carry las. Es waren wenige Zeilen, in französischer Sprache geschrieben, eilig hingeworfen. Sie sagten: „Teure Frau! Zwei Tage lang muß ich auf Sie den Eindruck eines Barbaren gemacht haben, der vergessen hatte, daß es für einen Mann nur eine würdige Aufgabe geben kann: die, Ihnen, teure Frau, zu dienen. Wollen Sie mir erlauben, nachher Ihre Verzeihung zu erflehen? Darf ich Sie um eine Unterredung bitten? Ihr Wladimir Fürst Lubotin-Konotop."

„Was soll ich antworten?" fragte Leonie.

„Was du willst und mußt."

„Nun," meinte Leonie sehr zögernd, „sprechen, ihn empfangen muß ich wohl auf jeden Fall . . ."

Und sie sah auf das Briefblatt — und aus diesem kleinen Blatt Papier und aus diesem pomphaften Namen stieg es wie ein fremdartiger Duft auf . . . er verdichtete sich zum goldigen Nebel . . . und aus ihm erhob sich die holde Törin Phantasie mit ihren goldschimmernden Flügeln und flog davon, hinein in ferne, fremde Länder, voll von geheimnisvollen und überraschenden Geschehnissen. Langsam ging die schöne Frau auf die Tür ihres Zimmers zu, um dort die Antwort niederzuschreiben, die über mehr als ein Leben entscheiden sollte . . .

Und Carry stand, die bebende Hand auf die Lehne des nächsten Stuhls gestützt, und sah ihr nach — mit wissenden Augen — denn sie kannte ja diese leicht verführbare Seele. — Dann richtete sie sich auf, fest, mit der Entschlossenheit, die jedem Schmerz trotzen kann. „Darf ich zu ihm — wollen Sie mich zu ihm bringen?" fragte sie.

„Wenn Ihr Stolz es Ihnen gestattet."

„Stolz?" sagte sie mit einem Lächeln, während Tränen ihre Augen füllten, „Stolz? Ich liebe ihn, und ich kann ihm dienen." Da nahm Spanier ihre Hand und küßte sie.

„Verzeihen Sie mir," murmelte sie, „verzeihen Sie mir."

„Ich habe zu danken. Denn ich habe zum ersten Male in meinem Leben ein ganzes Weib kennen lernen dürfen," sprach er sehr leise. Sie erglühte.

Doch da sagte er rasch und ohne das mindeste Beben mehr in der Stimme: „Also kommen Sie. Und übrigens wartet auch mein Wagen."

Und unter der Tür, als ihnen der trockene, heiße

Atem der Mittagsglut entgegenschlug, sprach er noch mit einem kurzen Mißfallen an der Welt: „Dies ist auch keine Temperatur für leidenschaftliche Erlebnisse.“

Acht Tage waren vergangen. Nach der letzten Vorstellung hatte sich die Stadt entleert, und all das laute Treiben war verhallt, all die bunten Farben verweht, die Sonnenstrahlen prallten auf eine seltsam stillgewordene Welt herab. Beinah schien es auch, als sei es noch heißer geworden, weil weder Begeisterung, noch Neugier, noch Mode mehr hier in Bewegung waren und der Glut trotzten.

Zahllose Fenster machten die Augen zu, und die ganze Stadt bekam etwas Verschlafenes. Aber es schien, als lächle sie noch vieldeutig im Schlaf. . . . Und das hohe, primitive Haus sah vom Hügel draußen herab auf dies besonnte, rotgraue, weiß und grün durchfleckte Städtebildchen . . . es stand wartend und ruhevoll in seiner von Dürftigkeit umwitterten Majestät . . .

In dem Haus am Luitpoldplatz, wo Spanier sich nach seinen anspruchsvollen Gewohnheiten ein Logis, aus Schlafzimmer und Salon bestehend, gemietet hatte, war nun Platz in Fülle. Und die beiden neuen Gäste, die Spanier herbeigebracht, fanden auch noch ihr bequemes Unterkommen.

Axel lag in einem großen Zimmer, das an Spaniers „Salon“ stieß. Die Fenster gingen auf die Straße, aber sie waren von den grünen Jalousieen verschlossen, durch deren Stäbe wohl ein gedämpftes Licht, aber kein Sonnenstrahl hereinkam. Und dies karge Licht, das sich obenein auf seinem Weg herein ein wenig grünen Schein von der Farbe der Jalousieen geholt, ließ vielleicht den blassen, stillen Mann noch elender erscheinen.

Vom Blutverlust entkräftet lag er, denn das Heraus-

schneiden der Kugel, die sich auf einer der falschen Rippen breitgedrückt, war keine einfache Sache gewesen. Und vorher schon hatte die Schußwunde trotz des sofort angelegten Notverbandes im Wagen sehr starke Blutungen verursacht. Ein paar Millimeter weiter hin, und die Kugel wäre in die Leber gegangen . . .

Aber nicht der Blutverlust allein, nicht die Gefahren der Rippenfellentzündung, die sich eingestellt hatte, brachten seine junge, zähe Manneskraft bis an die Grenzen ihres Widerstandsvermögens . . .

Die Tage, die er vorher durchlebt, rächten sich — diese Tage voll sinnloser Erregung, ohne Schlaf, fast ohne Speise und Trank, in der schwelenden Glut dieser Hochsommerzeit. Die Monate, die er vorher durchlitten, rächten sich — diese Monate voll fieberhafter Arbeit in der Kunst, voll verzehrender Angst vor der Erkenntnis, nicht erreichen zu können, was er erstrebte, voll brennender Sehnsucht nach dem Besitz des schönen Geschöpfes, das ihn so nah, so verheißend anlächelte und sich doch niemals von seinen begierigen Händen fassen ließ.

Er hatte Fieber. Nicht sehr hoch, aber es hielt doch einige Tage an. Und es ließ ihn in eine Art Traumzustand hineingleiten, in dem er das, was er wahrnahm, für Phantome hielt und andere Dinge, die nicht waren, doch seltsam deutlich um sich sah.

Manchmal dachte er, er liege in seinem Zimmer in Gerlachshausen, und Mama Schmeer säße da. Und draußen schien die Sonne auf die lederblanken Blätter des alten Birnbaums, und Papa Schmeer ging schweigend und musternd vor dem Blumentritt mit den Kakteen hin, an deren grauen, stachlichten Wurst- und Schlangenleibern kein Auge außer dem seinen Veränderungen wahrzunehmen vermochte.

Und manchmal dachte er, er sei in Berlin und wunderte sich beschämt, daß Carry in sein Junggesellenzimmer kam und ihm Eiswasser zu trinken gab.

Es war ein Traum — so töricht, daß ihm darin sogar vorkam, als säße Spanier pflegsam an seinem Bett — dieser große Lebemann und Egoist — ja, das war genug Beweis, daß er träumte. Aber er war zu schwach, zur Wirklichkeit zu erwachen.

Nun war es der achte Tag. Und endlich hatte man die grünen Jalousieen halb in die Höhe gezogen, denn draußen stieg graues Gewölk auf. Nicht, wie man nach all der Schwüle hätte erwarten sollen, in Gewitterbedrohlichkeit, sondern ganz behäbig wie eine Schar dicker Philister, die endlich einmal tausend Eimer Wasser auf diese lasterhaft glühende Erde ausschütten wollen.

Sie besannen sich auch nicht lange; als sie in genügender Zahl beisammen waren, fingen sie ihre solide Bürgerarbeit an, und ohne das pomphafte Vorspiel von Blitz und Donner voranzuschicken, gossen sie aus ihren Riesenbrausen die Tropfenstrahlen hernieder, kräftig, stetig. Axel lag und hörte das gleichmäßige, starke Rauschen.

Er war ganz wach. Und er wußte es nun genau: er lag hier so elend danieder, weil er schwer verwundet worden war — vielleicht tödlich — denn ihm schien, er sei so schwach, daß er sich niemals mehr in seinem Leben von diesem Bett erheben werde.

Das Zimmer kannte er nicht. Daß es kein Krankenhauszimmer war, sah er wohl.

Nebenan hörte er ein leises, feines, klingendes Geräusch — es konnte von Stricknadeln herrühren, die emsig gerührt wurden — da saß wohl eine Wärterin . . .

Nun fiel ihm auch ein: an jenem Morgen hatte

Spanier ihn in seine Wohnung geschafft. Und hier lag er nun, einsam, der Pflege Fremder anheimgegeben ...

Der Freund, die Frauen waren längst abgereist — nur sein Fieber hatte ihm vorgegaukelt, als sei er von treuen Menschen umgeben. Seltsam, daß ihm in seinen Phantasieen nie die eine erschienen war, um derentwillen er hier lag ...

War seine Seele so ganz mit ihr fertig? Konnte es das geben, ein solches jähes Erlöschen? Er dachte zurück. Immer deutlicher stand alles vor ihm ... besonders jene Minuten, in denen seine Eifersucht sich bis zur Raserei gesteigert — jene furchtbaren Minuten, in denen er, unter der Menge verborgen, zugesehen, wie der fremde Mann i h r heiß und begehrlich in die Augen sah, wie sie diese Blicke erwiderte. ... Und noch einmal durchkostete er jene wilde Verzweiflung, in der er gewünscht hatte, den Gegner niederschlagen zu dürfen — auf der Stelle niederschlagen. ... Daß er das nicht gekonnt — das hatte ihn fast um den Verstand gebracht.

Eine Hand, zum Schlag erhoben, mußte stillhalten? ...

Ein Zorn, der sprühte, in immer gleichen Flammen bleiben? Ein Schrei auf den Lippen zurückgehalten werden?

Zwei Tage lang?

Nein, das war gegen jede menschliche Natur. Ekstasen können nicht immer dauern. Erregungen nicht immer in gleichem Brand lodern ... die Not des Hasses ist wie die Not der Liebe, ein heißer Augenblick ...

Und die Erlösung war ausgeblieben ...

Die Formalitäten mit ihren feierlichen Lächerlichkeiten waren gekommen und hatten ihm klar gemacht, daß Mann gegen Mann nicht mehr im primitiven elementaren Kampf um den Besitz des Weibes streiten kann wie einst. — Diese zwei Tage, die zwischen dem triumphie-

renden Augenblick der Beleidigung und der Stunde des Duells lagen, hatten für Axel ein Menschenalter bedeutet.

Und ihm war, als hätten sie ihn um Jahrzehnte von seinen Erlebnissen entfernt und von der Frau, um die er litt. Von solcher Ferne aus sieht man klar.

Er sah das holde Weib, ganz wie es war.

Und er wußte es nun: sie war die Fleisch und Blut gewordene Phantasie.

Sie liebte — in der Phantasie. Sie konnte Opfer bringen — in der Phantasie. Sie war sinnlich, sie war ein keusches Kind, sie war heiter, sie war düster, sie war groß, sie war unbedacht — alles, alles in der Phantasie. Immer ganz das Geschöpf der Stunde und Stimmung. Ein Wesen, von dem man alles erwarten und dennoch niemals etwas fordern durfte. Schuldlos und dennoch eine Verderberin.

Ohne tödliche Gefahr nur zur Gefährtin geschaffen für den gleichbürtigen großen Künstler oder den fürstlichen Millionär, der ihr das Leben zu einem Märchen voll immer neuer Überraschung gestalten konnte . . .

Keine Gesellin für einen armen, kämpfenden Mann, in dessen Adern wohl ein bißchen heißes Blut rumort hatte, und dessen Seele immer bereit, nur allzu bereit gewesen war, bei dem Außergewöhnlichen stehen zu bleiben, es mit beschwingten Gedanken zu umkreisen, anstatt voll Besonnenheit vorüberzugehen oder es klar zu überblicken . . .

Dies alles wußte er nun. Ob er das schöne Geschöpf dennoch liebte, dennoch begehrte — das wußte er eigentlich nicht. Schwach lag er, mit zerbrochener Kraft, mit zerbrochenem Leben. Es war die beste Lösung, daß er sterben mußte.

Seinen Beruf hatte er treulos verlassen. Er war ein gescheiterter Mann . . .

Und die Welt war nun nüchtern . . . die holde Törin Phantasie hatte ihn verlassen, nie mehr würde sie an seinem Lager sitzen, die perlmutterfarbigen Flügel gefaltet, die Hände um das Knie verschlungen, das zarte Köpfchen mit den Wunderaugen zu ihm geneigt, ihm mit raunender Stimme von dem Märchenleben in ihren hunderttausend Ländern erzählend — nie mehr, wie sie es in jener heißen Sommernacht getan. . . . Was wollte und sollte er noch in dieser nüchternen Welt?

Da war ihm, als schwebten wundersame Klänge auf ihn zu — und doch war es wieder nicht ein Klang, vielmehr wie ein Licht, das sich an den Grenzen einer Finsternis entzündet und sanft in sie hineinwirkt. Und die Melodie des Liebesmahlmotivs klang in seinem Kopf wider. Er horchte . . . er hörte noch einmal in tiefer Ergriffenheit das Vorspiel zum Parsifal. Ihm kam ein ganz seltsames Gefühl — er hatte das Werk nicht zu Ende hören dürfen — er hatte nicht den Ausklang, nicht die Erlösung erlebt — es war, als sei ihm eine Empfindung verstümmelt worden. Ganz in Weichmütigkeit aufgelöst, wünschte er: Könnte ich doch den letzten Akt noch hören. Ihm schien gerade, als würde das die Befreiung bringen . . .

Und doch auch war es wieder, als sei es symbolisch geworden für sein Schicksal, das nicht ausklang, sondern jäh abbrach. Alles war vorbei, alles verstümmelt . . . Kunst und Leben.

Nebenan ging eine Tür.

Und Flüsterworte wurden gewechselt. Dann geschah etwas Seltsames . . . eine flinke, greisenhafte, eifrige Stimme sprach, und die Sprecherin vergaß wohl im

Behagen am Reden die Dämpfung. Aus dem Piano-Pianissimo hob sie sich zu einem verständlichen Mezzoforte. Die Rede rann wie ein Brünnlein und floß munter dahin und tat trotz ihrer Emsigkeit dem lauschenden Ohr so wohl, so wohl ...

Axel machte große Augen und starrte atemlos auf die Türöffnung. An der vorbei bewegte sich einmal eine Gestalt im weißen Kleid ... nun faßte jemand den Klopfer an und vergrößerte die Öffnung, und dann trat Eine über die Schwelle, und er sah ihr mit vollem Bewußtsein entgegen ...

Seine Augen sahen in Carrys Augen ...

„Sie,“ sagte er, „Sie? Wirklich — Sie?“

„Oh, er wacht ja!“ sprach Carry zu den Menschen, die in dem andern Zimmer waren.

Und nun erkannte Axel, daß er keine Fiebererscheinungen gesehen, sondern nur die Wirklichkeit hinter den Schleiern des getrübten Bewußtseins: da stand Spanier, und da kam höchst eilig und autoritativ Mama Schmeer...

Über die alte Frau freute er sich in diesem Augenblick doch am meisten, und er hielt vor Dankbarkeit und Rührung stumm die liebe, welke Hand in der seinen. Oder vielmehr, sie hielt seine Hand umschlossen. ... Er war zu schwach, sich aufzurichten, wie er in hastiger Bewegung gewollt.

Und Mama Schmeer hielt sofort eine Rede. An dem Spanier sei nicht viel Gutes. Ein lasterhafter Mensch sei er, der zu viel Geld an seinen Schneider und an sein Behagen wende. Und sie habe ihn aufgegeben und werde sich nicht mehr bemühen, einem so abgesottenen Menschen noch eine Frau zu suchen. Aber eins wolle sie ihm zuerkennen: Verlaß sei auf ihn. Er sei einer von den Raren, die nicht pressiert nach der

andern Seite gucken, wenn einem Freund gerade mal der Freitisch an der Tafel der Madame Fortuna entzogen sei. Und übrigens sei das Ungemach zu einem expressen Zweck in der Welt. Das verschreibe der liebe Gott, wie ihr Schmeer seine Rezepte verschrieben habe. Und ihr Schmeer sage immer: nach manchen Krankheiten würde man bloß gesünder. Übrigens sei ja alles gut. Der Krolpa sei sein Leben lang ein gefälliger Mensch gewesen. Jetzt sei's freilich eine unfreiwillige Gefälligkeit von ihm, daß er als Folge seiner Lungenentzündung die Wassersucht bekommen habe, was in dem Alter ja meist hinterdrein komme. Nun solle Axel Krolpas Nachfolger werden, aus welcher Nachfolgerschaft er wohl nicht abermals davonlaufen werde. Natürlich, so ganz einfach könne es vielleicht nicht sein, denn es gäbe immer Neugierige, die den, der was erlebt habe, dreist ansähen, als hätten sie die Freiheit dazu sich mit fünf Groschen Entree erkauft. Und das sei leicht ein bißchen genierlich. Allein ob solcher Scham schämten sich nur die Feigen. Und sie taxiere ihren jungen Doktor nicht als einen, der durch irgendwas seinen moralischen Mut verloren habe oder je verlieren könne. Und das sei eigentlich der einzige Verlust, den man niemals wieder hereinbringen könne.

Draußen rauschte der Regen, und hier drinnen rann die eifrige Rede. Axel hörte. Es ward ihm seltsam still und gut dabei zu Mute . . . so, als könne es doch noch eine Lebensmöglichkeit geben, ausgefüllt mit stiller Opferfreudigkeit im Beruf. Und er sah wieder das Licht aus der kleinen Gärtnerwohnung unter den Ulmen in die Blaufinsternis der Augustnacht hinausleuchten.

Das mochte nun gerade ein Jahr sein . . .

Und Carry hörte . . . halb mit Rührung — halb

in Zweifeln. . . . Denn all diese sanfte Friedens- und Lebensweisheit, in die die gute alte Frau die Seele des Mannes einhüllen wollte wie in lauter Wohllaut, sie verklang vielleicht wie ein Schall ohne Echo im Wind, wenn er erfuhr, daß Leonie eines andern Mannes lachende Braut war . . . die sich zwar in aufwallenden Stimmungen um Axel sorgte, aber vielleicht, vielleicht im geheimsten Untergrund ihrer Seele auch genoß, daß sich zwei um ihretwillen geschlagen — in Tränen und einer Art Reue und tausend interessanten Vorstellungen genoß . . . ohne sich klar zu werden, was in ihr vorging . . .

Auch Spanier hörte zu. Nicht eigentlich sehr genau. Denn er hatte alles, was Mama Schmeer da vortrug, schon gestern und vorgestern auch von ihr gehört.

Er dachte allerlei. In einem wunderlichen Gemisch von Wehmut und Behagen dachte er, wie alles kommen werde. Er sah es ja voraus.

Der Mann, der da nun noch lag wie ein dem Tod Verfallener, würde rasch genesen. Und unerwartet schnell würde auch die Herzenswunde heilen. . . . Wahrscheinlich war es gar keine des Herzens . . . sein Temperament und seine Phantasie hatten dieses leidenschaftliche Erlebnis durchstürmt und lagen nun vorerst zerbrochen am Boden. . . . Aber gerade diese Leiden hatten gewiß sein Herz erst reif gemacht . . . bald, sehr bald würde es wissen, wo es das Glück zu suchen habe . . .

Sie natürlich, die Liebe, sie würde nach stolzer Frauenart viel länger sich gegen das Glück wehren als er . . . sie würde nicht leicht daran glauben wollen, daß sie geliebt sei. . . . Aber endlich würde sie eben dennoch glauben . . .

Wenn er den beiden das heute voraussagen würde,

fände er wohl nur ungläubige, verletzte, ja entrüstete Hörer. Und dennoch — es kam so — es mußte so kommen — er kannte das menschliche Herz ... es wendet sich immer wieder der Sonne zu ...

Sehr gern hätte er auch Carry eine kleine Vorlesung gehalten, eine Rede à la Mama Schmeer, voll ungeheuer viel Lebenserfahrung. Und in dieser Rede hätte er dartun können, daß noch niemals zwei Menschen gewesen wären, die so vorher bestimmt waren, eine äußerst geschmackvolle, friedliche, bekömmliche Ehe zusammen zu führen wie sie und er. Daß sie hingegen noch vielerlei seelische Kämpfe mit sich zu bestehen haben werde, ehe sie sich entschließen würde, Axel zu nehmen. Und daß sie auch in der Ehe mit ihm, als Doktorsfrau im allgemeinen und im speziellen als Frau eines, der einen „Roman“ hinter sich hatte, mancherlei mit sich und ihm zu tun bekommen werde. Daß es daher in Anbetracht so vieler Unbequemlichkeiten viel vernünftiger sei, wenn sie ihn, den ihr auf immerdar ergebenen Spanier, nähme! Aber Spanier wußte wohl: es ging in diesen Sachen leider nicht nach der Vernunft.

Er selbst würde ja auch etwas höchst Unvernünftiges tun. Er fühlte es im voraus. Alle Frauen würde er an der vollkommenen Weiblichkeit der einen messen, die er sich nicht hatte erringen dürfen. Und da ihm dann keine genügen konnte, würde er ledig bleiben ...

Er lächelte etwas ironisch in sich hinein. Es war eigentlich eine außergewöhnlich moralisch ausgehende Geschichte. Als „Hausfreund“ hatte er seine Laufbahn begonnen — als Hausfreund mußte er sie zur Strafe beschließen, aber als ein Hausfreund ohne jedwede Gänsefüßchen! Und diese Tatsache war ja erst die wahre Vergeltung. Fabelhaft moralisch, ja, ja.

Aber zugleich traten verführerisch ruhevolle und behagliche Bilder vor sein geistiges Auge, und er fühlte sich immerhin vom Schicksal ehrenvoll ausgezeichnet, daß er für den Rest seiner Tage an Carrys Herd als ihr verehrter, höchsten Vertrauens würdiger Freund allzeit seinen Platz finden werde . . .

Nun hatte Mama Schmeer ausgeredet. Und der schwache Mann da auf dem Lager schloß die Augen — denn er schämte sich, weil sie ihm naß waren.

Alle schwiegen.

Und nach einer Pause fragte Axel: „Wo ist Leonie?"

Er fragte es wunderbar ruhig. Es blieb unentschieden, ob gebunden vor Schwäche oder in Wahrheit ohne Erregung. Die beiden Frauen erschraken und blieben stumm, und sie sahen beide unwillkürlich den Mann an, der in dieser Zeit ihr Berater und Beschützer gewesen.

Spanier aber wußte, was man einer Mannesseele in diesen Dingen zumuten darf — muß . . .

Mit der unbefangensten Miene von der Welt sprach er, nicht ohne Bedacht und Grund ausführlich wie ein Berichterstatter: „Sie ist vor zwei Tagen von der in Frankreich verheirateten Schwester Lubotins nach der Normandie abgeholt. Fräulein Carry ist einzig und allein noch Mama Schmeer zu Gefallen hier geblieben," schaltete er sehr ernsthaft ein. „Sobald diese Fräulein Carrys nicht mehr bedarf, wird sie nachreisen und rasch in Paris die Hochzeit für die künftige Fürstin Lubotin ausrichten. Ich hoffe, daß danach Fräulein Carry das Bedürfnis haben wird, sich im Herbstidyll von Gerlachshausen auszuruhen. Nicht wahr?"

„Oh nein — nein," wehrte Carry ab. Und sie errötete tief. Aber Mama Schmeer nickte ihrem Freund Spanier sehr beifällig und sehr entschlossen zu.

Axel lag still. . . . Er hatte gehört . . . und es wunderte ihn kaum. . . . Es klang gar nicht wie ein schriller Alarmruf bis in seine Seele hinein . . . die war vielleicht zu todwund und zu müde . . .

Er dachte nur: „Nun ist sie fort aus meinem Leben . . .“ Davongeflogen auf ihren bunten Schwingen wie die holde Törin Phantasie. . . . Und vor ihm lag die nüchterne Welt . . .

Draußen rauschte der Regen, und es war grau und kühl. Er lauschte ein wenig hinaus. Es tat so wohl, diesem gleichmäßigen, kräftigen Rauschen zuzuhören. Es schläferte ein wie das Wiegenlied einer Mutter.

Und eine wonnige Müdigkeit kam über ihn . . . zugleich mit einem köstlichen Gedanken . . .

Sein Blick ging langsam über die teuren Menschen, die an seinem Lager gewacht hatten . . .

Nein, seine Welt war nicht so ganz nüchtern geworden. Denn er fand noch in ihr einen Beruf, Freundschaft und Treue . . .

Und sie, die er davongeflogen glaubte, die holde Törin, ohne die das Leben eine Wüste sein würde, sie schwebte wieder heran — leise, mit heiter lächelndem Antlitz — und sie ließ sich wieder auf seiner Bettkante nieder und faltete die Hände um ihr rosiges Knie.

Aber sie flüsterte ihm keine heißen Träume mehr zu — er würde ihr nicht mehr glauben — sie suchte ihn nicht mehr in eins ihrer hunderttausend Märchenländer zu entführen — er würde ihr nicht mehr gefolgt sein.

Nur mit zärtlicher und beruhigender Stimme raunte sie ihm zu, wie schön das Leben noch werden könne — trotz alledem!

Ende.

15. **Schwarz-Rot-Gold.** Von E. Fahrow.
Die Verfasserin, deren humoristische Feder bestens bekannt ist, führt hier in heiterer Lebendigkeit drei Schwestern vor, deren Schicksale mit derselben treffenden Wahrheit geschildert sind, wie die der ihnen gegenüberstehenden Künstler.

16. **Pioniere des Westens.** Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Originelle Käuze, kindliche Naturmenschen aus dem amerikanischen Westen sind es, die die Fabulierkunst des berühmten Erzählers mit köstlichem Humor zum Greifen lebenswahr vor uns hinstellt.

17. 18. **„Kreuz wende dich."** Roman von Fedor von Zobeltitz.
Ein Spreewaldroman voll glühender Pracht der Schilderungen – und auf dem Grunde dieses, in wechselnden farbensatten Bildern sich aufrollenden Gemäldes eine Familiengeschichte von seltsamem Reiz, spannenden Verwicklungen und feinster psychologischer Vertiefung.

19. **Des Kardinals Schnupftabaksdose.** Von Henry Harland. Aus dem Englischen.
Dieser durch sonnigen Humor gewürzte, vom Geiste echter Humanität getragene Roman ist ein Kabinettstück graziöser duftiger Darstellung, wie die neuere Literatur nicht viele aufzuweisen hat.

20. **Im Herrenhaus von Luckmühlen.** Von Marie Diers.
Mit diesem prächtigen Roman, der ein Stück echter Heimatkunst darstellt, führt sich ein vielversprechendes Talent von starker, ausgeprägter Eigenart und hervorragender Gestaltungskraft in meine Sammlung ein. Die Figuren, die Marie Diers vor uns hinstellt, sind keine Puppen, sondern leibhaftige Menschen, deren Seelenleben uns unwiderstehlich interessiert und ergreift.

21. 22. **Der rosa Brief.** Von Henry Seton Merriman. Aus dem Englischen.
Auf dem historischen Hintergrunde der spanischen Karlistenbewegung der Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts spielt sich dieser an Handlung fast überreiche Abenteuerroman ab. Es ist dem bekannten Verfasser gelungen, seine spannende Geschichte zu einem lebensvollen, interessanten Kulturbild zu gestalten.

23. **Der Fall Versegy.** Von Karl Rosner.
Eine Detektivgeschichte, die schon mit den ersten Zeilen fesselt und das Interesse bis zum Schlusse ununterbrochen wach erhält. Mit steigender Spannung verfolgt der Leser die scharfsinnigen Bemühungen des Detektives, der mit der Klärung eines kühn durchgeführten Verbrechens betraut ist und dem es endlich nach mancherlei Kämpfen gelingt, den schon siegessicheren Täter zu entlarven.

24. **Die zweite Generation.** Von James Weber Linn. Aus dem Englischen.
In das bewegte amerikanische Journalistenleben führt uns dieser urgesunde, originelle Roman, worin außer dem sympathischen Helden namentlich zwei jugendfrische, reine Mädchengestalten die Herzen gewinnen werden.

25. 26. **Die Nudelprinzessin.** Von Jean Rameau. Aus dem Französischen.
Ein echt pariserischer Roman, der sich nicht nur durch amüsante Schilderung des wunderlichen Völkchens, das sich Tout Paris nennt, auszeichnet, sondern namentlich auch durch scharfe Kennzeichnung modernen Strebertums ein höheres Interesse für sich in Anspruch nimmt.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

1. 2. **Die arme Prinzessin.** Roman von Fedor von Zobeltitz.
Glänzend in seinen, von glücklichem Humor getragenen Schilderungen und in der Fülle seiner originellen Figuren – ein packendes Lebensbild aus dem Hochadel unserer Zeit.

3. **Wer bist du?** Von Marie Diers.
Die Frage des Kennens oder Nichtkennens zwischen Mann und Weib in seiner Schwere und seiner Qual liegt den Konflikten dieses wirklich guten Romans zu Grunde, worin sich das Talent der Verfasserin, den Menschen und sein Los von innen heraus zu gestalten, glänzend offenbart.

4. **Das verborgene Modell.** Von Frances Harrod. Aus dem Englischen.
Dieser sehr spannende Roman ist zwar auf einem Verbrechen aufgebaut, doch ist er nichts weniger als ein Kriminalroman im gewöhnlichen Sinn. Sein faszinierender Reiz beruht vor allem auf der vorzüglichen Schilderung interessanter Seelenvorgänge und der meisterhaften Milieu-Darstellung.

5. 6. **Samum.** Von Richard Voß.
Diese Schöpfung des berühmten Dichters, worin die sich im neuen Rom bekämpfenden Strömungen in kühnen Zügen dargestellt werden, ist ein Kulturbild großen Stils. Ein heißer, erstickender Wüstenwind von verbrecherischem Ehrgeiz und rasender Liebesleidenschaft weht durch die Schilderungen der römischen Gesellschaft zur Zeit Crispis und der Umwandlung Roms in eine moderne Stadt.

7. **Von kleinen und großen Leuten.** Von Otto Ernst.
Aus der Fülle reicher Lebenserfahrung bietet der allbeliebte Dichter einen bunten Strauß bald ernster, bald heiterer Geschichten und Bilder, die in ihrer Echtheit und ihrer Gemütstiefe jedem ans Herz greifen müssen.
„Ein Buch von Otto Ernst ist mir wie ein froher Festtag," urteilt die „Berliner Zeitung".

8. **Eine Heiratskomödie.** Roman von Guy Chantepleure. Aus dem Französischen.
Mit echt französischer Anmut und Grazie erzählt der unseren Lesern bereits vorteilhaft bekannte Verfasser seine auf einer sehr originellen Idee aufgebaute, zum Herzen sprechende Geschichte.

9. 10. **Ein gewagtes Spiel.** Von Ellen Thorneycroft Fowler. Aus dem Englischen.
Ein gut Teil Lebensweisheit steckt in diesem mit behaglichem Humor erzählten Roman, dessen auf einem seltsamen Quiproquo beruhenden Irrgängen wir mit Staunen und Interesse folgen.

11. **Der heilige Ehestand.** Von Ingeborg Maria Sick. Aus dem Dänischen.
Wirkliches Leben, vortrefflich geschaute Gestalten begegnen uns in dieser von hoher poetischer Schönheit verklärten, von tiefem ethischem Gehalt durchdrungenen und dabei überaus anmutigen Geschichte, worin die rasch zur Berühmtheit gelangte Verfasserin die grundverschiedenen Ehen eines Schwesternpaars einander gegenüberstellt.

12. **Kein Held.** Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.
In männlich-sicheren Zügen schildert Hornung die Figuren seiner ebenso originellen als ergötzlichen Geschichte, deren Schauplatz die Riffelalp mit ihrem vorzüglich geschilderten Touristengewimmel bildet.

13. 14. **Eine romantische Heirat.** Von Marguerite Poradowska. Aus dem Französischen.
In diesem flott und temperamentvoll geschriebenen Roman führt uns die beliebte Erzählerin nach ihrer galizischen Heimat, mit der sie aufs innigste vertraut ist und die sie auch uns lieb und wert zu machen weiß.

15. **Don Juans Frau.** Von Paul Oskar Höcker.
In dem hinreißenden Schwung, der der Darstellungskunst Paul Oskar Höckers eigen ist, gibt dieser originelle und spannende Roman – den die junge Frau eines modernen Don Juan erlebt – eine Fülle von geistreichen Ein- und Ausfällen, von treffsicherer Menschenbeobachtung und poetischem Stimmungszauber [illegible] den Schwunge.

16. **Die junge Frau Kaudel.** Von George R. Sims. Aus dem Englischen.
Ein lustiges Buch voll feiner Satire, das seinem Vorbild, den weltberühmten Kaudelschen Gardinenpredigten, nichts nachgibt. Sein köstlicher Humor macht es namentlich auch zum Vorlesen in heiteren Kreisen geeignet.

17.18. **Die Referendarin.** Von Carl Busse.
Dieser lebensprühende Liebesroman des bekannten Dichters gehört zum Besten seiner Gattung. Niemand wird sich der Wärme und der elementaren Gefühlskraft der Darstellung entziehen können. In der Schilderung des Kleinstadtmilieus kommt auch ein liebenswürdiger Humor zu seinem Recht, und so kernig modellierte Gestalten wie der prächtige Assessor Butiche prägen sich dauernd der Erinnerung ein.

19. **Auf der alten Fährte.** Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die ganze Urwüchsigkeit des amerikanischen Grenzerlebens tritt uns in diesen fein pointierten, mit trockenem Humor erzählten Geschichten des berühmten Meisters der Novelle entgegen.

20. **Elias Portolu.** Von Grazia Deledda. Aus dem Italienischen.
In ihrer stark ausgeprägten Eigenart schildert uns hier die berühmte Sardin schlichte, goldechte Menschen ihrer schönen Heimatinsel, die heiß und ursprünglich empfinden. Mit psychologischer Feinheit zeichnet sie die Seelenzustände des Helden und deckt die verborgensten Falten eines ruhelosen Menschenherzens auf.

21.22. **Bekenntnisse einer Frau.** Von Ma[…] Adams. Aus dem Englischen.
Der ewige Gegensatz zwischen Mannes- und Fra[…] liebe dürfte kaum jemals ergreifender und […] größerer dichterischer Kraft geschildert worden […] als in diesem geistreichen, von hohem sittlic[…] Ernste erfüllten Roman, der durchaus den Stem[…] des persönlich Erlebten trägt und vielleicht e[…] darum so ganz typisch wirkt.

23. **„Einsamkeit 19".** Von Fr. Lehne.
Eine flott und amüsant geschriebene Erzählung, […] in jedem Leser eine Stunde fröhlichen Behag[…] auslösen wird. Die noch junge Verfasserin führt […] mit dieser Erzählung aufs glücklichste bei uns e[…]

24. **Eine erlauchte Frau.** Von Henry Ha[…]land. Aus dem Englischen.
Ein Kabinettstück feiner und zierlicher Erzählun[…]kunst ist diese von liebenswürdigem Humor du[…]wehte Geschichte, in der sich der Verfasser von „D[…] Kardinals Schnupftabaksdose" im besten Lichte zei[…]

25.26. **Des Lebens Enge.** Roman von Hann[…] von Zobeltitz.
Dieses neueste Werk des allgemein beliebten Erzähl[…] gibt einen Ausschnitt aus der heute alle Welt […]wegenden Frauenfrage, die er in ganz eigenarti[…] Weise behandelt. Die reichbewegte Handlung […] Romans führt den Leser bald in die großart[…] Natur des Engadin, bald in das stille Leben […] norddeutschen Adels, bald in die flutenden Wo[…] der Großstadt.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1. 2. **Die beiden Wildtauben.** Von Richard Skowronnek.
Die reichbewegte und psychologisch fein geführte Handlung dieses neuesten Werkes des berühmten Erzählers zeigt die Schicksale zweier Försterskinder, die „beiden Wildtauben" genannt, die nach einer in der Großstadt empfangenen Erziehung in die Waldeinsamkeit verschlagen werden, zeigt, wie die eine Wildtaube ihr bescheidenes Glück im engen Kreise findet, während die andere, von den Stürmen der Leidenschaft getrieben, sich versteigt und in Not und Verderben gerät.

3. **Im Wagen des Bischofs.** Von Miriam Michelson. Aus dem Englischen.
Mit echt amerikanischer Lebendigkeit und köstlicher Naivität, um nicht zu sagen Unverfrorenheit, erzählt in dieser originellen Geschichte ein „smartes" Yankee-Mädel seine lustigen Abenteuer.

4. **Auf Tod und Leben.** Von Ewald Gerhard Seeliger.
Ob der begabte Verfasser dieses bunten Novellenstraußes heitere oder düstere Töne anschlägt, stets weiß er mit sicherem Blick die Eigenart von Menschen und Dingen zu erfassen und dem Leser originell geschaute, scharf ausgeprägte Lebensbilder vor Augen zu führen.

5. 6. **Die Stärkere.** Von Riccardo Pierantoni. Aus dem Italienischen.
In glühenden Farben schildert der hochbegabte, in seiner Heimat rasch berühmt gewordene Verfasser, den in Deutschland einführen zu dürfen, wir uns zu besonderer Ehre rechnen, den tragischen Konflikt eines Seemanns zwischen seiner Leidenschaft für die See und seiner späten Liebe zu einer schönen, warmherzigen Frau.

7. **Das glückliche Tal.** Von B. M. Croker. Aus dem Englischen.
Im Rahmen einer mit echt Crokerscher Anmut erzählten Geschichte gibt die gefeierte Verfasserin ein überaus lebendiges, anschauliches Bild von Land und Leuten Norwegens mit seinen prächtigen Fjorden, seinen grünen Tälern und seinen fischreichen Strömen.

8. **Sonja.** Von J. Blicher-Clause[…] Aus dem Dänischen.
Mit tiefem, innigem Verständnis behandelt […] unter den nordischen Erzählern in allererster Re[…] stehende Verfasserin der Liebe Allgewalt, zugle[…] aber auch das Problem des Verhältnisses […] zweiten Frau dem Gatten und einem feinfühlig[…] Kinde gegenüber. In ergreifenden Worten e[…] rollt sich vor uns das Schicksal dreier Mensche[…] die wir alle drei gleich lieb gewinnen.

9. 10. **Der Schatten des Stricks.** Von E. W[…] Hornung. Aus dem Englischen.
Der bekannte Verfasser von „Ein Einbrecher a[…] Passion" erweist sich auch hier wieder als e[…] Meister des Kriminalromans, wenn man di[…] Bezeichnung auf ein Buch anwenden will, das […] sowohl durch das darin behandelte Problem, […] auch durch die überlegene Art und Weise, wie […] der Autor damit abfindet, weit über den Du[rch]schnitt dieser Gattung erhebt.

11. **Huguettes Abenteuer. — Claude Char[…]boches Sekretär.** Von Guy Chant[e]pleure. Aus dem Französischen.
Zwei Lustspiele sind es eigentlich, die der unse[…] Lesern vorteilhaft bekannte Verfasser hier in N[o]vellenform bietet. So anspruchslos die amüsant[…] Geschichten auch sind, so muten sie doch durch […] Grazie der Darstellung, ihren echt französisch[…] Esprit aufs liebenswürdigste an.

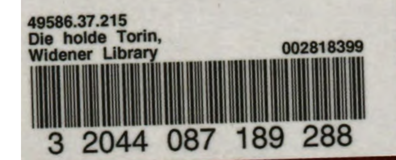
12. **Wenn ich der König wär'!** Von Justi[…] Huntly Mc Carthy. Aus dem En[g]lischen.
Die problematische Natur des zur Zeit Lud[…] des Elften lebenden namhaften Dichters Fra[…] Villon steht im Mittelpunkt dieser dramatis[…] wegten, flott und frisch erzählten Geschichte, […] reich an abenteuerlichen Vorgängen, zugleich […] interessantes historisches Gemälde darstellt.

13. 14. **Die holde Törin.** Von Ida Boy-[…]
„Die holde Törin" Phantasie ist es, die Ida Bo[…] hier in einer verführerischen und glänzenden Fra[…]gestalt verkörpert, die, im tiefsten Grunde schul[…] dennoch zur Verderberin der Männer wird, die […] nahen. Die Handlung hat den heißen Atem […] Leidenschaft und führt durch das Idyll des Kl[ein]stadtlebens, das Konzerttreiben Berlins in […] erhabenen Stimmungen Bayreuther Festspiel[e].

[…]rt, […] — *No. 586. Stuttgart, Silberburgstrasse 189, den 23. Februar 1907. — J. Engelhorn, Verlagsbuchhandlung.*

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.




49586.37.215
Die holde Torin,
Widener Library
002818399
3 2044 087 189 288